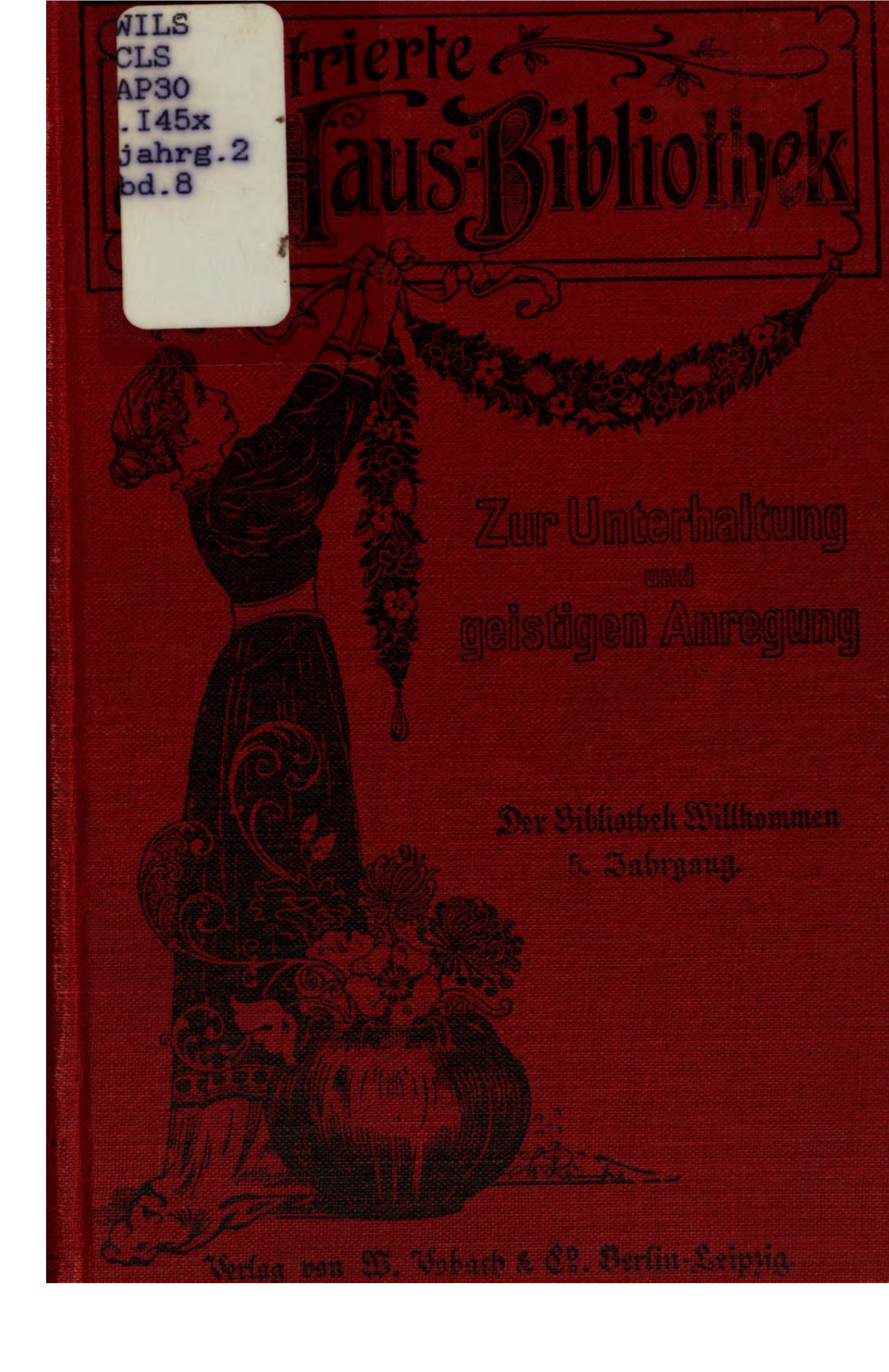
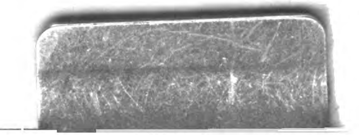
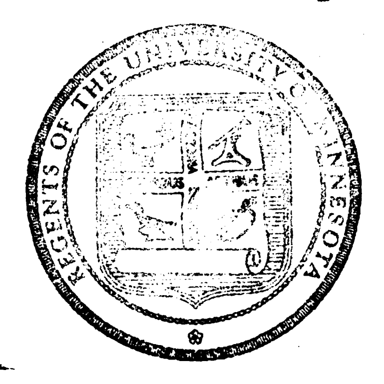

WILS
CLS
AP30
.I45x
jahrg.2
bd.8
trierte
aus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.
Verlag von W. Vobach & Co. Berlin-Leipzig.





Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II



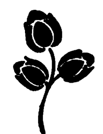
Kein Brot im Hause. Nach dem Gemälde von Julius Nadl.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung . . .
und geistigen Anregung

Band VIII

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung



Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.

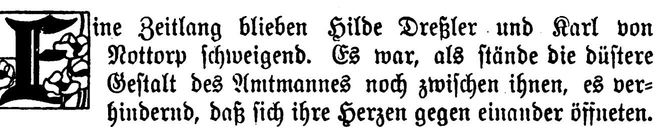




Pflug und Schwert.

Original-Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)



Eine Zeitlang blieben Hilde Dreßler und Karl von Nottorp schweigend. Es war, als stände die düstere Gestalt des Amtmannes noch zwischen ihnen, es verhindernd, daß sich ihre Herzen gegen einander öffneten. Eine tiefe, wie schamhafte Scheu hatte sich ihrer bemächtigt, etwas wie ein Zurückbeben vor dem ersten lauten Wort. Er, der eben noch vor dem Vater glühende Ausdrücke der Begeisterung gefunden hatte, blieb vor der Tochter stumm. Unmöglich erschien's ihm, vor einem Weibe eine derartig kalte, geschäftliche Sache zu erörtern, die ja auf einen Versuch hinauslief, Geld für die Ausführung von Hilde zu erlangen. Dennoch mußte es sein. Es war so, wie der Amtmann es gesagt hatte: in Hildes Hand, in der Hand einer Frau lag der Erfolg.

Und noch etwas anderes hielt ihn zurück. Er machte es sich nicht klar, warum es geschah, aber ihr Anblick beschwor eine Erinnerung aus der Vergangenheit in ihm herauf, die ihn in diesem Augenblicke schwer bedrückte. Jener Abend seiner Abreise zur Universität stieg in seinem Geiste herauf, der Abschied von Hilde. Da sie ihm die Rose gegeben und er sich über ihr junges, bleiches Gesicht gebeugt hatte, ihren Mund zu küssen.

Da war zartes Rot ihr in die Wangen gestiegen und in ihren Augen war es entglommen — lächelnd, träumend, ahnend.

Was hatte Hildes Seele damals geträumt, geahnt? Hatte sie mehr in diesen Kuß hineingelegt, als er ihr geben wollte, zu geben vermochte?

Zum ersten Male begriff Karl von Nottorp, was er Hilde damals angethan.

Ein knabenhaft oberflächliches Spiel war für ihn das Ganze gewesen, sie aber hatte wohl Hoffnungen daran geknüpft, die er nachher grausam enttäuscht hatte. Alle die langen Jahre hindurch, die er von ihr fern gewesen, hatte sie vielleicht an ihn gedacht, nur an ihn, und an seinen Kuß, mit dem er ihr ein zukünftiges, märchenhaftes Glück versprochen. Das Weib hatte er in ihr wachgeküßt, dieses Weib mit seinem ewigen, unauslöschlichen Sehnen nach Liebe. Und hatte dieses Sehnen ungestillt gelassen, war darüber hinweggeschritten mit achtlosen Füßen, wie über ein wertloses Nichts.

Warum aber dachte er jetzt daran, gerade jetzt? Warum fiel es ihm nun plötzlich so schwer aufs Herz, wie eine Schuld? Kam's daher, daß er mit ihr von dem Gelde sprechen wollte, von einer so peinlichen Sache, daß sie zwischen einem Manne und einer Frau nur dann verhandelt werden konnte, wenn sich um beide ein festes, heiliges Band schlang, das ihnen rückhaltlose Wahrheit zur Pflicht machte?

Und nun bebte er noch mehr davor zurück. Unmöglich erschien's ihm, daß er sprach. Was konnte er für ihre Hilfe, für ihr Eintreten bieten? Das Bewußtsein, für eine große Sache zu wirken? Wußte er nicht, daß das Weib nur in ganz seltenen Ausnahmen eine Sache von der sie vertretenden Person zu trennen vermochte, daß die Sache ihr nichts war, die Person dagegen alles?

Regine war eine solche Ausnahme. Ohne Rücksicht auf persönliche Interessen hatte sie sich der heiligen Sache der Menschenliebe gewidmet; dennoch war auch in ihr immer noch der weibliche Parteiinstinkt lebendig geblieben. Auch Karl von Nottorps Sache war eine Sache reiner Menschenliebe; sie aber hatte sie zurückgewiesen, weil die Person des Mannes ihr von

dieser Sache untrennbar erschienen war und weil sie diesen Mann nicht liebte.

Hilde aber — und er empfand es in diesem Augenblick als Gewißheit — liebte ihn.

Nur eines Wortes von ihm bedurfte es, um sie für sich zu gewinnen. Warum sprach er dieses Wort nicht aus? War er nicht frei?

Regine selbst hatte ihn frei gegeben.

Oder mißfiel ihm Hilde? Hielt er ein innigeres Zusammenleben mit ihr für unmöglich?

Aber damals, an jenem Abend, war etwas wie wirkliche Liebe für sie in ihm gewesen. Wenn er Regine nicht kennen gelernt hätte, würde die Erinnerung an Hilde nicht so schnell in ihm erloschen sein. Vielleicht, daß sich dann jene unbewußte Neigung für sie in seinem Herzen mit der Zeit zu der ernsten Leidenschaft des Mannes entwickelt hätte. Lieb hatte er sie ja stets gehabt.

Dennoch — nein, er vermochte es ihr nicht zu sagen. Wie er sich auch in geistigen Spitzfindigkeiten erging — das wahre Gefühl kam in ihm doch wieder zum Durchbruch. Heuchelei und Lüge wär's gewesen, wenn er ihr etwas gezeigt hätte, das nicht in ihm war, das wenigstens nicht in der Größe und Fülle in ihm war, um ein Werben um sie zu rechtfertigen. Seine Leidenschaft für das Werk war's, die ihn zur Lüge überreden wollte.

So schwieg er.

Hildes Augen ruhten starr auf seinem Gesichte. Nicht ein Zug, nicht eine Bewegung entging ihr. Sie las ihm jeden seiner wechselnden Gedanken von der Stirn. Und sie sah, wie er vor ihr zurückwich, wie er alles aufgab. Er liebte sie nicht, er vermochte es nicht. Und er vermochte nicht zu lügen. Nicht einmal um dieses großen Werkes willen, das alle seine Gedanken erfüllte, vermochte er ein unwahres Wort über seine Lippen zu bringen.

Ein Gefühl von tödlicher Kälte rieselte ihr durch die Glieder. Ohnmächtig fühlte sie sich, gedemütigt, matt und zerschlagen. Es war alles öde und leer um sie her und in ihr. Nur ein einziger, trostloser Schmerz lastete erstickend auf ihrem Herzen, eine einzige traurige Hoffnungslosigkeit.

Niemals würde auch nur der matte Schein des einst geträumten Glückes ihr werden. Sie war nicht geschaffen, geliebt zu werden. Niemals hatte jemand sie geliebt, nicht einmal der Vater, nicht der Bruder, nicht der Mann, dem ihre ganze Seele gehörte. Etwas mußte an ihr sein, daß sie der Liebe nicht würdig war. Ihre Fehler und Schwächen mußten so groß sein, daß kein Mensch sie lieben konnte. Und sie empfand Scham vor sich selbst, sie haßte sich.

Dennoch mußte es geschehen.

Und war's auf der anderen Seite nicht gut, daß er sie nicht liebte? So würde es ihn nicht sonderlich schmerzen, wenn er sie nachher wieder verlor. So würde sie nachher wieder aus seinem Leben verschwinden, ein wesenloser Schatten, der keine Spur zurückließ. Nachher, wenn geschehen war, was geschehen sollte.

Und es mußte geschehen.

Was auch daraus entstand; wenn er nicht sprechen wollte, nicht sprechen konnte, so mußte sie es thun.

Kalt und still wurde alles in ihr, da sie begann.

Sie ließ sich den Plan zu dem Werk von ihm wiederholen. Dann stellte sie dieselbe Frage, die vorhin der Amtmann gethan.

„Und das Geld? Woher wollen Sie das Geld dazu nehmen?"

Er wich unwillkürlich vor ihren seltsam blickenden Augen zurück.

„Ich hoffte, Ihr Herr Vater ..."

Mit einer Handbewegung schnitt sie das Weitere ab.

„Er sagte Ihnen, daß Sie sich an mich wenden sollen, nicht wahr?" Und da er wortlos nickte: „Nun wohl, ich bin bereit, Ihnen das Geld zu geben."

Wieder richtete sie die Augen auf ihn, und wieder erschrak er. Ein unendlicher Jammer blickte ihm aus ihnen entgegen, eine fast wahnsinnige Todesangst und dabei eine trostlose Hingabe, ohne den verklärenden Schimmer des freudigen Opfers.

Dennoch wußte er, daß sie ihn liebte. Er wußte, daß sie ihn nie so geliebt hatte, wie in diesem Augenblicke, da sie ihm soweit entgegenkam, daß er bloß die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu nehmen, wie sie war, mit allem, was sie hatte.

Ein unendliches, heißes Mitleid ergriff ihn. Und ein wilder ohnmächtiger Zorn gegen sich selbst. Warum vermochte er nicht

zu heucheln? War es denn so schwer, ihr von Liebe zu sprechen, da er doch etwas für sie empfand, das mit Liebe verwandt war, das vielleicht Liebe zu werden vermochte?

Plötzlich ergriff er ihre Hand. Jene trauervollen Gesichter der Not, der Sorge und des Elends tauchten wieder vor ihm auf. Um ihretwillen wollte er es thun.

„Hilde — ich habe dich lieb, sehr lieb! Nur — ich liebe dich nicht so, wie du geliebt zu werden verdienst!“

Ihre Hand zuckte in der seinen.

„Ich denke nur noch an das Werk, und an die, für die es gethan werden muß. Auf alles andere hab' ich verzichtet. Und darum — nicht wahr, es würde zu schwer für dich sein, mir die Hand dazu zu reichen?“

Kalt und leblos erschien ihm ihr Gesicht, das sich ein wenig zu ihm vorneigte. Kalt und leblos diese Augen, die starr an ihm vorüber ins Leere blickten. Als erhöbe sich dort aus dem Nichts ein düsterer Schatten, der winkte, der befahl.

„Nicht zu schwer!“ sagte Hilde tonlos, jedes Wort langsam vor sich hinflüsternd, unterbrochen von langen, schweren Pausen. „Und ich will es thun!“

Sie standen Hand in Hand, atemlos unter der furchtbaren Last, die auf beide drückte. Dann glitt ein schattenhaftes Lächeln um Hildens Lippen, herzzereißend, wie das letzte müde Lächeln einer Sterbenden. Sie wankte.

Aber da Karl von Nottorp sie an sich ziehen wollte, um sie zu stützen, sank sie lautlos in sich zusammen. Und ihr Kopf fiel schwer auf ihre Brust herab. Einen Augenblick lag sie so in seinen Armen ...

So fand sie der Amtmann.

XXV.

Im Thale unter dem Bilstein herrschte ein geschäftiges Leben. Um den Feuerbruch ging es. Zahllose Gräben zogen sich um den Felsen herum, dem tiefer gelegenen Möhnebach zu. Dieser sollte nach Nottorps Plan das abgeleitete Wasser des Moors aufnehmen. Seine erste Absicht, das Hindernis, das dem Abfluß des Wassers im Wege stand, den Bilstein

selbst zu sprengen, hatte er aufgegeben. Zwar hatte er die gelbe Kugel im Möhnequell gefunden und damit den Beweis für das Vorhandensein eines unterirdischen Abflusses. Aber die genauen Untersuchungen, die er durch das Auswerfen eines Schachtes in der Nähe der Felsen vorgenommen, hatten ergeben, daß dieser Abfluß in ungeheuerer Tiefe unter der Bodenfläche hindurchführen mußte. Einfacher und weniger kostspielig war's ihm daher erschienen, vom Möhnethal Gräben zum Feuerbruch heraufzuführen, die vorläufig in der Nähe des Moores endeten, ohne bis an den Rand des Wassers zu reichen. Der Durchstich sollte erst später geschehen, wenn erst alle Gräben fertig waren. Mit dem mittelsten wollte er alsdann beginnen, um allmählich nach beiden Seiten weiterschreitend zu den beiden äußersten zu gelangen und so ein langsames Abfließen des Wassers herbeizuführen. Der Möhnebach war nicht breit genug, all das Wasser des Bruchs auf einmal zu fassen, ohne daß er über die Ufer schwoll und dadurch das angrenzende Land vielleicht in Gefahr brachte.

Eine kleine Stadt von Bretterhütten erhob sich seitdem dort unten, bevölkert von den Arbeitern, die Karl von Nottorp für das Werk geworben. Drei Tage nach seiner entscheidenden Unterredung mit Hilde und dem Amtmann war aus der Hauptstadt ein Befehl der Regierung eingelaufen, den Einnehmer aus der Haft zu entlassen. Der König selbst hatte sich über diese Sache Vortrag halten lassen, die weit über den engen Raum des Thales hinaus Aufsehen erregt hatte. „Würde selbst ebenso gehandelt haben!“ hatte die königliche Hand am Rande des Berichtes vermerkt, den ihm das Ministerium eingereicht. „Gelder sind auf die Staatskasse zu übernehmen, weil zum Wohle des Volkes ausgegeben. Ebenso sind dem p. Nottorp die Auslagen seines Vaters zurückzuerstatten! Aber im Dienste als Einnehmer kann er nicht bleiben. Dazu ist der Staat nicht reich genug. Und darin hat der Landrat recht: ein Subalternbeamter darf nicht eigenmächtig verfahren. Man gebe dem p. Nottorp daher, wenn er's wünscht, eine Stellung mit größeren Machtvollkommenheiten, damit er besser nützen kann. Können Leute von solcher Gesinnung wohl brauchen.“

Nach dieser königlichen Entscheidung war gehandelt worden. Karl von Nottorp war aus der Haft entlassen, hatte den Rest des vom Vater hergegebenen Geldes erhalten und war wegen eines neuen Amtes befragt worden. Letzteres jedoch hatte er abgelehnt. Was sollte ihm ein noch so ehrenvolles Amt, wenn es ihn der Heimat entfremdete? Sein ganzes Sinnen erfüllte das Werk. Ehe es nicht ausgeführt war, wollte er an nichts anderes denken. Nachher war's immer noch Zeit, einen neuen Lebensberuf zu suchen. Wenn das dann überhaupt noch nötig war. Denn, wenn die versunkenen Aecker sich aus der Tiefe wieder erhoben, fing ja die eigentliche Arbeit erst an, das Urbarmachen, das Einteilen, damit das Land allen zugute käme.

Wie sich ja auch alle an dem Werke selbst beteiligten. Karl von Nottorps Aufruf war zur rechten Zeit erschienen, um den verzagenden Menschen des Thales neuen Mut und neue Hoffnung einzuflößen. Nicht nur, daß die Arbeit ihnen Brot gewährte und ihnen damit über die Not der Zeit hinweg half, sie versprach ihnen auch Großes für die Zukunft: Land für alle und damit auch Brot für alle.

So klangen bald Spitzhacke und Spaten durch das Steinfeld unter dem Bilstein, kräftige Männerhände durchwühlten das Erdreich, und des Abends, wenn vor den Bretterhütten kleine Feuer glühten, die Rastenden nach der Arbeit zu erwärmen, stieg hie und da schon wieder ein Lied zum dunklen Himmel empor, eines jener alten, einfachen Lieder, die sich durch die Mühsal und den Druck der Fremdherrschaft hindurch gerettet hatten und mit ihrem nie erfüllten Sehnen die Herzen dieses Volkes ewig jung erhielten.

Aus der Ferne pflegte Karl von Nottorp den ungekünstelten Tönen gern zu lauschen. Ihm war's, als sei das ein Lohn, wie ihn schöner und kostbarer kein Fürst zu geben vermochte. Ein singendes Volk — war das nicht ein Volk, das an das Glück glaubte? Dank und Gebet gleicherweise war ihnen das Lied.

Heute aber rasteten Hacke und Spaten, heute ruhten die Hände. Ein Fest galt es zu feiern. Zwar war's das Fest eines Einzelnen, dennoch war's jedem, als feiere er es selbst. Karl von Nottorps Hochzeitsfest.

Und die Männer holten ihre besten Kleider hervor, sammelten sich um die selbsterwählten Führer und stiegen zum Bilstein empor, nach Haus Nottorp, über dem heute wieder die alte Fahne des angestammten Geschlechtes wehte.

Haus Nottorp — eine Zuflucht dem Volke!

In langen Reihen zogen sie einher, bergauf. Mit ihnen zog das Lied. Hundertfüßig schien es zu dem alten Hause emporzuwallen, wie in der grauen Vorzeit, da Nottorps hörige Mannen diesen selben Weg emporgeschritten waren, damals in eisengepanzerten Wehren, heute ein Volk, das Blumen in den Händen trug, in diesen harten Händen, noch heiß von der Arbeit des Werks.

Seltsam! Zu allen Zeiten war den Männern des Thales die Rede nur karg und ungelenk über die Lippen geflossen, verächtlich war ihnen immer der Schwätzer und Wortheld erschienen. Wo aber ein Lied tönte, da blieben sie lauschend stehen und fielen endlich mit ein. Die unter dem Bilstein sprachen in Liedern.

* * *

Hilde hörte sie singen.

Sie saß allein in dem kleinen Turmzimmer, das sie noch immer bewohnte. Das Zimmer war ihr lieb geworden in diesen Zeiten. Es lag fernab von den Räumen des Vaters und des Bruders. Hoch über ihnen lag es, hierher drangen ihre Blicke voll Angst und Drohen nicht. Hier hatte sie Ruhe vor den heimlich flüsternden Stimmen, vor den verstörten Gesichtern, auf denen die nie schlummernde Furcht bebte. Die Furcht, daß ihr das verräterische Wort entschlüpfen könne.

Und würde es ihr nie entschlüpfen?

Heute wurde sie Karl von Nottorps Weib. Schon trug sie das weiße Feierkleid. Geschäftige Mädchenhände hatten es ihr angelegt, dort unten, in den Zimmern, die einst des Mannes Eltern bewohnt hatten und die nun sie bewohnen sollte. Sie und er. Diese Räume, die den Betrug gesehen, würden sie umfangen. Sie und ihn. Mit einander würden sie allein sein, dort, in einem ewigen Schweigen, das die stumme, nur ihr verständliche Sprache der Wände noch dumpfer und drückender für sie machte. Denn sie mußten schweigen. Weil diese Frau,

die sich da durch die weiten Räume schleppte, schweigen mußte. Zwischen sich und dem Manne, den sie liebte, der ihr Mann war, mußte sie das Schweigen aufrichten wie eine Mauer von Stein und Eisen. Niemals würden diese Mauern fallen, niemals würden sie den Weg zu einander finden.

Da man ihr vorhin den Hochzeitsstrauß in die Hand gegeben, hatte sie der Gedanke plötzlich überfallen, der Gedanke an das, was vor ihr lag. Und sie hatte Furcht gehabt, daß dieser Gedanke, jedem fremden Auge sichtbar, auf ihrer blassen Stirn geschrieben stehe.

Darum war sie heimlich fortgegangen, hierher, wo niemand sie sah, wo niemand das furchtbare Weinen ihres Herzens belauschte, dieses Weinen, von dem sie fürchtete, daß es ihr verräterische Thränen entpressen könne.

Nun, da sie das Lied der Nahenden hörte, drangen sie plötzlich unaufhaltsam hervor. Eines jener Lieder war's, aus denen die ganze, nie erfüllte Sehnsucht des Volkes sprach. Diese Sehnsucht, die das All zu umfassen strebte.

Auch in Hilde war diese Sehnsucht. Nach dem Glücke, sich selbst zu verlieren, nach schmerzvoller Wonne, nach Liebe. Aber ihr blieb das Lied verschlossen. Sie durfte nicht singend reden. Aus Furcht, daß ihr das Wort entschlüpfe.

Sie trat in die offene Balkonthür, lehnte die brennende Stirn an den kühlen Stein der Mauer und starrte grübelnd in die Tiefe hinab. Dort, zu Füßen des Bilstein, fast greifbar nahe, dehnte sich das Moor. Wie ein großes, starres Auge lugte es geheimnisvoll empor, wie es jahrhundertelang so emporgestarrt hatte, die Geheimnisse einer versunkenen Welt verbergend.

Und nun wollte einer dies Auge auslöschen, diese Geheimnisse aufdecken! Würde er auch das andere Geheimnis aufdecken, dieses Geheimnis, das sich hinter dem Auge seines Weibes verbarg?

Anfangs würde es ihr nicht zu schwer werden, es in sich zu bewahren. Solange der Ahnungslose an jenem Wasserauge dort unten arbeitete, um es auszulöschen. Dann aber, wenn es verschwunden war, wenn der Mann nach vollendetem Werke an den Herd seines Hauses zur Rast heimkehrte, wenn er Zeit fand, um sein Weib zu werben? Wenn er nun, da er das Glück der anderen geschaffen, auch das eigene zu schaffen strebte?

Wenn er das starre Schweigen empfand, das sich zwischen ihm und seinem Weibe aufbaute wie eine Mauer, wenn er diese Mauer hinwegzuräumen strebte?

Ja, sie ahnte es, sie wußte es, daß sie dann schwach werden, daß ihr dann das Wort entschlüpfen würde. Das Wort, das ihn und sie vernichten mußte.

Sie liebte ihn. Weil sie ihn liebte, wurde sie sein Weib, nicht nur, um das Unrecht wieder gut zu machen. Einem Anderen, Ungeliebten würde sie sich nicht geopfert haben. Ihm opferte sie sich.

Er aber liebte sie nicht. Noch nicht. Wie aber, wenn er sie eines Tages zu lieben anfing? Wenn er auch die Seele seines Weibes zu besitzen strebte, diese Seele, in der das Geheimnis war? —

Ein kalter Schauer durchrieselte Hilde, während sie auf dem Balkon stand, umleuchtet von der warmen Sonne des Frühlings. Mit einer schnellen, angstvollen Bewegung löste sie sich von der Mauer und trat an den Rand des Balkons. Lange starrte sie hinab in die zerklüfteten Steinmassen des Felsens zu ihren Füßen. Steil ragten sie zu ihr empor, wie ausgespreizte Finger einer Riesenhand, die nach ihr zu greifen schien.

Ja, sie griff nach ihr, der Bilstein wollte sie. Und warum sollte sie sich ihm nicht geben? Dann schwieg die Sehnsucht in ihr, dann entschlüpfte ihr das Wort nicht, dann war das Leid still in ihrem Herzen.

Ein irres Lächeln zuckte plötzlich um ihre Lippen, ihre Hände stützten sich auf das eiserne Umfassungsgitter, ihr myrtengekröntes Haupt senkte sich vornüber und ihre Füße hoben sich . . .

Nun aber klang das Lied wieder zu ihr herauf, nun schon ganz nahe. Das sehnsüchtige Lied.

Hilde taumelte von der Brüstung hinweg und sank in die Kniee. Ihr Herz klopfte in wilden Schlägen. Was hatte sie thun wollen!

Nicht die That selbst erschreckte sie. O, sie würde es eines Tages thun! Aber erst dann, wenn es Zeit war. Nicht jetzt. Wenn sie es jetzt that, war alles umsonst gewesen. Haus

Nottorp kam nur an den wahren Herrn zurück, wenn er es aus der Hand seines Weibes empfing.

Die Thür des kleinen Raumes ging auf, Amtmann Dreßler kam herein, hinter ihm die Schar der Mädchen, die Hilde das Brautgeleit geben wollten.

Das Gesicht des Vaters war bleich. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Aus seinen Augen sprach die feige Furcht!

„Der Pfarrer ist gekommen!“ stieß er tonlos heraus. Und leise setzte er hinzu: „Noch ist es Zeit! Wenn du dich anders besännst . . .“

Ihr Gesicht war so blaß, wie das seine. Aber aus ihren Augen sprach ein starrer Entschluß.

„Nein, Vater!“ Und zu den Mädchen: „Gehen wir!“

In der Thür wandte sie sich noch einmal zurück. Ihr Blick streifte über den Balkon. Dort lag warme Sonne, während hier im Innern des Hauses alles dunkel und kühl war.

In Hildes Augen kam ein seltsames, sehnsuchtsvolles Licht.

* * *

Und es blühten die ersten Rosen . . .

Ueberall blühten sie, an den Fenstern, auf den Tischen, in den Vasen auf dem Kamin. Ihr zartes Rot lugte aus den grünen Eichenguirlanden hervor, welche die Thüren umspannten, ihr weicher Duft füllte die Räume. Ueberallhin hatten die Mädchen, Hildes Brautführerinnen, sie verstreut, das Heim der Neuvermählten zu schmücken. Rote Rosen zeigte auch der Blumenstrauß, den Hilde in der Hand hielt.

Sie war allein in dem lauschigen Zimmer, das nun das ihre und das ihres Mannes war. Eine farbige Ampel warf einen matten Schein durch den Raum, die Möbel, die Bilder, die Winkel in leichte Schatten hüllend. Nur der Platz, wo Hilde saß, war hell beleuchtet.

Sie lag in einen Sessel zurückgelehnt, den Kopf hintenüber gebeugt, so daß der Strahl des Lichtes voll auf ihr blasses Gesicht, auf ihren dunklen Scheitel fiel. Ihre Linke hielt sie fest auf das Herz gedrückt, wie um den bangen Schlag da drinnen zu beruhigen, ihre Rechte hing schlaff hernieder.

Der Rosenstrauß war ihr entfallen. Neben ihr lag er auf dem Teppich, der den Fußboden bedeckte.

Sie lauschte.

Vom Gange draußen drangen die Stimmen herein, gedämpft und undeutlich. Dennoch vermochte Hilde die einzelnen zu unterscheiden. Karl von Nottorp sprach mit den Arbeitern vom Feuerbruch, die sich von ihm verabschiedeten. Dazwischen tönte hin und wieder, gezwungen und übermäßig laut klingend, die Stimme des Vaters, zuweilen auch die kalte, nüchterne des Bruders. Der hatte sich leicht in alles gefunden. Kein Zug seines Gesichtes verriet, daß er an das Vergangene dachte. Eine glückliche Natur hatte er, die sich schnell den Verhältnissen anzubequemen verstand und aus allem Vorteil zu ziehen wußte. Oder war seine Ruhe nur eine Maske, um weit ausschauende Pläne zu verbergen? Hilde fürchtete ihn fast noch mehr, als den Vater. Sie wußte, wie sehr er den neuen Schwager einst gehaßt hatte. Sie glaubte nicht daran, daß dieses Gefühl so spurlos aus dem Herzen des Landrates geschwunden war, wie er es zur Schau trug. Vielleicht wartete er nur seine Zeit ab.

Nun gingen die Arbeiter. Ihre harten Schuhe klapperten auf den Steinfliesen des Ganges und verhallten auf der Freitreppe. Draußen sprach Karl von Nottorp noch ein paar Worte mit dem Vater, dann ging auch dieser. Gleich mußte der Mann dort durch die Thür eintreten, dem Hilde Dreßler nun zu eigen war.

Eine tödliche Furcht ergriff sie plötzlich vor diesem ersten ungestörten Zusammensein. Sie schreckte aus dem Stuhl auf und eilte zu der zweiten Thür des Zimmers, die in die Küche und von dort in den Garten hinabführte. Wenn sie flüchtete? Wenn sie sich versteckte? Wenn sie es jetzt that, was sie vorhin gewollt hatte?

Aber mußte Karl von Nottorp dann nicht Verdacht schöpfen aus dieser That, für die er nach Beweggründen suchen würde?

So hatte sie es sich überlegt in diesen langen Wochen ihrer Brautschaft, so von vornherein schon den Entschluß gefaßt; anfangs noch unklar und verschwommen, dann aber allmählich heller und überzeugender werdend.



... Der Rosenstrauß war ihr entfallen. Neben ihr lag er auf dem Teppich, der den Fußboden bedeckte.

Hastig kehrte sie zu ihrem Stuhle zurück. Ihre Augen streiften dabei einen Spiegel und erblickten darin ein verstörtes Gesicht mit fahlen Zügen und zuckenden Lippen.

Auch das durfte nicht sein. Fröhlich aussehen mußte sie, wie von innerem Glück verklärt. Mußte lächeln, damit er nichts merke.

Als Karl von Rottorp eintrat, lächelte Hilde ihm entgegen. Sie erschien ihm schön in diesem Augenblicke, schön, wie er sie nie zuvor gesehen. In ihrem weißen, duftigen Kleide, das ihre schlanke Gestalt in zarten Wellen umfloß und aus dem sich der dunkle Scheitel fein und zierlich erhob; mit ihren großen, schüchtern blickenden Augen und mit diesem seltenen Lächeln um die halb geöffneten Lippen. Zum ersten Male sah er Hilde wieder, wie sie war. Wie er sie als Jüngling gesehen, damals, als er diese weichen Lippen geküßt hatte.

Und nun war sie sein.

Aber da er ihr nahte, wurde sie plötzlich wieder blaß und das Lächeln verschwand von ihrem Gesichte. Ihre Augen blickten wie entsetzt und ihre Hände tasteten wie einen Halt suchend umher.

Er blieb stehen. Die ganze Peinlichkeit seiner Lage kam plötzlich über ihn. Mit einem Schlage sah er klar vor Augen, wie ungeheuerlich, wie verfehlt, ja wie geradezu schlecht er gehandelt hatte. Niemals hätte er Hilde zu seiner Frau machen dürfen, solange er sie nicht liebte, wie sie ihn liebte. Zwar hatte er ihr die Wahrheit gesagt, aber er hätte ihre Einwilligung trotzdem nicht annehmen dürfen. Ein Kind war sie, das nicht wußte, was es that. Während er ein Mann war, der die Folgen seiner Thaten vorherzusehen verpflichtet war. Ihm, dem Manne, konnte das Werk alles sein, konnte sein ganzes Leben ausfüllen. Aber ihr Leben, ihr Glück lag anderswo. Lag im Glück des eigenen Herzens, lag in Liebe. Wer ihr die nicht zu geben vermochte, bestahl sie um ihr Glück.

Ahnte sie die Wahrheit, daß sie vor ihm zitterte?

Er sah den Rosenstrauß auf dem Teppich liegen und beugte sich mechanisch herab, ihn aufzuheben. Er legte ihn neben sich auf den Tisch, über dem die Ampel brannte. Auch seine Hand zitterte nun. Ein unendliches Mitleid für Hilde war in seinem Herzen.

„Bereust du, was heute geschehen?“ fragte er sanft und sah sie bekümmert an.

Sie mühte sich krampfhaft, ihr früheres Lächeln wiederzufinden. Aber es gelang ihr nicht. Müde ließ sie sich in den Stuhl sinken und schüttelte nur langsam den Kopf. Als horche sie auf eine ferne Stimme.

„Willst du allein sein, Hilde? Soll ich gehen?“

Er wartete eine Zeitlang auf die Antwort. Aber da sie nicht sprach, sondern nur lautlos die Lippen bewegte, wandte er sich zur Thür.

Plötzlich brach Hilde in Schluchzen aus. Und da er betroffen stehen blieb, streckte sie ihm beide Hände entgegen. Eine unsägliche Trauer war in ihren Augen zu lesen und dem stummen Flehen ihrer Lippen.

Mit ein paar Schritten war er bei ihr und berührte leise ihre Hände. Er beugte sich zu ihnen herab, um sie zu küssen. Hilde ließ es schweigend geschehen. Plötzlich aber dachte sie an das Bild, das sie an diesem Morgen vom Balkon aus gesehen, an die zerklüfteten Felsen des Bilsteins, die starr emporragten, ein ausgespreizter Finger einer Riesenhand, die nach ihr zu greifen schien.

Mußte es denn sein?

Sie war ja noch so jung. Sie hatte ja noch gar nicht gelebt. Und da sollte sie schon diesen dunklen Weg gehen?

Es war ihr, als müsse sie schreien, als müsse sie sich an etwas anklammern, um nicht da hinab zu fallen in das tote Nichts. Nur leben, nur einmal leben! Mochte dann kommen, was wollte.

Und Karl von Nottorp fühlte, wie sich sein junges Weib an ihn schmiegte und wie ihre zitternden Hände ihn umschlangen. Und ihre Augen blickten zu ihm auf, wie damals, da sie ihm die Rosenknospe zum Abschied gereicht.

Eine Sommernacht war's gewesen, wie diese heutige Nacht. Eine Frühsommernacht, in die noch der frische Hauch des Frühlings hineinwehte, der vom warmen Thale zu den Bergen emporstieg, die ernsten Häupter mit dem Grün neuer Jugend zu umkränzen. Im silberdurchwebten Gesträuch des Springbachs, der vom Waldhammersee niederplätschernd den Fuß des Bilstein mit glitzernder Fessel umzog, hatte eine Nachtigall

gesungen, wie sie auch jetzt draußen sang im Gebüsch vor dem Fenster.

Damals hatte Karl von Nottorp sich über das junge, bleiche Gesicht gebeugt und den weichen Mund geküßt ...

Da hatten Hildes Augen zu ihm aufgeblickt, so wie jetzt. Nicht mehr furchtsam, nicht mehr fragend — lächelnd, träumend, ahnend in heißem Sehnen.

Und Karl von Nottorp küßte sein Weib.

* * *

Mitten in der Nacht wachte Karl von Nottorp von einem markerschütternden Schrei auf, der ihm ins Ohr gedrungen. Erschreckt richtete er sich auf und lauschte. Lange Zeit blieb alles still, dann — plötzlich kam ein neuer Schrei.

Neben ihm ertönte er, ein langgezogener, schluchzender Schrei, wie in Todesnot herausgestoßen. Ein Schauer überrieselte ihn, dann ermannte er sich und sprang empor, um das Licht anzuzünden, das neben seinem Bette auf einem kleinen Tische stand.

Bei dem trüben Schein der Kerze sah er Hilde aufrecht in ihren Kissen sitzen. Ihre Augen waren weit geöffnet und blickten starr zu ihm hin. Aber es war offenbar, daß sie nicht sahen. Ein unsichtbares, schreckhaftes Gebilde schien sie zu fesseln und ihnen diesen furchtbaren Ausdruck wahnsinniger Furcht zu verleihen.

Bestürzt eilte er zu ihr hin und ergriff beruhigend ihre Hand. Leise schüttelte er sie, um sie dem Einfluß des Traumes zu entziehen, der sie augenscheinlich quälte.

Aber Hilde erwachte nicht, obwohl sie die Berührung zu empfinden schien. Voll grauenhaften Entsetzens starrte sie ihn an und suchte ihre Hand aus der seinigen zu befreien. Ueber ihre Lippen kamen abgerissene, unverständliche Worte:

„Laß mich, rühre mich nicht an! ... Deine Hände sind voll Blut! ... Und nun willst du auch ihn töten? ... Aber ich leide es nicht, ich stelle mich zwischen dich und ihn! Du hast ein schreckliches Lachen, Vater, das mir das Blut gerinnen macht! ... Du verwirrst mich mit deinem Lachen! ... Und mit deinen Augen ... sie blicken so finster ... Verstell' dich

nicht, ich hab' es doch gemerkt, wie du ihn eben angesehen hast, als er sich abwandte! ... Wenn du ihn noch einmal so ansiehst, sage ich es ihm ... alles sage ich ihm, alles! ... Er soll wissen, daß du ihn hassest ... Er muß sich vor dir hüten ... sich und mich ..."

Sie hielt wie erschöpft inne. Sie hatte nun ihre Hände befreit und bewegte sie ruhelos über die Bettdecke. Plötzlich aber zuckte es wieder in ihren Augen auf. Ihr ganzer Körper bog sich zusammen, wie von einer atemlosen Spannung bedrückt. Ihre Hände streckten sich weit vor, wie um etwas abzuwehren. Ihr Hals reckte sich hinaus und ihre Augen wurden ganz starr.

Dann wieder der jähe, furchtbare Schrei.

„Franz! Die Pistole weg! Wenn du schießest ..."

Ihre Arme fuhren auseinander und dann mit einer schnellen, reißenden Bewegung nach der Brust. Ihre Augen schlossen sich. Lautlos fiel sie hintenüber in die Kissen, wie von einem Schusse durchbohrt. Auf ihrem Antlitz war Leichenblässe. Ihr Atem stockte. Sie lag wie eine Tote.

Karl von Nottorp rieb ihr Schläfen und Pulse mit einem Handtuche, das er in kaltes Wasser getaucht hatte. Aber es dauerte lange, bis er sie zum Bewußtsein zurückbrachte.

Als sie ihn erkannte, als sie seine Anstalten sah, staunte sie.

„Was ist denn? Was machst du mit mir?"

Er betrachtete sie mit besorgten Blicken.

„Du träumtest, Hilde. Ein furchtbarer Traum muß dich bedrückt haben. Du schriest und sprachst wilde, verworrene Worte!"

Sie fuhr zusammen; in ihre Augen kam ein seltsamer, angstvoll flehender Ausdruck.

„Ich sprach? Was sprach ich?"

Er wiederholte es ihr. Und während er es that, sah sie immer mit jenem flehenden, forschenden Blick zu ihm auf. Dann, da er geendet, fiel sie matt in die Kissen zurück. Etwas, wie ein Lächeln huschte dabei um ihre entfärbten Lippen.

„Du weißt, daß ich lange krank war. Damals träumte ich ebenso. Wirre Dinge ohne Sinn und Verstand. Ich bin so lange allein gewesen. Aber nicht wahr, sobald ich wieder

einmal im Schlafe spreche, weckst du mich sofort! Und hast du einen Zusammenhang gefunden in dem, was ich sagte?"

„Nein, Hilde!"

Sie nickte leise.

„Gieb mir deine Hand, Liebster!" flüsterte sie. „Und nun will ich schlafen!"

Sie preßte ihre zarten Finger fest um seine Hand. Das gewährte ihr eine gewisse Ruhe, einen Halt. So würde sie doch nicht dieses schwindelnde Gefühl eines jähen Sturzes haben, mit dem ihre Träume stets begannen. So würde der Traum vielleicht überhaupt nicht wiederkehren. Dieser Traum, vor dem sie sich fürchtete, in dem vielleicht, ohne daß sie es wollte oder wußte, das Geheimnis über ihre Lippen drang, unaufhaltsam, wie von einer zwingenden Gewalt herausgestoßen.

So lag sie, seine Hand in der ihren, ihren Kopf an seiner Brust. Lag mit geschlossenen Augen, ängstlich in regelmäßigen Pausen atmend, damit er glauben sollte, sie schliefe. Aber sie schlief nicht. Sie wagte nicht zu schlafen.

Niemals mehr würde sie zu schlafen wagen, wenn Karl Nottorp zugegen war.

Und sie lag an seiner Brust und horchte auf die Schläge seines Herzens. Ruhig und friedlich schlug es, dieses geliebte Herz.

XXVI.

Junges Grün umhüllte den Wald. Ein herber, würziger Duft stieg empor aus dem vom Eiswasser des Winters durchtränkten Boden. In ihm brodelte und gluckste es wie von tausend unsichtbaren Quellen, aus denen der nährende Erdsaft aufquoll, eine kühle, schwere Luftschicht zwischen die alten Baumriesen spannend. Fiel irgendwo ein Sonnenstrahl hinein, so ergleißte langsam ein blausilbernes Licht, wie von schwerer Seide. Ein Raunen ging dann durch das weite Revier, ein leises Flüstern und Blätterneigen. Knisternd sprang die übrig gebliebene Hülse der Vorjahrsfrucht vom haltenden Zweig ins aufstrebende Moos des Waldbodens herab; aufhorchend hielt der Specht am Stamme inne in seinem emsigen Klopfen, während über ihm das Eichhorn erschreckt ins tiefe

Blättermeer tauchend verschwand. Unbekümmert aber gurrte auf den Lichtungen die Holztaube weiter, sich in der warmen Sonne badend.

Sommers Anfang war's bereits im Thale, hier aber unterm kühlen Laubdach des Waldes lachte noch der junge Lenz, ehe er weiter emporstieg zum nackten Felsgestein der Berghäupter, um dort leichten Sonnentod zu sterben.

Junger Lenz lachte auch im Herzen des Mannes, der aus dem Thale emporstieg. Ihm entgegen plätscherte geschwätzig der Springbach, der dem Feuerbruch die kühlere Flut des Bergsees zuführte. Henne Wulff aber schwieg. Stumm schritt er dahin im jungen Frühling seiner Liebe, während er des Vergangenen gedachte.

Noch waren die Wunden nicht vernarbt, die seinem Herzen geschlagen. Dennoch war wieder ein leises Singen in ihm von endlichem Glücke, ein stilles Lachen der Zuversicht. Kam's von dem Frühling um ihn her, von all dem leuchtenden, kraftvollen Weben und Leben, daß er die vordem für so schwer gehaltene Bürde nun so leicht trug, daß ihm das Vergangene fast klein und ohnmächtig erschien, daß diese strahlende, durch keinen düsteren Gedanken zu erdrückende Hoffnung in ihm war?

Fast als sei all das Schwere gar nicht ihm, sondern einem Andern, Fremden begegnet, so überdachte er das Vergangene.

Ein starrer Verfechter des Rechtes seiner Heimat, war er aus dem Kampfe heimgekehrt, ein unbeugsamer, unnachsichtiger Sieger. Voll Haß und Verachtung gegen alles, was anders dachte und fühlte.

Aber da hatte er Barba gefunden, im Schnee des Straßengrabens, das Weib des Franzosen, die Mutter des fremdblütigen Kindes — ein Verräterin am Vaterlande.

Hatte sie auch nur unter dem Zwange des Vaters gehandelt, sie hatte doch gehandelt. Anders, wie die Volksgenossen, die den fremden Zwang gesprengt. Eine Frevlerin war sie ihm erschienen, vom Druck ihrer Schuld darniedergebeugt.

„Heimat?" hatte sie aufgeschrieen, da er ihr die Anklage ins Gesicht geschleudert. „Hat das Weib eine Heimat? —

Gehe aus deinem Vaterlande und aus deinem Vaterhause und hange dem Manne an! — Der Mann erst giebt dem Weibe Vaterland und Heimat!"

Kalt und feindlich hatte das Wort Henne Wulff berührt. Als habe ein fremder Geist aus Barba zu ihm gesprochen. Ein Geist, der das Heiligste verneinte, das in ihm lebte, für das er gekämpft und geblutet. Ein Geist, den er nicht verstand.

Verstand er ihn nun besser?

Zwischen ihnen hatte damals das Brot gelegen, das er ihr gereicht. Durch seine Hand hatte das Vaterland es ihr gereicht. Sie aber hatte es nicht genommen. Weil es ihr in Haß gereicht war, als ein erniedrigendes Almosen, nicht als ein Recht!

Ja, damals hatte er in Barba nur die Anhängerin des fremden Unterdrückers gesehen. Nicht das Weib, das zwischen den kämpfenden Männern stand, nicht den Menschen, der litt.

Nun aber —

Die Not war in die Heimat gekommen, die Krankheit, der Tod. Die eben noch in Reih und Glied gegen den äußeren Feind gestanden hatten, eine durch das vergossene Blut zusammengekittete Mauer, an der der feindliche Anprall machtlos zerschellt war — diese selben Menschen hatte die Krankheit auseinandergesprengt, die Furcht vor dem unrühmlichen, schleichenden Tode des heimatlichen Bettes. Feind war einer dem anderen geworden.

Zwischen ihnen Barba, das Opfer, gegen die das empörte Volk Steine erhoben hatte.

Henne Wulff aber hatte Barba geschützt, gerettet. Unedel war's ihm erschienen, das Weib die Schuld des Mannes büßen zu lassen; verächtlich, gegen ein Weib die Hand zu erheben. Also stand das Weib wirklich außerhalb des Vaterlandes, außerhalb der Heimat, wie Barba es vordem gesagt?

Oder war's nur geschehen, weil er sie liebte, trotz alledem? Aber dann, wenn er sie liebte, wenn er es nur gethan hatte, um den Menschen, den er in ihr liebte, nicht leiden zu sehen — wo war das größere Recht, auf Barbas Seite oder auf der Seite derer, die ihr fluchten, weil sie das Vaterland mißachtet hatte?

Das war der Zwiespalt, der lange in Henne Wulff gewesen war.

Nun aber war auch er in den Kampf gerissen worden. Unter ihm wankte der Boden, den er ererbt, den seine Ahnen durch lange Jahrhunderte gehegt und gepflegt hatten. Seiner Hand suchte der Besitz zu entweichen.

Aber er hatte gekämpft, ein einsamer Mann. Was hatte es die Anderen gekümmert, daß er unterging, diese Anderen, ihm verwandt durch das gemeinsam für das Vaterland vergossene Blut? Sie alle hatten ähnlichen Kampf zu kämpfen, jeder für sich.

Nun, da es den eigenen, besonderen Vorteil galt, scharten sie sich nicht zu einander, die unzerbrechliche Mauer zu bilden. Jeder kämpfte für sich, alle gegen alle. Nur jene, die nichts besaßen, einten sich zu dem gemeinsamen Schrei der Not.

Was war stärker, das Vaterland oder die Not? hatte sich Henne Wulff da gefragt. Und — was war es überhaupt, dieses Vaterland? War's nur der eigene Besitz?

Er hatte keine Antwort gefunden. Gewaltsam hatte er die immer wieder in ihm auftauchende Frage zurückgedrängt. Er hatte den Besitz. Er mußte darum kämpfen. So gebot's ihm der geheiligte Glaube der Väter, so der eigene Vorteil, so sein Mannestum, das ihm ein Aufgeben des Kampfes unrühmlich und feige erscheinen ließ.

Da ihm Heimat und Vaterland jede Unterstützung versagt, hatte er zur Selbsthilfe gegriffen, als er das Wild jagte. Gegen das Gesetz. Und das Gesetz hatte ihn verfolgt und die Menschen mit dem Gesetz.

Wie gegen Barba hatten sie auch gegen ihn Steine erhoben ...

Eine seltsame Fügung des Schicksals erschien's ihm nun, daß jener Kampf ihn gerade zu Barba geführt hatte. Rechtlos war sie, wie er. Und sie hatte ihn aufgenommen.

Alles, was sie und der verachtete Vater besessen, hatten sie mit ihm geteilt. Sie hatten den Wunden gepflegt, wie einen Bruder. Nie war ein Laut des alten Grolles gegen ihn über ihre Lippen gekommen. Und zum ersten Male wieder, seit Henne Wulff vor dem befreienden Kriege die Heimat verlassen, hatte ihn das Gefühl warmer Heimatlichkeit umfangen. Oben, im gemiedenen Waldhammer, am Herdfeuer derer, die die Heimat ausgestoßen hatte.

War das Herdfeuer die wirkliche Heimat? War das Liebeslächeln in den Augen der Nächsten des Menschen wahres Vaterland?

Auch damals hatte Henne Wulff die Antwort noch nicht gefunden. Nun aber glaubte er sie gefunden zu haben, nun, da er durch den lachenden Waldfrühling bergan stieg, da er sich frei fühlte von der früheren, drückenden Last, da ihn nichts mehr an die väterliche Scholle fesselte.

Ein Besitzloser war er, ein Freier.

Unwillkürlich lächelte er über die Ahnen, die sich Freisassen, Freibauern voll Stolz genannt, während sie Sklaven ihrer Scholle gewesen waren. Der Scholle Herren hatten sie sich gedünkt und hatten ihr doch nur gedient, wie ihr auch das Getier diente. Mensch und Getier hatte die Scholle kümmerlich genährt und dafür hatten sie ihr gedient, der kargen, spröden, feindlichen Scholle, während doch die Erde so groß und so reich war.

Nun war Henne Wulff frei von der Scholle. Und in ihm sang der junge Weltfrühling, sang die junge Menschenliebe ...

* * *

Drei Wochen lang hatte er nach jener Nacht des Ueberfalles im Waldhammer geweilt, zwischen Dittmar, Barba und dem Kinde, ungestört und unbelästigt von Amtmann Dreßlers Leuten. Seltsam war's ihm erschienen, daß niemand nach ihm gefragt, niemand ihn vor Gericht gefordert hatte, da man ihn doch in jener Nacht erkannt. Jeden Augenblick hatte er geglaubt, die Gensdarmen im Waldhammer erscheinen zu sehen, um ihn fortzuführen. Aber niemand war gekommen.

Dittmar, der Waldhammerschmied, aber hatte seiner Sorge nur gelacht. Ein seltsames, überlegenes Lachen, da er erfahren, daß es des Amtmanns Leute gewesen, die Henne Wulff verfolgt hatten.

„Des Amtmannes?“ hatte er gefragt und in einem bestimmten, fast höhnischen Tone hinzugesetzt: „Sie werden nicht kommen, des Amtmanns Leute!“

Und sie waren nicht gekommen.

Anfangs war Dittmar dem Flüchtling fremd, fast feindselig begegnet. Den Haß, den er gegen Henne Wulffs Vater

gehegt, schien er auch auf den Sohn zu übertragen. Und etwas Neues schien noch dazu gekommen, etwas wie Furcht. Als ob er ein Alleinsein Henne Wulffs mit Barba fürchte. Oft, wenn dieser mit Barba sprach, sah er plötzlich Dittmars Augen mit einem seltsamen, argwöhnischen und drohenden und doch gleichzeitig fast wie flehenden Ausdrucke auf sich gerichtet. Niemals ließ Dittmar die beiden allein.

Henne Wulff ahnte den Grund. Jahrelang war Dittmar einsam und freundlos gewesen.

Endlich aber war Barba heimgekehrt, Barba und das Kind. Wie ein Sonnenstrahl, der nur ein einziges Mal in sein düsteres, nachtdunkles Leben fällt. War's da ein Wunder, daß Dittmar diesen Sonnenstrahl liebte mit aller Kraft seiner wilden, verschmachtenden Seele? Daß er jeden fürchtete und haßte, der Miene machte, zwischen ihn und diesen Sonnenstrahl zu treten?

Weil Dittmar Barba liebte, fürchtete er Henne Wulff. Für Dittmar war Barba Vaterland und Heimat, Scholle und Herdfeuer. Und er gönnte sie keinem anderen.

Aber auch Henne Wulff liebte Barba.

Schon als Mädchen hatte er sie geliebt. Dennoch war ihm damals ihr inneres Wesen stets fremd geblieben. Niemals war er mit ihr in innigere Berührung gekommen. Nun aber, in der Abgeschiedenheit des Waldhammers, in der erzwungenen Einsamkeit der Flucht, in der Stille der Krankenstube war er ihr täglich näher getreten. Ihre zarte, schweigende Fürsorge, ihre allezeit sich gleichbleibende, durch das erfahrene Leid gefestigte Ruhe, ihre fast übermenschliche Milde, mit der sie über nichts den Stab brach, sondern alles menschlich begreiflich und entschuldbar fand — alles das hatte sein durch den Kampf erbittertes Herz geöffnet, hatte die Sehnsucht nach Frieden, nach Glück in ihm zu heißer Glut angefacht. Und dann — ein neues, wundersames Gefühl war's für ihn, der schon als Knabe die Mutter verloren, so den warmen, weichen Hauch weiblichen Waltens um sich zu verspüren.

Allen Bewegungen Barbas folgte er aus diesem Gefühl heraus mit brennender Lust, mit einem seltsamen, inneren Genießen, als sei er es selbst, dem jene Bewegungen gälten.

Wunderbare Einbildungen hatte er in dieser Zeit, so stark, daß er ihre Wirkungen an sich selbst deutlich zu empfinden glaubte. Wenn Barba den Vater zum Essen rief, so klang diese weiche, halb singende Stimme nicht dem mürrischen Alten, sondern Henne Wulff; wenn Barba dem Knaben zulächelte, so fiel dieses Lächeln wie ein Lichtblick in Henne Wulffs Seele; wenn Barba betete, wie sie es des Abends vor dem Herdfeuer that, wenn die Nacht hereinbrach, so fühlte Henne Wulff sich rein von Sünde durch dieses Gebet. Immer und überall that Barba alles für Henne Wulff, für ihn allein lebte sie, und mit ihm allein.

Nur Nebelgestalten waren jene anderen, Dittmar, ihr Vater, und Johannes, ihr Knabe. Nebelgestalten, die wirkungslos und unschädlich zwischen ihnen hindurchzogen, ohne Barbas Bild zu trüben.

Und es war schön, dieses Bild. Nicht vor jener lachenden Schönheit, die Barba als Mädchen besessen, nicht vor jener düsteren, verzweifelten Schönheit, da Henne Wulff sie im Schnee gefunden. Eine andere Schönheit schmückte Barba nun. Ein unendliches Mitleid mit den anderen und mit sich selbst war's, was ihrem Gesichte diese tiefe, von innen herausstrahlende Schönheit verlieh, das Mitleid und die werkthätige Fürsorge. Barba liebte den Vater und den Knaben, und weil sie sie liebte, schaffte sie für sie. Für die finstere, einsame Waldhammerschmiede war sie der Sonnenstrahl, der tags alles mit freundlichem Lichte überflutete, war sie das Herdfeuer, das abends selbst die düstersten Winkel mit Wärme füllte.

Ja, das Herdfeuer! Sie entzündete es mit ihren flinken, stillen Händen und es machte sie schön. Das Herdfeuer war ihre Heimat.

Und Henne Wulff begann das Herdfeuer zu lieben. Und alle, die um dieses Herdfeuer saßen, Dittmar und den Knaben.

Als er den Knaben zum ersten Male an sich zog, ihm das dunkle Haar aus der Stirn zu streichen und ihm in die großen, fremd blickenden Augen zu schauen, da überkam ihn noch einmal ein kaltes, fast feindseliges Gefühl. In dem Gesichte des Knaben erblickte er das verhaßte des Vaters, des Fremden. Schon wollte er ihn von sich stoßen.



„Bist du der Vater, fremder Mann?“

Aber der Knabe verstand wohl nicht die Bewegung. Scheu war er schon während der letzten Tage um Henne Wulff herumgeschlichen, wie mit einer Frage auf den kindlichen Lippen.

Nun schmiegte er sich plötzlich weich in Henne Wulffs Arme, und seine Augen sahen zutraulich auf. Ueber seine Lippen aber kam jene Frage:

„Bist du der Vater, fremder Mann?“

Henne Wulff erbebte. Das Kind hatte eine traurige, müde Stimme. Und dann die seltsame Zusammenstellung der Worte. Der Vater ein fremder Mann!

Aber war's nicht Wahrheit, was unbewußt aus den Worten hervorgeklungen? Schienen sie nicht ein Schicksal von furchtbarer, erdrückender Wucht aufzubauen für das schwache Kind? Fremd würde es sein, ewig fremd und einsam unter den Menschen des Thales, ohne Heimat, ohne Vaterland!

Nun verstand Henne Wulff plötzlich auch den Sinn von Barbas Frage an jenem Abend im Schnee. Auf das eiserne Kreuz an seiner Brust hatte sie gedeutet und dann auf das Kind in ihrem Arm.

„Würde es mich schützen, Henne Wulff? Würde es das Kind schützen, auch vor dir selbst?“

Damals hatte er verlangt, ihren Weg mit ihr zusammen zu gehen. Mitleidig aber hatte sie ihn zurückgewiesen. Nicht stark genug hatte sie ihn geglaubt für diesen Weg. Und hatte sie nicht Recht gehabt? Hatte er es sich selbst nicht damals gesagt?

Nun aber, war er nun stark genug geworden?

Und er fühlte, daß er jetzt auch Barbas Mitleid verstand. Das Mitleid mit allen denen wars, die unter harte Menschensatzung, unter angestammten Begriffen gebeugt ihr Dasein hinschleppten, Sklaven fremder Gedanken, fremder Fehler und fremder Tugenden. Während doch die Erlösung nur der eigene Gedanke brachte. Und jenes Mitleid schwoll nun auch in seinem Herzen.

Der Knabe hatte die Augen des Franzosen, die Haare, das ganze blasse Gesicht des Franzosen. Aber Henne Wulff beugte sich zu diesen Augen, zu diesen Haaren, diesem Gesichte nieder. Und er küßte die reine Stirn des Knaben.

„Wenn du es willst, und wenn deine Mutter es will,“ sagte er leise, „so will ich dein Vater sein!“

Er zog ihn noch fester in seine Arme und küßte nun auch den jungen, blassen Mund.

Aber da er dann aufschaute, sah er in Barbas Augen.

Sie stand am Herdfeuer, das Gesicht bestrahlt von der rötlichen, warmen Flamme. Mit gefalteten Händen stand sie, wie Worten lauschend, die aus der Ferne her undeutlich an ihr Ohr drangen. Noch schien sie den Sinn nicht zu verstehen. Aber ein heller Schein der Erwartung lag auf dem warmen Gesicht, bis Henne Wulff den Knaben aus seinen Armen löste und ihn Barba zuschob.

„Gehe hin, Johannes, und frage die Mutter!“

Er sah, daß sie ihn nun verstand. Sie zog das Kind an sich und küßte es auf Stirn und Lippen. Sie weinte dabei. Aber es waren keine Thränen des Mitleids, der Entsagung mehr; Thränen der Freude, der Hoffnung.

Dann stand sie langsam auf und kam zu Henne Wulff. Und während sie ihm den Knaben wieder in die Arme legte, strich ihre Hand dem Manne leise und zärtlich ein paarmal über das Haar.

„Ich will es, Henne Wulff!“ sagte sie.

Und das war ihr Verlöbnis.

* * *

„Ein armer Mann bin ich, Barba!“ hatte er später gesagt. „Ein Mann, dem nichts blieb als die Kraft seiner Hände. Willst du dich diesen Händen anvertrauen, dich und das Kind?“

Und Barba hatte gelächelt.

„Ich will es, Henne Wulff!“

„Aber ...“ Er zögerte. Es wurde ihm doch schwer, davon zu sprechen. Doch es mußte sein.

„Erinnerst du dich dessen, was du mir einst erwidertest? Daß das Weib Vaterland und Vaterhaus lassen müsse und dem Manne anhangen? Würdest du es auch um mich können, Barba?“

Auch Barba zögerte einen Augenblick. Sie dachte wohl an den Vater. Und sie wußte noch nicht, was Henne Wulff mit seiner Frage wollte. Dann aber kehrte das vertrauende Lächeln auf ihr Gesicht zurück.

„Wir werden von hier fortgehen müssen, Barba. Um deinetwillen, um des Kindes willen, und auch um meinet=

willen. Du und das Kind — du weißt, was ich meine. Die Menschen hier — ich hasse sie nicht, ich war selbst, wie sie. Ich bemitleide sie nur. Weil sie es nicht besser wissen, weil sie nicht vergessen können. Ich glaube, vergessen können sie alles. Aber so, wie sie nun sind — sie würden dem Kinde allen Sonnenschein nehmen, alle Freude. Und der Mensch braucht Freude; ein Kind braucht mehr Freude, als die Erwachsenen. Der Erwachsene hat seine Gedanken, seine Arbeit; das Kind aber hat nur seine Freude. Wer ihm die nimmt, nimmt ihm alles. Und sie würden sie ihm nehmen. Darum ist es für das Kind besser, wenn wir fortgehen. Weit fort, wo niemand es kennt; wo es frei sein kann."

Barba nickte.

„Es ist wahr, Henne!" sagte sie einfach. „Thu', was du willst!"

„Und auch für mich wird es besser sein, zu gehen!" fuhr er fort, während eine leise Röte ihm ins Gesicht stieg. „Halte mich nicht für feige, Barba. Glaube nicht, daß ich vor den Böswilligen zurückschrecke. Wenn du das dächtest, würde ich lieber bleiben wollen."

„Ich glaube es nicht, Henne, und ich denke es nicht."

Mit einem warmen Blick des Dankes sah er zu ihr auf.

„Denn ich möchte mich nicht vor dir schämen, Barba, wenn du mein Weib bist. Schämen, wie ich mich schäme, wenn ich daran zurückdenke, wie ich damals vor dir zurückwich. Damals war ich kein Mann, Barba."

Er hatte es ihr schon lange sagen wollen, was er jetzt darüber dachte, wie er früher gewesen war. Aber er war immer davor zurückgebebt. Er hatte noch nicht gewußt, was das Herdfeuer bedeutete, diese warme, ruhige Flamme, die dem einen im Herzen des andern auch den verborgensten Winkel des Herzens erleuchtete. Nun aber wußte er es, und das Herdfeuer machte ihn stark, es zu bekennen.

Aber machte es den Mann stark, so machte es das Weib weich.

„Denke nicht mehr daran, Henne," sagte Barba leise, während sie seinen Kopf mit dem Arm umschlang und ihn für

einen Augenblick an ihre Brust zog. „Sprich nicht davon! Ich selbst habe es längst vergessen.“

Henne Wulff lehnte sich in ihren Arm zurück und lauschte auf das Klopfen in ihrer Brust, dieses leise Klopfen des Herzens, das nun ihm gehörte.

„Ja, wir wollen fortgehen, Barba. Auch um meinetwillen. Denn was soll ich noch hier? Der Wulffshof ist niedergebrannt, die Aecker verschuldet, die Ernte vernichtet. Wie soll ich das Gut noch halten? Vielleicht kauft es der Amtmann, vielleicht auch der Kaufmann in der Stadt, für das Geld, das ich ihm schulde. Wenn noch eine Kleinigkeit bei dem Verkaufe herauskommt, womit wir uns ein Heim gründen könnten, fern von hier ... Ich habe von dem neuen Lande gehört jenseits des Ozeans. Viele sollen dort ihr Glück gefunden haben, denen es hier versagt blieb. Würdest du mit dorthin gehen, Barba?“

„Ja, Henne!“

„Und auch dein Vater ... auch für ihn wäre es gut, wenn er von hier fortginge. Soll ich's ihm sagen, Barba?“

Sie zuckte unwillkürlich zusammen und ihr Gesicht wurde blaß.

„Der Vater ...“ murmelte sie. „O, ich habe ihn vergessen!“

Dennoch löste sie den Arm nicht von seinem Halse. Als gehöre sie hierher an seine Seite; als könne nichts mehr sie von ihm trennen.

Henne Wulff sah bekümmert zu ihr auf.

„Er liebt mich nicht,“ sagte er leise. „Er haßt mich noch immer?“

Etwas, wie ein Frösteln überlief Barba.

„Dich? Weniger dich, Henne. Aber dein Vater ... er kann's nicht vergessen, daß dein Vater unter denen war, die ihn ehrlos machten ...“

Henne Wulff fuhr erregt empor.

„Das glaubt er? Aber — wenn ich ihm bewiese, daß es nicht wahr ist? daß mein Vater ihn im Gegenteil verteidigt hat, daß er ihn wenigstens nicht ungehört verurteilen wollte?“

Nun löste sich doch der weiche Arm von seinem Halse.

„Das könntest du, Henne? O, dann thu' es, thu' es bald! Sieh, das Einzige war's, was mir das Herz noch schwer machte. Wenn ich an meinen Vater dachte, wenn ich mir vorstellte, wie er voll Bitterkeit und Groll unser Glück sehen würde. Denn er hat mich lieb. Lieb, wie er sonst nichts auf der Welt lieb hat. Und nun setze dich an seine Stelle: sehen zu müssen, wie das eigene Kind zum Feinde übergeht! Er kann ja nichts vergessen! Ihm frißt die Erinnerung am Herzen. Aber nun, Henne, wenn er einsähe, daß er sich geirrt hat, daß nichts zwischen ihm und dir steht. Thu's bald, Henne, thu's bald!"

Sie warf sich vor ihm nieder auf die Kniee und bat ihn mit aufgehobenen Händen. Thränen standen in ihren Augen, Thränen des Mitleids, Thränen der Freude.

Henne Wulffs Stimme zitterte, da er ihre Ergriffenheit sah.

„Morgen, Barba! Morgen gehe ich, die Schrift meines Vaters zu holen. Und er wird sie lesen und nichts mehr wird zwischen uns stehen!"

* * *

Nun lachte der junge Lenz des Waldes auch in Henne Wulff, während er den plätschernden Springbach entlang bergan stieg, dem Waldhammer zu. In der Frühe des Morgens bereits war er zum Wulffshof gegangen, jenen letzten Brief des Vaters zu holen. Unbemerkt war er hinabgekommen auf versteckten Waldpfaden und dann querfeldein, das Dorf vermeidend. Aber am Feuerbruch war er einen Augenblick stehen geblieben, um nach dem Bilstein hinüberzuspähen, erstaunt über das ungewohnte Leben, das am Fuße des Felsens herrschte. Das Klingen des durch den Stein getriebenen Eisens tönte von dort zu ihm herüber, das Rufen von Stimmen, das Knarren von Rädern. Männer in blauen Arbeiterkitteln schwangen Spitzhacke und Spaten, hoben das Erdreich aus und führten es auf kleinen Handkarren um den Felsen herum dem Möhnebach zu. Ueber das nickende Schilfrohr des Feuerbruchs aber erhob sich eine kleine Stadt von Bretterhütten,

zwischen denen blauer Rauch in dünnen Säulen zum Morgenhimmel emporstieg.

Und über dem allen stand auf einem Felsvorsprung eine hohe, jugendliche Gestalt, die nach allen Seiten hin Befehle erteilte und Anweisung gab. Die Stimme drang zu dem Lauschenden hell und klar herüber.

Er kannte diese Stimme. Eben so hell und klar, wie jetzt, hatte er sie einst gehört, in den Schlachten, in die Rittmeister Karl von Nottorp die jungen Männer des Thales gegen den Feind geführt. Ihnen allen war's eine Lust gewesen, dieser frischen, tönenden Stimme zu folgen. Auch Henne Wulff war ihr gefolgt.

Lange her schien's ihm schon.

Aber nun folgte er ihr nicht mehr. Kein Weg führte seitab, aus der Enge des Thales in die ferne, unbekannte Weite der großen Welt.

Schwer war's doch, sein Herz von allem zu lösen, was ihm bisher teuer gewesen. —

Er fand den Wulffshof verlassen und öde liegend. Finster wurde sein Auge, da es über die Ruinen des Brandes glitt. Schlimmer sah's jetzt aus, als zur Zeit, da es die Franzosen verlassen. Diebische Hände hatten das Vieh aus den unbeaufsichtigten Ställen entführt, den Speicher geleert, die Rüstkammer erbrochen. Nichts war von ihnen verschont geblieben.

Hastig wandte er sich ab. Angst überfiel ihn plötzlich, daß auch der Kasten, in dem er den Brief des Vaters verwahrt hatte, beraubt sein könne. Eilig trat er in die Stube.

Auch hier dasselbe Bild der Zerstörung. Die Fensterscheiben zerbrochen, die Schränke geleert, die Stühle fortgeschleppt. Mitten auf der Diele stand der Kasten, offen, der Deckel abgerissen, der Inhalt über den Fußboden verstreut. Das Geld fehlte.

Aber ihm war's jetzt nicht um das Geld! Der Brief!

Lange suchte Henne Wulff. Jeden einzelnen Gegenstand wendete er wiederholt in der Hand, sammelte sorgfältig die überall umherliegenden Papierfetzen. Eine Lust schien's den

Eindringlingen gewesen, alles zu zerreißen, unbrauchbar zu machen.

Endlich fiel ihm ein Stück des Briefes in die Hände. Das Stück, welches die Unterschrift seines Vaters enthielt. Fieberhaft suchte er weiter. Er hoffte nun wieder. Wenn es ihm gelang, auch das Uebrige aus dem Schutt hervorzuholen!

Er hatte es wohl empfunden, wie stark Barba an dem Vater hing. Nie würde sie ganz glücklich sein können, so lange noch ein Schatten des Verdachtes zwischen ihrem Vater und dem Manne stand, dem sie sich angelobt hatte!

In einem staubigen Winkel fand er ein zweites Stück des Briefes, ein drittes in der Küche, in der Nähe des Herdes, ein viertes unter dem leeren Bett der Kammer.

Und nun hatte er den Brief beisammen. Er legte die einzelnen Stücke aneinander und las. Und es fehlte nicht ein Wort.

Wie von einem Alp befreit, atmete er auf. Dann, ohne weiteren Aufenthalt, ohne sich noch einmal umzusehen, schritt er wieder über das Feld dem Walde zu. Ihn berührte nicht mehr, was hinter ihm blieb.

Und doch hatte er einst dafür gekämpft, wie für ein Heiliges, Unverletzliches.

* * *

Als er wieder in den Waldhammer trat, kam ihm Dittmar entgegen.

Hatte Barba bereits mit dem Vater gesprochen?

Das Gesicht des alten Mannes war totenblaß, seine Augen glühten in einem seltsamen, verzehrenden Lichte.

„Ich weiß!“ stieß er heiser, keuchend heraus, als Henne Wulff sprechen wollte. „Barba sagte, daß ... daß Ihr beweisen wolltet ... nicht Euer Vater sei's gewesen, der mich damals verurteilt!“

Henne Wulff nickte ernst. „Nicht mein Vater!“ Er gab ihm den Brief. „Das Blatt ist zerrissen, aber wenn Ihr es zusammenfügt ...“

Jener ließ ihn nicht ausreden. Das Papier zitterte in seinen Händen, seine Augen fuhren darüber hin, wie um zu lesen. Aber die flackernden, unstäten Augen sahen nichts.

„Nicht Euer Vater!" wiederholte er lallend. Plötzlich drang ihm blaurotes Blut gewaltsam in Schläfen und Wangen. Wie einen Schrei der höchsten Not stieß er die Frage heraus. „Auch nicht der Nottorp? Auch nicht der Nottorp?"

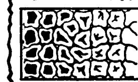
„Auch nicht der Nottorp!"

„Dann —"

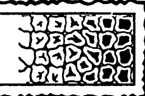
Er brachte keinen Laut mehr hervor. Stumm wandte er sich ab und ging, das Papier in der Hand zusammenballend, langsam, schwankenden Schrittes in seine Stube, die er hinter sich verschloß.

(Fortsetzung folgt.)





Deutsche Dichtergrüße.



Leer ist der Tag.

Julius Wolf.

Leer ist der Tag, er geht zu Ende,
Fort, heißes, unbarmherziges Licht!
Komm, süße Trösterin Nacht, und sende
Herauf mir mein liebes Traumgesicht.

Dann seh' ich ihn wieder mit Entzücken,
Den Stern meines Lebens, der mir verblich,
Und ich darf an die sehnende Brust ihn drücken,
Und es träumet mein Herz, er liebte mich.

Seine Hand so warm, seine Lippen so wonnig,
Und er spricht es zu mir, das berückende Wort,
Seine Stirn so klar, sein Auge so sonnig,
Durch alle Himmel trägt er mich fort. —

Und das alles nicht wahr, geträumt und gelogen!
Und vom dämmernden Morgen der kühle Bescheid:
Tot, Liebe und Hoffnung, verschmäht und betrogen,
Lebendig nur Schmerz und unendliches Leid.

Nicht lieben zu dürfen, nicht hassen zu können,
O grausame Qualen, wer hat euch erdacht?
Und wollen die Tage das Glück mir nicht gönnen,
So belüge denn du mich, sinkende Nacht.

(Aus „Der wilde Jäger".)



Die Festlichkeiten bei Hofe.

Eine Skizze von A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Fräulein Clara von Gersdorff,
Hofdame der deutschen Kaiserin.

Hoffestlichkeiten! Es giebt nur wenige, die sich dem lockenden Zauber dieses Wortes entziehen können, gipfelt doch in ihnen das gesellschaftliche Leben der Reichshauptstadt. — Schon am Ende des Sommers beginnen in den Kreisen, die dem Hofe nahe stehen, die ersten Beratungen über die Teilnahme an den Hoffestlichkeiten und die hochwichtigen Besprechungen über die Toiletten, welche die Damen bei dieser Gelegenheit tragen werden. Müssen doch diese Toiletten schon im Herbst angefertigt werden und bei Beginn der Hoffestlichkeiten fertig vorliegen, da in der Hauptsaison selbst die größten Mode-Ateliers der Hauptstadt nicht im stande sind, Bestellungen in kurzer Zeit auszuführen, um die Sachen pünktlich abzuliefern. Die vorsichtigen Damen der Hofgesellschaft lassen sich daher die 6—8 Galaroben, die sie für die Hoffestlichkeiten brauchen werden, gewöhnlich schon im September fertig stellen, um die Sachen für die Wintersaison vollständig parat zu haben. Nicht nur die Damen, die stetig in den Hofkreisen verkehren und selbst zur Hofgesellschaft gehören, haben ein großes Interesse an den Hoffestlichkeiten, sondern auch alle die Damen, jung und

alt, die in den Zeitungen alljährlich die Beschreibung der prunkvollen Festlichkeiten gelesen haben. Die Zeitungsberichte schildern indes nur die Aeußerlichkeiten der Hoffeste; das, was sich „hinter den Coulissen" abspielt, ist aber hochinteressant, und es wird unseren Lesern unzweifelhaft Vergnügen machen, im Folgenden auch von diesen Intimitäten der Hoffeste Genaueres zu erfahren. Tausende von Damen wünschen natürlich, sich an diesen Hoffestlichkeiten zu beteiligen, nicht als Zuschauerinnen auf der Galerie, sondern als Eingeladene, aber nur wenige unter diesen Tausenden werden des Glücks und der Ehre wirklich teilhaftig, denn mit Rücksicht auf die Räumlichkeiten können mit Einladungen nur diejenigen Personen bedacht werden, welche infolge der eigenen Rangordnung oder des Ranges der Ehegatten befugt sind, sich zur Vorstellung bei den Majestäten zu melden, also „hoffähig" sind. Die Hofrangordnung und das Reglement betreffend „Anmeldung, Vorstellung und Audienz bei Ihren Königlichen Majestäten" enthält betreffs der hoffähigen Damen Bestimmungen, die unerschütterlich sind und die durch keine Kunst umgangen werden können. Dieses zuletzt erwähnte Reglement sagt von den Damen des Inlands: „Verheiratete und unverheiratete Damen, welche laut des Hofreglements befugt sind, sich zur Vorstellung zu melden, sind nur solche, welche durch ihren Geburtsrang oder ausnahmsweise durch die Stellung ihres Mannes zur Hoffähigkeit gelangt, oder sofern sie unverheiratet, durch die Verleihung einer Hofdamen-Stellung oder eines Stiftskreuzes den verheirateten Frauen gleichgestellt sind."


Gräfin von Brockdorff, geb. Freiin v. Loën, Oberhofmeisterin der deutschen Kaiserin.

Welche Männer sind nun nach der Hofrangordnung hoffähig? Die Antwort ist im allgemeinen leicht und schnell erteilt:

Vom Rat 4. Klasse und vom Leutnant aufwärts jede im Staatsdienst stehende Militär- und Civilperson. Zu diesen treten noch die Geistlichen, die Domherren, die Rektoren der Akademien und Universitäten, der Oberbürgermeister von Berlin, die Mitglieder des Reichstags und die Mitglieder beider Häuser des Landtags. Es kommt dazu noch die Rangklasse der „bei Hofe vorgestellten Herren", zu welchen Künstler, Industrielle, Vertreter des Handels und der Wissenschaft gehören. Die Gattinnen dieser hoffähigen Männer sind auch ohne weiteres hoffähig. Die Töchter sind, wie dies im Reglement ausdrücklich hervorgehoben wird, nicht hoffähig, wenn sie nicht, wie oben erwähnt, Hofdamen oder Inhaberinnen eines Stiftskreuzes sind. Mit diesen „Unverheirateten" hat aber selbst das Hofreglement Mitleid, und eine Bestimmung desselben besagt: „Die Anmeldung unverheirateter Damen, welche nicht Hof- oder Stiftsdamen sind, ist zwar bei vielen Hoffesten, insbesondere auf Bällen, gestattet, gewährt aber, falls Allerhöchsten Ortes nicht anders befohlen wird, keinen Anspruch darauf, auf Couren, bei welchen die Damen im Hofkleide (robe de cour) erscheinen, gegenwärtig sein zu dürfen."



Ober-Hof- und Haus-Marschall und Ober-Ceremonienmeister des deutschen Kaisers.

Es wird also wenigstens zu den Hofbällen den unverheirateten, nicht hoffähigen Damen der Zutritt gestattet, und

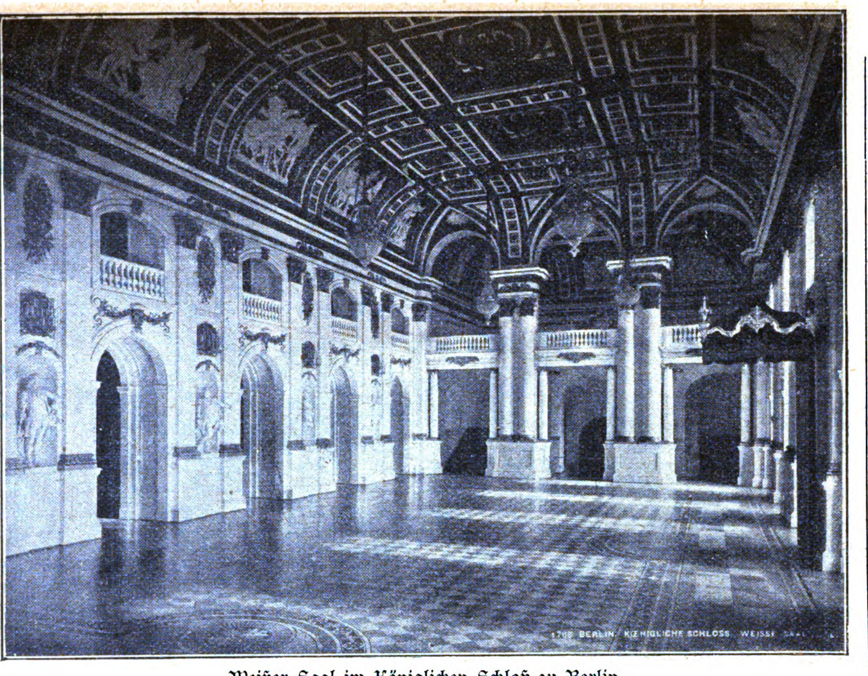
man läßt diese Milde für die Hofbälle wohl deshalb walten, damit genug jugendliche Tänzerinnen vorhanden sind.

Der Rang der courfähigen verheirateten Damen richtet sich also nach dem Rang ihrer Männer. Die Oberhofmeisterin der Kaiserin geht allen Damen vor, die Witwen folgen in jeder Rangkategorie den verheirateten Frauen. Daß man bei Einladungen an die unverheirateten Damen, die nur zu den Hoffesten Zutritt haben, selbstverständlich nur die Töchter hoffähiger Eltern wählt, ist durch das bei Hofe waltende Ceremoniell nur zu leicht erklärlich. Aber auch die verheirateten Damen, die hoffähig sind, können nicht ohne weiteres auf den Hoffestlichkeiten erscheinen, wenn sie nicht vorher den Majestäten, sowie den Prinzen und Prinzessinnen des Herrscherhauses vorgestellt werden. Das Reglement bestimmt darüber folgendes:

„Jede Dame, welche befugt ist, sich bei Hofe zu melden, hat sich bei der Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Königin durch eine andere bereits vorgestellte und am Königlichen Hofe genauer bekannte Dame einführen zu lassen. Die Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Königin vermittelt die Vorstellung nicht nur bei Allerhöchstderselben, sondern auch bei Seiner Majestät dem Könige. Diese Vermittelung erfolgt in der Regel gleichfalls bei einem der nächsten Hoffeste, oder in den Appartements Ihrer Majestät der Königin, wohin in einem solchen Falle auch Seine Majestät der König Allerhöchst Sich zu begeben geruhen. Sobald die Vorstellung bei Ihren Majestäten erfolgt ist, muß zum Behuf der Vorstellung bei Ihren Königlichen Hoheiten den Prinzessinnen des königlichen Hauses eine gleiche Demarche bei Höchstderen Oberhofmeisterinnen gemacht werden."

Um nun unseren Lesern, auch denjenigen, die sich nicht bei Hofe vorstellen lassen können, sich aber doch auf das Lebhafteste für das ganze „Drum und Dran" der Hoffestlichkeiten interessieren, genaue Informationen über alle Kleinigkeiten und Intimitäten der Hoffeste zu geben, greifen wir im Folgenden einige besonders interessante Gelegenheiten heraus, bei denen das höfische Ceremoniell Platz greift, wobei wir uns mit Rücksicht auf den zur Verfügung gestellten Raum nur auf die großen Couren und auf die Hofbälle beschränken.

Die Couren sind Huldigungen, welche bei bestimmten Ge-



Weißer Saal im Königlichen Schloß zu Berlin.

legenheiten dem Herrscherpaare, oder bei besonderen Veranlassungen, wie z. B. bei der Verlobung oder Vermählung königlicher Prinzen oder Prinzessinnen, den hohen Verlobten resp. Neuvermählten von der Hofgesellschaft dargebracht werden.

Ihrem Wesen nach sind die Couren entweder Defiliercouren oder Sprechcouren.

I. Defiliercouren.



Hofpagen-Uniform.

Die Defiliercour (der sogenannte salut du trône) ist diejenige Art der Cour, bei welcher die dazu berufenen Personen, und zwar zuerst alle Damen und dann alle Herren, einzeln, dem Range nach, vor den unter dem Throne befindlichen Allerhöchsten resp. Höchsten Herrschaften defilieren und denselben dabei durch Verneigung ihre Ehrfurcht ausdrücken. Bei den Couren vor Ihren Königlichen Majestäten wird die erste Verbeugung an Seine Majestät den König, die zweite an Ihre Majestät die Königin und die dritte an beide Königlichen Majestäten zugleich gerichtet. Die einfachste und am häufigsten vorkommende Defiliercour ist diejenige, welche vor Ihren Königlichen Majestäten alljährlich bei der Feier des Krönungs- und Ordensfestes im Rittersaale des Königlichen Schlosses zu Berlin stattfindet. Dieselbe beschränkt sich lediglich auf Herren, und zwar auf die am Tage des Festes dekorierten Ritter und Inhaber des Roten Adler-Ordens, des Kronenordens und des Königlichen Hausordens von Hohenzollern. Der Hergang dabei ist folgender: Der Präses der Generalordenskommission meldet zu dem ent-

sprechenden Zeitpunkte Seiner Majestät dem Könige und Ihrer Majestät der Königin, Allerhöchstwelche diese Meldung im Kurfürstenzimmer erwarten, daß im Rittersaale alles zur Cour vorbereitet sei. Ihre Königlichen Majestäten, begleitet von den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, begeben sich aus dem Kurfürstenzimmer nach dem Rittersaale, unter Vortritt der obersten Hof-, Ober-Hof- und Hofchargen, und gefolgt von dem Minister des königlichen Hauses und allen andern Personen Allerhöchstderen Gefolges. Vor den Hofchargen, an der Spitze des Zuges, gehen herkömmlicherweise die Fouriere und die Pagen, insofern letztere nicht zum Schleppentragen verwendet sind. Zwei Pagen stehen im Rittersaale am Throne. — Nachdem Ihre Königlichen Majestäten sich unter den Thron, vor die daselbst stehenden zwei Sessel gestellt, Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Kronprinzessin (wenn eine solche vorhanden), sowie Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzessinnen des königlichen Hauses rechts, Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz und Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen des königlichen Hauses links vom Throne, die Hofchargen und das Gefolge rückwärts Höchstderselben ihre Stellung eingenommen haben, beginnt mittelst Namensaufrufs klassenweise in alphabetischer Ordnung das Defilieren der dem Throne gegenüber aufgestellten obengenannten neuen Ritter und Inhaber. Der Präses der Generalordenskommission ruft die Namen auf, die



Leibpagen-Uniform.

Mitglieder dieser Behörde, eventuell unterstützt von einem Ceremonienmeister. beaufsichtigen das Defilieren, während der Oberceremonienmeister, welcher vom Throne links, vor den königlichen Prinzen, also der Generalordenskommission gegenüber, seine Stellung einnimmt, dafür Sorge trägt, daß die Defilierenden, nachdem sie von der rechten nach der linken Seite hinüberschreitend, sich vor Ihren Majestäten verbeugt haben, unverweilt nach der Schloßkapelle zu dem daselbst später stattfindenden Gottesdienste geführt werden.

Eine andere Defiliercour ist die am Abend der Vermählung der königlichen Prinzen oder Prinzessinnen stattfindenden sogenannte Spielcour, welche, insofern die betreffende Vermählung im Königlichen Schlosse zu Berlin gefeiert wird, im Weißen Saale erfolgt. Zu diesem Behufe setzten Ihre Königlichen Majestäten sich mit dem hohen Brautpaare an den unter den Thronhimmel gestellten Spieltisch. Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz, Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen und Prinzessinnen, sowie die übrigen Höchsten Herrschaften setzten sich gleichfalls zum Spiele, wozu mehrere Tische zu beiden Seiten des Thrones hingestellt sind. Die Hofchargen stehen hinter dem Stuhle Seiner Majestät, der Hofstaat Ihrer Majestät der Königin hinter Allerhöchstderen Stuhle; hinter den Stühlen Ihrer Königlichen Hoheiten der Prinzen und der Prinzessinnen stehen Höchstderen Kavaliere und Damen. Die anwesenden Personen nähern sich den Spieltischen und machen, in ununterbrochener Reihe fortschreitend, Ihren Königlichen Majestäten und dem hohen Brautpaare ihre Cour. Seine Majestät der König beendigen das Spiel, sobald der Oberhof- und Hausmarschall das Souper anmeldet.

Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, daß bei diesen sogenannten Spielcouren schon längst nicht mehr gespielt wird. Die Zeit, wo die Courmachenden die Spieltische, an welchen wirklich gespielt wurde, umkreisten, ist längst vorüber.

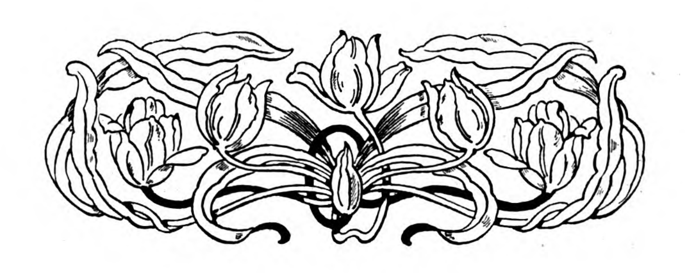
II. Sprechcouren.

Sprechcouren sind diejenige Art der Couren, bei welchen die eingeladene Gesellschaft, nach Rangkategorien geschieden, in verschiedenen Zimmern aufgestellt ist, in welche Ihre Königlichen

———--

Majestäten einzutreten und die Versammelten zu begrüßen, auch viele derselben anzusprechen geruhen. Mit einer solchen Cour, der sogenannten Cour der Königin, beginnen regelmäßig die in jedem Jahre während des Karnevals stattfindenden Hoffestlichkeiten. Ein jeder zum Besuche des königlichen Hofes Berechtigte, welcher den gedachten Hoffestlichkeiten beizuwohnen wünscht und diesen Wunsch durch rechtzeitige, vorschriftsmäßige Meldung ausgesprochen, hat bei der Cour der Königin zu erscheinen, wenn er auch zu den nachfolgenden Hoffesten eingeladen sein will. Die Cour der Königin hat ferner noch eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß sie dasjenige Fest ist, auf dem prinzipiell die Vorstellung der Ihren Majestäten noch nicht bekannten Personen, sowohl fremder wie einheimischer, zu erfolgen hat. In der Regel folgt dieser Cour unmittelbar ein Konzert.





Zur Geschichte des Kusses.

Plauderei von Dr. **Adolph Kronau.**

(Nachdruck verboten.)

Schon ein klassischer Dichter der Griechen, Sophokles, hat den Ausspruch gethan, daß es viel Wunderbares gebe, daß aber nichts wunderbarer sei als der Mensch; ebenso hätte er hinzufügen können, daß unter all dem Geheimnisvollen, Zauberhaften und den Rätseln des menschlichen Herzens nichts unerklärlicher sei als die Wirkung des Kusses. Die größten Dichter und Weltweisen aller Zeiten haben sich alle Mühe gegeben, die magische Kraft und den Reiz dieses Liebespfandes und Liebeszeichens zu erklären, aber es ist ihnen nicht gelungen, denn Empfindungen und Gefühle, welche den Grund der Seele aufzurühren im stande sind, welche uns in den Himmel versetzen, wo wir, allem Irdischen entrückt, in Sphärenmusik schwelgen, kann man eben nicht beschreiben. Dies hat ja auch Margarete in Goethes Faust empfunden, als sie himmelhoch jauchzend und unendlich beseligt und beglückt von dem Kusse ihres Herzallerliebsten schwärmt mit den Worten:

„Und seiner Rede Zauberfluß,
Sein Händedruck, und ach, sein Kuß!
Ach, dürft' ich fassen und halten ihn
Und küssen ihn, als wie ich wollt',
An seinen Küssen vergehen sollt!"

Es wäre daher ein eitles und wenig lohnendes Unterfangen, den geheimnisvollen Schleier lüften zu wollen. Viel wichtiger und interessanter ist eine Betrachtung über die Naturgeschichte des Kusses, wie sie sich von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart entwickelt hat. Hier stehen wir schon auf sicherem geschichtlichen Boden. Wir erkennen hieraus die alte Lehre, daß alles dem Wechsel unterworfen ist und im ewigen Kreise sich bewegt, aber auch, daß das menschliche Herz gleichsam der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht ist.

Man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist es wahr, daß es einzelne wilde Völkerschaften gegeben hat und giebt, welche von der herrlichen, sichtbaren Kundgebung der Liebe keine Ahnung haben. So wird von zuverlässigen Reisenden übereinstimmend berichtet, daß das Küssen bei den Tahitianern, den Neuseeländern, den Papuas, den Einwohnern Australiens, den Samalen und Eskimos ein ganz unbekanntes Ding sei. Ein Feuerländer versicherte dem großen Naturforscher Darwin, daß das Küssen in seinem Lande nie stattfinde. Ein Marineoffizier in China gab einst eine erheiternde Schilderung von einem Versuch, den er machte, eine junge Chinesin zu küssen; wahrscheinlich vermutete sie in ihm eine Art Kannibalen, der eben schlüssig geworden sei, sie auf der Stelle aufzuessen, roh und ohne Pfeffer und Salz. Als sie aber fand, daß ihr Rosenmündchen noch vollständig heil war, kam sie zurück und sagte: „Ich möchte noch mehr von Eurer sonderbaren Gewohnheit kennen lernen! Küsse mich!“ Verschiedenartige Afrikaforscher versichern, daß sie noch nie einen Neger seinen Arm um die Taille einer Frau schlingen oder eine irgendwie geartete Liebkosung erteilen oder empfangen gesehen haben, welche auch nur auf die geringste liebevolle Rücksicht oder Zuneigung auf einer der beiden Seiten habe schließen lassen.

Von einigen Barbaren abgesehen, kannte man schon in der frühesten Vergangenheit den Liebeskuß, und selbst die Bibel enthält im Hohenlied Salomonis eine wunderbare Verherrlichung dieser reizenden Gewohnheit. Beginnt ja schon dieses Hohelied der Liebe mit den Worten: „Küsse mich mit dem Kusse deines Mundes, denn deine Liebe ist lieblicher als Wein,“ und auch im Neuen Testament finden wir die Brüder- und Schwesterküsse bei den Liebesmahlen.

In Rom und Griechenland haben sich die graziösesten Dichter in der Schilderung der Süßigkeiten des Kusses erschöpft. Bei Homer schon küßten sich die Götter mit den Göttinnen, und der schalkhafte Horaz ebenso wie der etwas leichtsinnige Ovid haben in schwungvollen und anmutigen Versen diesen höchsten Genuß des Liebeslebens besungen.

Die Bosheit des männlichen Geschlechtes freilich, welche bekanntlich liebt, „das Strahlende der Damenwelt zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen", hatte in der altklassischen Zeit Roms den sonderbaren Einfall, die Behauptung aufzustellen, daß der Kuß ursprünglich nicht als Zärtlichkeitsausdruck, sondern gleichsam als Prüfstein für den Gatten galt, um zu erfahren, ob seine holde Frau etwa Wein getrunken habe, was sich daraus erklären läßt, daß zu jener Zeit, als die Sitten der Römer noch nicht so verschlechtert waren, wie in den Tagen der Cäsaren, eine überaus strenge Auffassung bezüglich des Kusses herrschte. Der ältere und düstere Cato z. B. wollte nicht einmal zugeben, daß selbst der Mann seine Frau in Gegenwart der Tochter küsse.

Später freilich änderten sich die Zeiten gewaltig. Im Osten der Welt, namentlich in Persien, herrschte die Sitte, daß man sich nicht allein auf den Mund, sondern auch auf die Füße küßte. Diese Gewohnheit wurde von den griechischen und deutschen Kaisern in Anspruch genommen und schließlich auch vom Papste, bei dem der Fußkuß sich bis heute noch als ehrwürdige Begrüßungsform erhalten hat. Man glaube aber nicht, daß in der That der Fuß oder der Pantoffel Sr. Heiligkeit geküßt werde, vielmehr ist es ein goldenes Kreuz, welches am Fuße des Papstes befestigt ist.

Vom Saum des Kleides erhob sich der Kuß der Ehrfurcht zur Hand, wo er noch heute seinen Sitz hat. Schon zu den Zeiten des Dichters Logau im 17. Jahrhundert scheint diese Sitte vielfach in Deutschland Anklang gefunden zu haben, denn dieser Epigrammatiker verspottet einmal den Handkuß mit den Worten:

„Jungfern, euch die Hand zu küssen,
Pflegt euch heimlich zu verdrießen,
Weil man lebhaft zugewandt,
Was dem Mund gebührt, der Hand!"

Trotz alledem machen wir die merkwürdige Wahrnehmung, daß man bei manchen Völkern statt des Küssens auf die Lippen einen eigentümlichen Ersatz gefunden hat; so z. B. küssen sich die Neuseeländer und Lappländer nicht auf die mehr oder weniger schwellenden Rosenlippen, sondern reiben sich die Nase; bei anderen Völkerschaften ist wieder das Reiben und Klopfen der Arme oder das Berühren des eigenen Gesichts mit der Hand und den Füßen der anderen gebräuchlich. Je kultivierter ein Stamm ist, desto mehr nähert er sich den europäischen Gebräuchen; der schon angeführte Naturforscher Darwin hat ganz recht, wenn er der Ansicht ist, daß das Küssen etwas dem Menschen so Angeborenes oder Natürliches ist, daß es augenscheinlich nichts anderes sein kann, als der Genuß des Vergnügens einer möglichst nahen Berührung mit einer geliebten Person.

Bei unseren Vorfahren herrschte in bezug auf den Kuß eine freiere Auffassung. Entsprechend der großen Gastfreundschaft stand die deutsche Begrüßungssitte des Kusses hoch in Ehren. Aus jener Zeit stammt wohl unser bekanntes Sprichwort: „Einen Kuß in Ehren kann niemand wehren.“ Hausfrau und Töchterlein begrüßten den Gast des Hauses mit einem herzhaften Kuß, und im Nibelungenlied ist es aufgezeichnet, wie die burgundischen Helden beim Markgrafen Rüdiger von Bechelaren eingeführt werden, und wie die Frauen, in den Saal tretend, wo die Gäste sind, diesen Bewillkommnungsküsse geben. Selbst der grimme Hagen, obschon er keineswegs besonders ritterlich gegen die Damen war, erhielt dieses Zeichen der Gastfreundschaft, wodurch er in alle Rechte des Gastes eingesetzt wurde. In der altfranzösischen Ritterpoesie gilt der Kuß als das Band, mit welchem der Page an seine Dame für immer gefesselt war; und bei den berühmten Liebeshöfen hielt am Eingang ein Page Wacht, und jede Dame, welche teilnehmen wollte, mußte ihm einen Kuß als Eintrittsgebühr entrichten. Die Chronik erzählt, daß einst Margarete Stuart, die Gattin Louis XI., den fahrenden Sänger Mister Allain, den sie schlafend auf einer Bank fand, geküßt hat; als sich ihre Begleitung darüber wunderte, daß sie jemandem eine solche Gunst erwies, zumal der Genannte sich durch eine besondere Häßlichkeit auszeichnete, erwiderte die Königin zu ihrer Entschuldigung: „Ich habe nicht den Mann geküßt, sondern den

köstlichen Mund, welchem so kluge Worte und tugendhafte Sentenzen entsprossen sind."

Merkwürdige Wandlungen hat der Kuß in England durchgemacht. Das Küssen war dort im Mittelalter allgemein gebräuchlich und bei jeder Gelegenheit geübt wie das Handschütteln heutigen Tages. Bei den Damen war es sogar Sitte, nach dem Tanz ihren Tänzer mit einem Kuß zu belohnen; auch hatte der Geistliche, der ein Paar in den heiligen Bund der Ehe aufnahm, das Vorrecht, nicht nur die Braut, sondern auch die Brautjungfern zu küssen. Selbst dem berühmten Humanisten Erasmus im 16. Jahrhundert scheint dieses viele Küssen in England sehr wohl gefallen zu haben, denn er äußerte sich darüber in einem seiner Briefe mit den Worten: „Wenn du in England irgend wohin kommst, wirst du mit einem Kuß von allen begrüßt, du kehrst zurück und wieder werden Küsse ausgetauscht; wohin du kommst, nichts als Küsse, und wenn du nur einmal einen derselben gekostet hättest, wie süß dieselben sind, wie duftend! Auf meine Ehre, du würdest wünschen, hier nicht nur zehn Jahre zu wohnen, sondern für dein ganzes Leben."

Wie unglaublich es klingt, so ist es doch wahr, daß es eine Zeit gab, als aus allen Teilen der Welt junge Damen nach London strömten, um dort, in der hohen Schule der Galanterie, die vornehmste und eleganteste Art des Grüßens und Küssens zu erlernen. Einer der glücklichsten Sterblichen war jedenfalls Bulstrode Whitelock, welcher einst am Hofe Christinens von Schweden aufgefordert wurde, den Damen der Königin die „englische Mode" des Küssens zu lehren, worauf diese nach einigem anmutsvollen Sträuben mit den Lippen gehorchten, wobei sich der Genannte als ein Lehrmeister ersten Ranges erwies.

Um die Zeit der Restauration der Stuarts scheint jedoch in England die Sitte des allgemeinen Küssens wieder aus der Mode gekommen zu sein, und man weiß, daß es heutzutage shoking wäre, wenn eine junge Dame selbst ihren Bräutigam in Gesellschaft küßte, wenn man allerdings auch in Albion nicht so weit geht, wie in Rom zu Zeiten des Tiberius, wo sogar eine besondere Verordnung gegen das unterschiedslose Küssen erlassen und eine Uebertretung derselben strafgerichtlich verfolgt wurde. Der große Shakespeare freilich war noch ein Engländer

aus der „guten, alten Zeit“, der in Bezug auf den Kuß gar keine Prüderie kannte; bei ihm sind die Liebesküsse leidenschaftlich und lang, denn die Liebe ist der Kitt, mit dem Amor Lippe an Lippe heftet; daher heißt es bei ihm:

„O einen Kuß noch, lang wie ein Exil
Und süß wie meine Rache!“

Und Petruchio küßt in der „Bezähmten Widerspenstigen“ seine Katharina mit einem so lauten Schmatz, „daß beim Trennen der Lippen die ganze Kirche wiederhallte.“

Auch nahm früher selbst die vornehmste Engländerin es gar nicht so übel auf, wenn ihre Schönheit die Männerwelt zum Kusse reizte. Dies zeigt am besten der Fall der Lady Oxford, welche einst als die größte Schönheit Englands galt. Sie fuhr eines Tages auf der Landstraße, und als sie sich gelegentlich zum Fenster hinausbeugte, wurde sie von einem in der Nähe stehenden Bauernburschen geküßt, der dann forteilend jubelnd ausrief: „Ich habe die schönste Frau Englands geküßt!“ Die Dame meldete den Fall dem Richter, der den Attentäter zu strafen versprach, wenn er sie erzürnt habe. „Doch sagen Sie offen,“ fügte er hinzu, „sind Sie dem jungen Menschen wirklich ernstlich gram, daß ihn Ihre Schönheit zu dieser That verleitet hat?“ Nach einer kurzen Ueberlegung antwortete sie lächelnd: „Das eben nicht!“ — und dem Sünder wurde verziehen.

Nur ein einziges Mal im Jahre — und zwar am Weihnachtstage — herrscht auch jetzt noch in England Kußfreiheit, indem im Zeichen des Mistelzweiges gestattet ist, fremden Damen, verheirateten und unverheirateten, einen sittsamen Kuß aufzudrücken, der mit geduldiger Ergebung, der Landessitte gemäß, entgegengenommen wird.

In manchen Ländern, wie z. B. in Rußland und Griechenland, ist das allgemeine Küssen heutzutage noch außerordentlich gebräuchlich. Dort hat sich die Sitte erhalten, daß man sich, namentlich am Morgen des ersten Osterfeiertages, ohne Ansehen der Person und der gegenseitigen Beziehungen küßt. Die vornehme Gutsherrin darf an diesem Festtage dem sonst so gering geachteten Knechte oder Bauern, ihren Mund, wenigstens aber ihre Wange, zum Kuß nicht verweigern. Ein Statistiker hat

ausgerechnet, daß bei der Vermählung der Prinzessin Sophie von Preußen mit dem Kronprinzen von Griechenland im Herbst 1889 die Braut unmittelbar nach der Trauung nicht weniger als 150 Küsse auszuteilen hatte. Je drei Küsse erhielten u. a. der König Georg und die Königin Olga, ebenfalls je drei die Kaiserin Friedrich, sowie der König und die Königin von Dänemark, während die übrigen Prinzen und Prinzessinnen mit je einem Kuß abgefunden werden durften. Der junge Gatte selbst war natürlich in jener Gesamtsumme von Küssen nicht mit inbegriffen.



Die Katzenkinder.

Von **Julius Lohmeyer.** (Mit Bildchen von Julius Adam.)

(Nachdruck verboten.)

Niedlich, Lorchen und Butz.

Unser altes Mietzekätzchen
Hat vier allerliebste Schätzchen:
Nämlich: Butzchen, Lorchen, Niedlich,
Die im Bastkorb wohnten friedlich;
Muff, der kleine Katermann,
Haust im Fußsack nebenan.



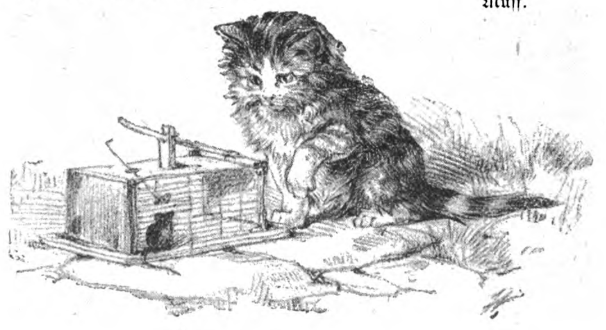
Lorchen.

„Hoffnungsvoll und wohlgeraten“
Nannten sie zwar Ohm und Paten,
Doch Mama an ihren Schätzen
Hatte manches auszusetzen.
Lorchen, die ein gutes Kind,
Friedlich, sanft und wohlgesinnt,
Hatte, fröhlich und mobil,
Doch nur Lust zu Scherz und Spiel.
Doch für alles Ernste, Wicht'ge,
Was für Kätzchen, brave, tücht'ge,
Nützlich, schicklich, dienlich sei,
Kam sie nicht vor Spielerei.
Muff hingegen war unsäglich
Neckisch, störrisch, unverträglich,
Balgte sich so heut wie gestern
Mit den Brüdern, mit den Schwestern,
Puffte, knuffte, kratzte sie,
Und wenn eines heult' und schrie,
Ward es immer offenbar,
Daß Freund Muff der Schuld'ge war.
Niedlich, naschhaft von Natur,
Wollte schlecken, lecken nur,
Sich nur putzen, sonnen, baden, —
Sehr zu ihrer Bildung Schaden.
Butz dagegen nur behagt
Das Geschäft der Mäusejagd,

Und zu lauern — auf den Mauern
Nach den Spatzen und den Schwalben,
Ja, das treibt er allenthalben,
Jeden Winkel, jede Ecke
Auf dem Boden, die Verstecke
In Remise, Kellerbau,
Kennt der Schlingel ganz genau.
Unerhört war, was ihm neulich
Noch passiert, und unverzeihlich;
Hätt' ich selbst es nicht gesehn,
Glaubt' ich kaum, daß es geschehn.
Denkt euch, eine fette Maus
Wohnt in einem netten Haus,
Das mit dichten Eisenstäben
Rings zu ihrem Schutz umgeben;
Zwar die Kralle schob dazwischen
Butz; doch konnt' er nicht erwischen



Muff.



Die verwegne, freche Maus,
Und sie saß und pfiff ihn aus,
Wie er fauchte, wie er schnob,
Und die kleine Pfote schob
Unter jenes Thürchens Spalt —
Voller Ingrimm und Gewalt.
Ganz vergeblich drückt und preßt er —
Wupp! — da schnappt das Schloß noch fester.
Wie er klagte und miaute,
Lief ich rasch hinzu und schaute
Ihn gebannt an das Gebäude —
Und das Mäuslein pfiff vor Freude.
Als ich ihn erlöste, da
Rannt' er klagend zu Mama.
Doch sie keifte: Dummer Butz!
Alle Drei seid ihr nichts nutz!
Niedlich ärgert mich und Lorchen,
Einzig nur das brave Mohrchen
Macht mir Freude allezeit
Durch bescheidne Sittsamkeit.
Muff zwar meint, daß Mohrchen dumm wär',
Doch nur Neid spricht aus dem Brummbär.



Mohrchen.



Wer wird siegen?

Ein Zeitroman in drei Büchern von **Reinhold Ortmann.**

(Nachdruck verboten.)

Fahl und trübe kroch das erste Dämmerlicht des winterlichen Märzmorgens über die Dächer Berlins. In den verschneiten Straßen lagen noch tiefe, dunkle Schatten, und spärlich nur regten sich hier und da die ersten Lebensäußerungen der aus dem Schlummer erwachenden Millionenstadt. Ein schneidend kalter Nordost wehte an den freien Plätzen den losen, körnigen Schnee zu Hauf und machte den Aufenthalt im Freien so unbehaglich wie möglich.

Von den beiden elegant gekleideten Herren, die zu dieser frühen Stunde aus einem offenbar sehr vornehmen Hause in der Nähe der „Linden“ auf die Straße hinaustraten, hatte denn auch der eine den Biberkragen seines Gehpelzes so weit in die Höhe geschlagen, daß von seinem hageren Antlitz unter dem tief in die Stirn gedrückten Cylinderhute kaum mehr zu erkennen war als der martialische blonde Schnurrbart und die energische, scharf gekrümmte Nase. Er hatte die Hände in den Taschen vergraben und behielt die schwere, dunkle Havanna-Cigarre, aus der er beständig dicke Rauchwolken in den ungebärdigen Wind hineinblies, auch beim Sprechen zwischen den Zähnen.

Jedenfalls schien er die grimmige Morgenkälte sehr viel weniger unangenehm zu empfinden als sein Begleiter, ein schlank gewachsener junger Mann von vielleicht dreiundzwanzig Jahren.

Denn das hübsche, trotz des dunklen Schnurrbärtchens fast frauenhaft weiche Gesicht dieses Gefährten war auffallend blaß, und von Zeit zu Zeit zog er wie in fröstelndem Erschauern die Schultern zusammen. Auch er war in bürgerlicher Kleidung; aber sein Gang und seine Haltung ließen unschwer erkennen, daß er gewöhnt war, sich in der Soldatenuniform zu bewegen. Und ein leiser Anklang des auf scharfe Kommandoworte eingerichteten Leutnantstones war auch in seiner Rede, wenn er hier und da in kurzer, hastiger und keineswegs allzu verbindlicher Weise auf eine Bemerkung des anderen Antwort gab.

Eine kurze Wegstrecke nur waren sie nebeneinander hingeschritten, dann blieb der im Pelz bei einer einsamen Droschke stehen, deren Kutscher — in seinem gewaltigen blauen Mantel zu einer beinahe unkenntlichen Masse zusammengekrümmt — trotz Wind und Kälte hier an der zugigen Straßenecke den versäumten Nachtschlummer nachholte.

„Fahren wir zusammen, Brunneck?“ fragte er. „An diesem angebrochenen Vormittag kommt mir's schließlich auch auf den Umweg nicht an, den ich machen muß, um Sie vor dem Hause Ihres Oheims abzusetzen. Und Sie logieren doch wohl bei ihm?“

„Ja. Aber ich muß Ihr freundliches Anerbieten dankend ablehnen, Herr von Gerstein! Die paar hundert Schritte mache ich schon lieber zu Fuß.“

„Wie es Ihnen gefällt! Guten Morgen also! — Und noch einmal: Nichts für ungut, Herr Kamerad! Stehe Ihnen bei jeder andern Gelegenheit gern zu Diensten. Bin aber in diesem Augenblick selbst verteufelt knapp und konnte den kleinen Glücksfall deshalb sehr gut brauchen. Wird Ihnen ja auch am Ende nicht viel ausmachen, daß ich auf sofortiger Zahlung bestand. Innerhalb vierundzwanzig Stunden hätten Sie doch ohnehin regulieren müssen.“

„Gewiß! Und ich halte den Gegenstand für vollständig erledigt,“ lautete die kühl abweisende Entgegnung. „Es war eine Thorheit, daß ich mich überhaupt dazu verleiten ließ, Ihre Nachsicht zu erbitten.“

„Na, wie gesagt — unter andern Umständen wäre es mir ein Vergnügen gewesen. — He, Kutscher! Sind Sie

eigentlich schon erfroren, oder steckt noch so viel Leben in Ihrem Murmeltierfell, daß Sie das Gespenst von einem Gaul da vorne in Bewegung bringen können? — Na, dem Himmel sei Dank, er rührt sich. Au revoir, Brunneck! Und bonne chance für das nächste Mal!"

Der andere legte unwillkürlich zu dem gewohnten militärischen Gruß die Hand an die Hutkrempe, aber er hielt es für überflüssig, etwas Weiteres zu erwidern, und setzte seinen Weg fort, noch ehe sich's Herr von Gerstein in den muffigen Polstern der Nachtdroschke bequem gemacht hatte.

Ein dumpfes Hämmern und Pochen, untermischt mit allerlei anderem Geräusch arbeitender Menschenhände, scholl ihm immer deutlicher entgegen, je mehr er sich der Straße Unter den Linden näherte. Und ein seltsames, unheimlich großartiges Bild bot sich seinen Blicken, sobald er die vornehme, um diese frühe Tagesstunde sonst fast totenstille Promenade zu übersehen vermochte.

Bis weit an die Grenzen des Gesichtsfeldes hin, wo die hohen Steinkolosse als unbestimmte graue Massen im weißlichen Morgennebel verschwammen, gab es nicht ein einziges Haus, das nicht in augenfälliger Weise mit den Abzeichen der Trauer geschmückt gewesen wäre. Ueberall auf den Dächern flatterten im Märzsturm halbstock gehißte Flaggen. Und lange schwarze oder florumwundene Fahnen hingen in unabsehbarer Reihe an den Fronten der Häuser nieder.

Auf dem breiten, makadamisierten Mittelweg aber, zwischen den kümmerlichen alten Bäumen, die doppelt armselig und verkrüppelt aussahen mit ihren kahlen, weiß bereiften Aesten, herrschte ein fieberhaft emsiges Treiben von hundert und aberhundert geschäftigen Menschen.

Die ehrwürdige Einzugsstraße, auf der sich seit Jahrhunderten die bedeutsamsten Momente aller großen preußischen Ehrentage abgespielt, — die stolze via triumphalis, die den geliebten Herrscher so oft an der Spitze seiner Truppen hatte daherreiten sehen durch die Säulen des Brandenburger Thores, — die noch vor kaum Jahresfrist am neunzigsten Geburtstage des greisen Helden in allen Farben der Freude und Fröhlichkeit geprangt hatte, sie wurde wiederum hergerichtet, einen feier-

lichen, weltgeschichtlichen Augenblick in würdigem Gewande zu erleben.

Aber es war kein buntes Festgewand wie sonst, sondern das trübselig schwarze Gewand der Trauer. Schwarz drapierte Altäre, die sich in kurzen Zwischenräumen zu beiden Seiten des Weges erhoben, schwarze Banner und schwarz umflorte Guirlanden — das war der Schmuck, an dessen Herstellung alle diese fleißigen Hände arbeiteten.

Und es war nicht die unfreundliche Morgenstimmung allein, nicht der garstige, Mark und Bein durchkältende Wind und der in schmutzigen Fetzen zerflatternde Nebel, was dem Bilde, trotz seiner Bewegtheit, etwas so herzbedrückend Melancholisches gab.

Mochte es immerhin nur Einbildung, nur ein Ausfluß seiner eigenen düsteren Stimmung sein, daß Erich von Brunneck einen so finsteren Ernst, eine so tiefe Niedergeschlagenheit auf den Gesichtern all dieser schweigsam Schaffenden zu lesen glaubte — es wälzte sich doch schwer wie eine atemraubende Last auf seine Brust, während er raschen Schrittes zwischen ihnen dahinging. Und er, der bis zu dieser Stunde noch jedem frei und offen ins Antlitz gesehen, schlug wie ein beschämter Knabe die Augen nieder, als er dem Blick eines hageren, graubärtigen Arbeiters begegnete, der für einen Moment in seiner Beschäftigung innegehalten hatte, um forschend den bleichen, übernächtigen Spaziergänger zu mustern.

Eiliger schritt er aus, um zunächst in die Wilhelm- und dann in die noch stillere Behrenstraße einzubiegen, wo er nach wenigen hundert weiteren Schritten das Ziel seines Weges erreicht hatte, ein trotz seiner Schmucklosigkeit vornehm wirkendes zweistöckiges Gebäude von dem charakteristischen Aussehen der alten Berliner Patrizierhäuser.

Die weißen Fensterladen hinter den blanken Spiegelscheiben waren sämtlich noch geschlossen wie die Augenlider eines Schlummernden. Und leise, als fürchte er, drinnen jemand zu wecken, öffnete Erich mit dem aus der Tasche gezogenen Schlüssel das schwere eichene Hausthor. Behutsam auf den Fußspitzen stieg er die breite Wendeltreppe mit dem kunstvoll geschmiedeten Eisengeländer bis in das erste Stockwerk empor, wo neben der

einzigen, schneeweißen Thür auf einem simplen Porzellanschild der Name „von Brunneck“ zu lesen stand.

Vorsichtig schob der Heimkehrende auch hier den mitgebrachten Schlüssel in die winzige Oeffnung; aber noch ehe er ihn hatte umdrehen können, wurde ihm von drinnen aufgethan. Ein ältlicher, wohlgenährter Mann mit glattrasiertem behäbigem Gesicht und in der Hausjacke eines Dieners ließ ihn ein.

„Wünsche gehorsamst guten Morgen, Herr Leutnant!“ kam er mit einer gewissen, respektvollen Vertraulichkeit der Anrede des ersichtlich unangenehm Ueberraschten zuvor. „Ich dachte mir gleich, daß es der Herr Leutnant sein würde, als ich die Treppe knarren hörte.“

„So? Dachten Sie das, Schlüter? — Aber woher wußten Sie denn überhaupt, daß ich noch nicht zu Hause sei?“

„Die Thür von des Herrn Leutnants Schlafzimmer steht ja sperrweit offen,“ schmunzelte der Diener. „Und ich dachte mir gleich, daß der Herr Leutnant am ersten Urlaubstage —“

„Na ja, lassen wirs gut sein,“ unterbrach Erich mit gedämpfter Stimme. „Außer Ihnen ist hier doch wohl noch niemand aus den Federn?“

„Niemand! Bloß natürlich das gnädige Fräulein. Die läßt sich's ja nicht nehmen, dem Herrn Obersten täglich um fünf Uhr seinen Morgenthee zu machen, obwohl ich's selbstverständlich ebenso gut könnte wie sie.“

Er war dem jungen Offizier beim Ablegen des Ueberrockes behülflich gewesen. Und mit einer hastigen Bewegung wendete sich ihm nach seinen letzten Worten Erich von Brunneck zu:

„Sie werden meiner Cousine nicht sagen, wann ich nach Hause gekommen bin — hören Sie, Schlüter? Ich habe mich im Geplauder mit Kameraden gegen meine Absicht verspätet, und — —“

Aber er kam nicht zu Ende, denn geräuschlos öffnete sich in diesem Augenblick eine der auf den Korridor ausmündenden Thüren, und eine schlanke dunkle Mädchengestalt zeigte sich in ihrem Rahmen.

„Bist du's, Erich?“ klang eine jugendlich weiche, etwas dunkel gefärbte Stimme. „Gut, daß du endlich da bist, denn ich hatte schon angefangen, mir deinetwegen Sorge zu machen.“

Sie war wieder ein wenig zurückgetreten, um ihm den Weg in das Zimmer frei zu geben, und zögernd leistete der Leutnant der stummen Aufforderung Folge, die in dieser Bewegung lag.

„Guten Morgen, Magda!“ sagte er mit einem nur halb gelungenen Versuch, seine Verlegenheit hinter dem scherzenden Ton seiner Rede zu verbergen. „Es ist ein schöner Begriff, den du da von meiner Solidität bekommen hast — nicht wahr?“

„Wollen Sie nicht hier im Wohnzimmer die Fensterladen aufmachen, Schlüter?“ wendete sich die Gefragte statt aller Antwort an den Diener. „Und wenn Sie überall eingeheizt haben, gehen Sie sogleich zu meinem Vater, um ihm beim Ankleiden behülflich zu sein. Er hat mir den Wunsch ausgesprochen, heute schon sehr zeitig aufzustehen.“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein!“ lautete die ehrerbietige Erwiderung. „Ich dachte mir's gleich, daß der Herr Oberst heute nicht lange im Bett bleiben würde. Denn die ganze Nacht hindurch habe ich den Herrn Oberst husten gehört.“

Er klappte die weißen Läden zurück, und das matte, milchige Morgenlicht erfüllte den bis dahin ganz in tiefe Dämmerung eingehüllten Raum. Mit einem zufälligen Blick in den ihm gegenüber hängenden Spiegel gewahrte Erich zu seiner Bestürzung, wie bleich und erschöpft er aussah. Und er mußte diese unverkennbaren Spuren der durchschwärmten Nacht um so peinlicher empfinden, als ihm aus dem verräterischen Glase hart neben dem seinigen das frische, rosig überhauchte Antlitz seiner jungen Base entgegenschaute.

Sie war — nach ihrer hoch gewachsenen, aber noch kindlich mageren und eckigen Figur zu urteilen — ein Mädchen von höchstens sechzehn Jahren. Und von kindlicher Weichheit auch waren die Züge des feinen Gesichtchens, das der dicke, dunkle Zopf ihrer einfachen Defregger-Frisur anmutig umrahmte. Aber wenn sie die Augen aufschlug, die groß und tief dunkel waren, wie es sonst nur die Augen von Orientalinnen zu sein pflegen, mochte man wohl vergessen, daß man sich einem kaum dem Backfischalter entwachsenen Wesen gegenüber befand. Denn in dem Blick dieser ernsten, nachdenklichen Augen war nichts

mehr von jener neugierig fragenden Naivität, nichts mehr von jener schalkhaften Heiterkeit, die jungen Mädchen in diesen Jahren so reizend ansteht und sie mit einem so eigenen, holdseligen Zauber umgiebt. Es waren vielmehr die klaren, sinnenden Augen eines seelisch schon zur Reife gelangten Weibes. Und dieser überraschende Eindruck wurde noch verstärkt durch die ganz unkindliche, in manchen Momenten beinahe herbe Linie, die sich von den zarten, fast durchscheinenden Nasenflügeln zu den feinen Mundwinkeln herabzog.

So lange der Diener sich im Zimmer zu schaffen machte, wurde kein Wort weiter zwischen den beiden jugendlichen Menschenkindern gesprochen. Aber als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, fragte Erich wie im Anschluß an seine vorige, unbeantwortet gebliebene Frage:

„Ich wollte schon vor Mitternacht wieder zurück sein. Aber ich begegnete zufällig einem ehemaligen Regimentskameraden. Und wie es in solchen Fällen geht: ich ließ mich von ihm ins Schlepptau nehmen, bis — nun, bis ich mich schicklicherweise nicht gut vor ihm aus der Gesellschaft entfernen konnte, in die er mich geführt hatte. Es war aber wirklich gar kein besonderes Vergnügen. Du kannst mir's glauben, Magda!"

„Weshalb sagst du mir das?" gab sie ruhig zurück. „Du kannst natürlich mit deiner Zeit anfangen, was dir beliebt. Und am allerwenigsten brauchst du dich gerade vor mir zu rechtfertigen."

Er warf einen etwas scheuen Blick auf ihr Gesicht, darin sich jene kleine herbe Linie eben jetzt besonders augenfällig ausprägte. Und dann, wie in einer plötzlichen, warmen Herzenswallung, erfaßte er ihre kleine, schmale Hand.

„Aber ich möchte nicht, daß du mir böse bist, Magda! Und ich sehe dir's an, wie sträflich du mein Verhalten findest. Sei also wieder gut und versprich mir, dem Onkel nichts zu verraten."

Rasch, fast unwillig, hatte sie die schlanken Finger wieder befreit.

„Wenn es das ist, was dich beunruhigt, magst du ohne Sorge sein. Durch mich wird mein Vater gewiß nichts davon erfahren. Denn ich spreche mit ihm niemals von Dingen, die ihn betrüben oder aufregen könnten."

Noch deutlicher als in ihren Mienen spürte er jetzt im Ton ihrer Worte den beschämenden Vorwurf, und ihr abweisendes Benehmen weckte ersichtlich seinen Trotz.

„Nun, der Onkel würde wahrscheinlich nachsichtiger darüber urteilen als mein gestrenges kleines Bäschen," sagte er leichthin, „denn er wird sich aus seiner eigenen Leutnantszeit erinnern, was für so einen armen Provinzler ein achttägiger Urlaub nach Berlin bedeutet. Da Schlüter doch möglicherweise plaudern könnte, ist's vielleicht am besten, ich beichte ihm gleich aus freien Stücken das ganze Verbrechen."

Doch mit einer eigentümlich gebieterischen Gebärde warf Magda den hübschen Kopf zurück.

„Nein, Erich, das wirst du nicht! Denn in seiner augenblicklichen Gemütsstimmung würde mein Vater deine Art, dich zu amüsieren, schwerlich gutheißen. Und wenn du auch auf nichts anderes Rücksicht nimmst — die Rücksicht auf seine Gesundheit wenigstens darfst du nicht außer acht lassen."

Der junge Offizier, der schmollend von ihr hinweg an das Fenster getreten war, drehte betroffen den Kopf.

„Du sagst das so sonderbar, Magda! Das Befinden des Onkels hat sich doch nicht etwa seit gestern abend von neuem verschlechtert?"

„Ich fürchte, es geht ihm nicht gut. Obwohl er es mir zu verhehlen suchte, weiß ich doch, daß er eine schlaflose Nacht gehabt hat. Und es ist immer ein übles Zeichen, wenn er früher als gewöhnlich aus dem Bett verlangt."

„Aber du hegst doch hoffentlich keine ernsten Besorgnisse? Es ist keine eigentliche Gefahr dabei — nicht wahr?"

„Was soll ich dir darauf antworten, Erich? Du weißt doch, was ich dir geschrieben habe, und weshalb du diesen Urlaub genommen."

Sie sprach sehr ruhig, aber ihre Lippen zitterten ein wenig. Und wie er nun wieder dicht vor ihr stand, sah er, daß es verräterisch feucht auf dem Grunde ihrer Augen glänzte. Da war all sein Unmut über die vorige unfreundliche Abweisung ganz und gar verflogen.

„Nein, Magda — ich glaube nicht daran, daß es so schlimm ist, wie dieser übertrieben ängstliche Medizinalrat dich

glauben machen wollte. Mit welcher Seelenangst hatte ich vorgestern abend die Reise nach Berlin angetreten, und wie freute ich mich, den Oheim bei meiner Ankunft so stark und rüstig zu finden! Sei überzeugt: der Arzt sieht viel zu schwarz. Es ist ein vorübergehendes Leiden. Und ein ausgiebiger Sommeraufenthalt auf seinem geliebten Oesterhof macht uns den Onkel wieder ganz gesund."

„Wir wollen es hoffen, Erich! Ich habe ja auch nichts auf der Welt als ihn. Und ich weiß nicht, wie ich's tragen sollte, ihn zu verlieren. Aber du hast meinen Vater noch nicht gesehen, wie ich ihn in diesen schrecklichen letzten Wochen so oft habe sehen müssen. Und darum kannst du auch nicht wissen, welche Gefahr zuweilen die allergeringste Aufregung für ihn bedeutet. Eine unangenehme Ueberraschung, ein einziges Wort des Widerspruchs kann einen jener furchtbaren Anfälle herbeiführen, deren Qualen sich mit Worten nicht schildern lassen. Deshalb mußt du mir versprechen, ihn ängstlich zu schonen und ihn ebensowenig durch ein unbedachtes Wort zu reizen, wie du ihm beichten darfst, auf welche Weise du die Nächte dieses — dieses Vergnügungsurlaubs verbringst."

„Die Nächte! — Du straffst mich sehr hart dafür, Magda, daß ich mich dies eine Mal vergaß. Es war ein verwerflicher Leichtsinn, das gebe ich zu. Aber ich bin schon hinlänglich gestraft durch die Vorwürfe meines eigenen Gewissens und durch — doch wozu sollen wir noch weiter davon reden! Ich werde nach diesem nichts mehr vor dem Onkel zu verheimlichen haben — darauf gebe ich dir mein Wort."

Die großen, unkindlich ernsten Augen ruhten für einen Moment in den seinigen, und langsam schwand der herbe Zug aus dem schönen Mädchenantlitz.

„Ich glaube dir, Erich! Und das ist nun abgethan. Willst du dich jetzt noch für ein paar Stunden niederlegen? Oder soll dir Schlüter den Kaffee in dein Zimmer bringen?"

„Nichts von beiden!" wehrte er ab. „Ich bin nicht im mindesten müde, und habe kein anderes Bedürfnis als das, mich umzukleiden. In einer Viertelstunde bin ich wieder da. Und der Onkel soll mich so frisch finden, daß er gewiß nichts errät."

Er ging, und ein paar Sekunden lang blickte ihm Magda nach, ehe sie auf den Knopf des Haustelegraphen drückte. Ein etwas verschlafen dreinschauendes Dienstmädchen erschien in der Thür und empfing den Befehl, das Frühstück anzurichten.

„Aber Fräulein von Malsen soll nicht geweckt werden," fügte Magda hinzu. „Es ist noch zu früh, und Sie können ihr den Kaffee nachher auf ihrem Zimmer servieren." — —

Die bedungene Viertelstunde war kaum vorüber, als Erich von Brunneck das einfach und altväterisch ausgestattete Wohnzimmer wieder betrat. Er fand seine Cousine noch mit dem Arrangement des für drei Personen gedeckten Frühstückstisches beschäftigt, und nachdem er eine kleine Weile ihrer geräuschlosen, anmutigen Hantierung zugesehen hatte, trat er an ihre Seite.

„Was für ein tüchtiges Hausmütterchen doch in diesen drei Vierteljahren aus dir geworden ist, Magda," sagte er scherzend. „Ich kann mich nicht erinnern, dich im letzten Sommer auf Oesterhof jemals bei solcher Verrichtung gesehen zu haben."

„Wahrscheinlich hast du dir nur nicht die Mühe genommen, darauf zu achten," erwiderte sie freundlich. „Besonderer Aufmerksamkeit von deiner Seite hatte ich mich ja, soviel ich weiß, damals nicht zu erfreuen."

„Wirklich — wir standen ein wenig auf dem Kriegsfuß," lachte er, sichtlich froh, daß sie ihm gegenüber wieder einen völlig unbefangenen Plauderton anschlug. „Aber die Schuld lag nicht allein an mir, denn — jetzt kann ich's ja sagen — du hattest mich gewaltig enttäuscht. Statt des lustigen Kameraden, auf den ich mich gefreut hatte — statt des übermütigen Wildfangs, dem kein Gaul zu störrisch und kein Streich zu toll gewesen war, fand ich eine tief in die gelehrtesten Studien vergrabene junge Dame, mit der man über die langweiligsten Dinge reden mußte, wenn man eine halbwegs gnädige Miene sehen wollte. Damals glaubte ich steif und fest, daß du es mindestens auf einen Doktorhut abgesehen hättest. Und vor dieser Sorte weiblicher Wesen habe ich nun 'mal von jeher ein gelindes Grauen."

„Bist du denn in deinem Leben schon so vielen Frauen von ‚dieser Sorte‘ begegnet?“

„Nun, das will ich nicht gerade behaupten. Aber man kennt sie doch einigermaßen aus den Schilderungen anderer. Und du nimmst mir's hoffentlich nicht übel, wenn ich offen bekenne, daß du mir auf Oesterhof im Herrensattel oder hier mit deinem Wirtschaftsschürzchen sehr viel besser gefällst als hinter den langweiligen Schmökern aus des Onkels Bibliothek.“

„Da das ohne Zweifel ein Kompliment sein soll, will ich's in Gottes Namen dafür nehmen. Aber ich höre den Vater kommen. Denke an das, was ich dir vorhin gesagt habe, Erich!“

Ein schwerer, langsamer, etwas schleppender Schritt wurde aus dem Nebenzimmer vernehmlich — ein wiederholtes, kräftiges Räuspern, und eine Minute später stand der Herr des Hauses in der offenen Thür.

Zweites Kapitel.

Der pensionierte Oberst Joachim von Brunneck war ein Mann von mehr als sechzig Jahren, ein weißhaariger Riese von jenem alten märkischen Schlage, der den preußischen Königen schon so manchen tapferen, eisenfesten Recken geliefert. Auch in dem bequemen Hausanzuge, der sich nachlässig und lose um die mächtigen Glieder legte, war er noch vom Wirbel bis zur Sohle der an militärische Straffheit und rücksichtslose Selbstzucht gewöhnte Soldat. Und wie tiefe Spuren auch immer das schwere körperliche Leiden in sein Antlitz bereits eingezeichnet haben mochte — seine Haltung war doch noch aufrecht und gerade wie einst auf dem Paradefelde. Und die scharfen Augen unter den buschigen weißen Brauen blitzten noch in einem beinahe jugendlichen Feuer.

„Guten Morgen, Junge! — Freut mich, daß du auch auf Urlaub kein Langschläfer bist. Hatte mir eigentlich wenig Hoffnung darauf gemacht, dich schon zu so früher Stunde bei uns am Kaffeetische zu sehen.“

Seine Stimme klang voll und tief, aber zwischen den rasch hervorgestoßenen Worten gab es hier und da jene kleinen

Pausen, die den Asthmatiker oder Herzkranken erkennen ließen. Er hatte dem Neffen, der bei seinem Morgengruße ganz militärisch vorschriftsmäßig die Hacken zusammengeschlagen, freundlich die Hand geschüttelt und ließ sich nun auf den Sofaplatz an dem einladend gedeckten runden Tische nieder. Fast unwillig wehrte er ab, als Magda sich anschickte, ihm eine gefütterte seidene Decke über die Kniee zu breiten.

„Was fällt dir ein, Mädel! Es ist hier ja schon eine Temperatur wie im Backofen. Und ich bin doch kein altes Weib.“

Aber trotz dieser polternden Ablehnung strich er mit seiner bärenhaften Rechten zärtlich über die kleine weiße Hand, die sich so liebevoll hatte um ihn bemühen wollen. Und unter dem borstigen grauen Schnurrbart zuckte es wie ein glückliches Lächeln, als die biegsame Gestalt sich über ihn herabneigte, um mit weichen Lippen seine Stirn zu berühren.

„Greifen wir also zu, Kinder! Unser junger Kriegsmann da sieht ganz so aus, als ob seine Lebensgeister erst durch eine heiße Tasse Kaffee vollends geweckt werden müßten. — Die gute Malsen liegt natürlich noch fest auf dem Ohr?“

„Ich habe dem Mädchen ausdrücklich anbefohlen, sie schlafen zu lassen, Papa! Fräulein Dorette ist während des ganzen Vormittags übler Laune, wenn sie zu früh aus dem Schlummer gestört wird.“

„Recht so, mein Kind! Ich wollte, sie schliefe zu meiner Erholung 'mal sieben Tage und Nächte wie der masurische Rekrut, den ich vor undenklichen Zeiten als junger Hauptmann in meiner Kompagnie hatte. Die Aerzte machten damals aus dem Kerl ein medizinisches Wunder; ich aber hielt ihn von vornherein für den geriebensten Simulanten und Drückeberger unter der Sonne. Und als ich's endlich mit vieler Mühe durchgesetzt hatte, daß man für achtundvierzig Stunden die künstliche Ernährung einstellte, die den armen Schläfer am Leben erhalten sollte, da wurde der Spitzbube mit einem Mal so wach und munter wie eine Lerche bei Sonnenaufgang. Es war eine Kur, die unser Oberstabsarzt mir sein Leben lang nicht hat verzeihen können. Denn er hatte schon eine lange, gelehrte Abhandlung über den schlafenden Masuren geschrieben,

die seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt unsterblich machen sollte. Und das wäre für ihn um so erfreulicher gewesen, als er das Unglück hatte, Schulze zu heißen."

Erich kannte die Geschichte von dem schlafenden Rekruten und von dem in seiner Hoffnung auf Unsterblichkeit betrogenen Oberstabsarzt Schulze so gut, wie er das Vaterunser kannte. Denn sie gehörte zu jenen Leibhistörchen des Obersten, die der alte Herr bei jeder halbwegs möglichen Gelegenheit zum besten gab. Trotzdem nahm er sie mit einer Heiterkeit auf, als vernähme er sie zum erstenmal. Aber sein Lachen verstummte, und er wurde sehr rot, als er Magdas Blick groß und verwundert auf sich gerichtet sah. Das schauspielerische Talent, das er da bekundet hatte, war offenbar recht wenig nach ihrem Geschmack.

Auch die scheinbar gute Laune des Obersten hielt nicht lange vor. Sie war ganz und gar geschwunden in demselben Augenblick, wo Schlüter die Morgenzeitung hereinbrachte und sie vor dem Hausherrn auf den Frühstückstisch niederlegte. Der breite schwarze Trauerrand, der die erste Seite einfaßte, mußte den Umschwung bewirkt haben, denn wie ein finstrer Schatten legte sich's bei seinem Anblick über Joachim von Brunnecks Züge. Er schob das Blatt beiseite, ohne es zu entfalten und lehnte sich mit einem schweren Atemzuge in seine Sofaecke zurück.

„Eigentlich nimmt mich's Wunder, daß dein Oberst dir gerade jetzt, ohne alle zwingende Veranlassung Urlaub nach Berlin gegeben hat," sagte er in ganz verändertem Ton. „Ich an seiner Stelle hätte es sicherlich nicht gethan, denn in solchen Tagen tiefster Trauer gehört ein preußischer Offizier nirgends anders hin als zu seinem Regiment. — Na, du brauchst darum nicht so verlegen drein zu schauen, mein Junge! — Für dich bedeutet's ja jedenfalls nichts Geringeres, daß du deinem toten alten Kaiser noch einmal ins Antlitz blicken kannst. Und mir ist's auch eine Art von Trost, daß doch wenigstens ein Brunneck unter denen sein wird, die dem alten Herrn vor seinem Sarkophag den letzten Zoll dankbarer Ehrfurcht darbringen. Hätte mir nicht der Medizinalrat auf Ehre und Gewissen versichert, daß der Gang in den Dom mein Tod

sein würde, ich ließe mir's wahrhaftig nicht nehmen. Aber wenn man ein armseliger Invalide geworden ist wie ich, muß man allmählich lernen, auch auf die Erfüllung seiner sehnlichsten Herzenswünsche zu verzichten."

Angstvoll hefteten sich Magdas große Augen auf das Gesicht des Vaters. Noch gestern hatte er allen Bitten und Vorstellungen gegenüber mit Entschiedenheit erklärt, daß er heute zur Aufbahrung in den Dom gehen würde, und er mußte sich nach der schlecht verbrachten Nacht fürwahr sehr krank und angegriffen fühlen, wenn er nun aus freien Stücken seine Absicht aufgab. Ohne Zweifel erriet der Oberst ihre Gedanken; denn er nahm ihre Hand und hielt sie fest, während er fortfuhr:

„Diesem wackeren kleinen Mädel zuliebe bleibe ich also daheim. Aber du mußt sie mitnehmen, Erich, und dann müßt ihr mir haarklein erzählen, wie sie den alten Herrn gebettet haben, und wie er auf seinem letzten Ruhelager ausgesehen. Ich denke, ihr macht euch so bald wie möglich auf den Weg, denn Schlüter erzählte mir gestern die fürchterlichsten Geschichten von dem lebensgefährlichen Gedränge an der Schloßfreiheit und im Lustgarten. Mit einem andern würde ich Magda gar nicht hingehen lassen; dir aber kann ich mein Kleinod doch wohl anvertrauen, Erich?"

„Gewiß, lieber Onkel! Magda wird unter meinem Schutz so sicher sein wie unter dem deinigen."

„Gut, mein Junge, wir wollen sehen, wie du die Probe bestehst. Denn es könnte ja immerhin sein, daß du sie dermaleinst als ihr einziger männlicher Verwandter gegen schlimmere Gefahren zu schützen hast, als gegen ein bißchen Volksgedränge. Mach' dich also fertig, Kind! — Die Malsen wird mir schon Gesellschaft leisten, während du fort bist."

Magda ging schweigend hinaus. Und sobald er mit seinem Neffen allein war, sagte der Oberst, indem er ihn mit seinen scharfen Augen fest und durchdringend ansah:

„Für den Dom ist's eigentlich noch zu früh. Aber ich habe das Mädel hinausgeschickt, weil ich dir's ansehe, daß du etwas auf dem Herzen hast. Keine Ausflüchte, wenn ich bitten darf! Ich weiß, daß diese blassen Wangen und diese zer-

streuten Blicke bei einem jungen Menschen immer irgendwelche fatalen Geheimnisse bedeuten. Und in meiner nächsten Umgebung mag ich solche Geheimnisse ein für allemal nicht leiden."

Wenn Erich von Brunneck wirklich ein Geständnis zu machen oder ein Anliegen vorzubringen hatte, so war er doch jedenfalls nicht darauf vorbereitet gewesen, es gerade in diesem Augenblick zu thun. Der rasche Wechsel seiner Gesichtsfarbe und das nervöse Spiel seiner Finger mit den Brotkrümchen auf dem Tischtuch verrieten zur Genüge, wie überraschend und wie unbehaglich ihm die unumwundene Aufforderung des Obersten war. Aber es schien, daß seine Gewöhnung an Gehorsam gegen den Willen des alten Herrn doch stärker war als seine Befangenheit. Denn nach einem kleinen Zaudern erwiderte er:

„Eine Bitte hätte ich schon, lieber Onkel; aber ich fürchte —"

„Schnickschnack! Ein Soldat soll sich vor gar nichts fürchten. Ist's was Vernünftiges, und kann ich's erfüllen, so sage ich Ja. Im andern Fall muß ich eben Nein sagen. Was ist denn da weiter zu fürchten?"

Aber trotz dieser ermutigend gemeinten Versicherung hatte Erich ersichtlich noch einen schweren Kampf mit seiner Verlegenheit zu bestehen, ehe er sich entschloß, zu sagen:

„Ich möchte meinen Zuschuß diesmal schon ein paar Tage vor dem Fälligkeitstermin haben, Onkel! Ich denke, es macht dir nichts aus, ihn mir noch heute zu zahlen."

Gerade darauf war der Oberst allem Anschein nach nicht gefaßt gewesen, denn er runzelte unmutig die Stirn.

„Du brauchst Geld — obwohl ich dir deine Auslagen für die Reise schon gestern vergütet und noch einen Hundertmarkschein als Taschengeld für die Dauer deines Urlaubs daraufgelegt habe? Das ist ja sehr sonderbar. Und wieviel soll es denn sein?"

„Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir den ganzen Zinsbetrag für das nächste Vierteljahr aushändigen wolltest."

„Was? Die vollen fünfhundert Mark? Das wäre ja eine ganz neue Einrichtung. Und was — wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen — was willst du mit dem Gelde beginnen?"

„Könntest du mir nicht die Antwort darauf erlassen, lieber Onkel? Ich kann dir auf Ehre versichern, daß ich es sehr notwendig brauche. Und möchtest du dich nicht in diesem Ausnahmefall damit begnügen?“

„Nein!“ klang es kurz und hart zurück. „Als mir dein Vater in seinem Testament die Verwaltung deines kleinen Erbteils übertrug, hat er damit zugleich eine Verantwortung auf meine Schultern gelegt, die mir solche faulen Kompromisse mit deinen gelegentlichen Heimlichkeiten durchaus nicht gestattet. Es bedarf keines großen Scharfsinns, um zu erraten, daß du Schulden gemacht hast, trotz deines mit Wort und Handschlag gegebenen Versprechens. Das ist so ziemlich die schmerzlichste Enttäuschung, die du mir hättest bereiten können. Deshalb also dieser überraschende Besuch zu einer Zeit, wo nach meinem Gefühl kein rechtschaffener Offizier sich von seiner Mannschaft entfernen sollte!“

„Nein, Onkel, nicht deshalb bin ich gekommen — du darfst es mir glauben. Und noch gestern ahnte ich nicht, daß ich dich auf solche Weise würde in Anspruch nehmen müssen.“

Die buschigen Brauen des Obersten zogen sich noch höher empor.

„Das verstehe ich nicht. Was kann sich denn seit gestern zugetragen haben, daß dir mit einem Male so gewaltige Verpflichtungen erwachsen wären? Möchtest du dich darüber nicht etwas deutlicher erklären?“

„Es ist so beschämend für mich, lieber Onkel — so über die Maßen peinlich — —“

„Hast du den Mut gehabt, etwas zu thun, dessen du dich schämen mußt, so magst du nun auch den Mut haben, es einzugestehen. Aber vielleicht kann ich dir helfen. Du hast gespielt?“

Erich senkte den Kopf und schwieg. Er sah in diesem Augenblick wirklich recht kläglich aus. Und vielleicht war es noch mehr der Anblick seiner unmännlichen Zerknirschung, als das durch sein Verstummen abgelegte Geständnis, was das soldatische Herz des Obersten empörte.

„So sieh mich doch wenigstens an, Junge! Nichts in der Welt ist mir an einem Manne so verhaßt, wie diese Armesünder=

miene! Vorläufig verstehe ich von alledem noch nicht das Geringste. Und nicht als dein Onkel, sondern als dein Vorgesetzter verlange ich jetzt klare und bündige Antwort auf meine Fragen. Wo hast du gespielt, wann und mit wem?"

Erich hatte sich von seinem Stuhl erhoben. Totenbleich, aber in straffer dienstlicher Haltung, die Augen fest auf das schon bedenklich gerötete Antlitz des alten Herrn gerichtet, stand er vor dem Obersten da.

„Ich darf von diesen Fragen nur eine einzige beantworten. Als ich gestern abend noch einmal ausging, um mir den Trauerschmuck in den Straßen anzusehen, begegnete ich einem Kameraden, der bis vor einem Vierteljahr mein Hauptmann gewesen war. Er lud mich ein, in einem Kreise von Bekannten ein Glas Wein mit ihm zu trinken, und ich glaubte, es ihm nicht abschlagen zu dürfen. Später wurde gespielt, und ich hatte leider nicht Energie genug, mich davon auszuschließen."

„Wie die Energie — Gott sei's geklagt! — niemals eine deiner hervorragenden Eigenschaften gewesen ist! Aber kommen wir erst zu Ende! Du hast es also als aktiver preußischer Offizier fertig gebracht, in leichtfertiger Gesellschaft am Spieltisch zu sitzen, während das ganze deutsche Volk und vor allem die deutsche Armee in tiefstem Schmerz um den Heimgang des obersten Kriegsherrn trauert? Das ist mehr als ein thörichter Jugendstreich, Leutnant von Brunneck! Das ist schimpflich und verächtlich!"

„Onkel!"

„Still! Ich will keine Rechtfertigung hören. Und ich will auch den Namen dieses ehemaligen Hauptmanns nicht wissen, der ehrvergessen genug war, dich zu solchem Beginnen zu verführen. Jetzt nur noch den Rest! Du hast verloren, was du nicht zahlen konntest, und man verlangt innerhalb vierundzwanzig Stunden die Begleichung deiner Schuld. Ich kenne ja den sauberen Ehrenkodex der Herren Spieler. Aber du bist im Irrtum gewesen, wenn du geglaubt hast, daß ich das Geld so ohne weiteres herausgeben und deinen sträflichen Leichtsinn damit gewissermaßen sanktionieren werde. Nenne mir den Namen deines Gläubigers und den Betrag, den du ihm schuldest, dann werde ich selbst mit ihm verhandeln."

„Das ist unmöglich, Onkel!“

Das Antlitz des Obersten färbte sich noch um eine Schattierung dunkler, und er lockerte mit einer ungestümen Handbewegung den Halskragen seiner Hausjoppe, wie wenn er sich durch ihn beim Atmen beengt fühlte.

„Unmöglich — weshalb? Zweifelst du vielleicht an meiner Qualifikation, eine solche sogenannte Ehrenangelegenheit auf die rechte Weise abzuwickeln?“

„Gewiß nicht, Onkel! Aber es ist trotzdem unmöglich, weil — nun, weil es einen solchen Gläubiger gar nicht giebt. Ich habe meinen Spielverlust sofort bar beglichen.“

„Das konntest du? — Und dennoch verlangst du von mir jetzt eine solche Summe? Hast du vielleicht die Absicht, heute abend von deinem sauberen Ex-Kameraden Revanche zu fordern und dich zu dem Zwecke für alle Fälle mit einer gehörigen Barschaft auszurüsten?“

„Nein. Ich werde nie mehr eine Karte anrühren; das habe ich mir in dieser unglückseligen Nacht mit einem heiligen Eid geschworen. Ich brauche das Geld zu einem andern Zweck. Und noch einmal, lieber Onkel, bitte ich dich auf das dringendste, es mir nicht zu verweigern.“

„Sage mir, wozu du einer so großen Summe bedarfst, und ich werde mit mir zu Rate gehen, ob es zweckmäßig und geboten ist, sie dir zu geben.“

Ein paar Sekunden lang stand der junge Offizier in unschlüssigem Schweigen. Es war kein Blutstropfen mehr in seinem Gesicht, und seine Lippen bebten. Dann aber sagte er leise und mit beinahe tonloser Stimme:

„Wenn ich das Geld nur um diesen Preis erhalten kann, so werde ich wohl darauf verzichten müssen. Denn ich kann die Ursache meiner Verlegenheit nicht offenbaren.“

„Du kannst nicht? — Auch nicht, wenn ich es dir befehle?“

„Auch dann nicht, Onkel! Es ist mir einfach unmöglich!“

„Nun wohl, etwas Unmögliches soll man von niemand verlangen. Die Sache wäre also erledigt. Denn meine Antwort hast du bereits gehört. Es ist ein für allemal festgesetzt, daß ich dir die Zinsen aus deinem von mir verwalteten Erb-

teil monatlich an einem bestimmten Tage auszahle, und dabei wird es auch diesmal sein Bewenden haben. Der Betrag steht dir, wie immer, am fünfzehnten zur Verfügung. — Nun, hast du mir sonst noch etwas zu sagen?"

„Es — es handelt sich um meine Ehre, Onkel! — Und schließlich ist es doch nur mein rechtmäßiges Eigentum, das ich da verlange."

Die Ader an der Schläfe des Obersten schwoll zu einem dicken, bläulichen Strange. Er richtete sich auf, und — mit beiden Händen auf den Rand des Tisches gestützt — starrte er mit vorgeneigtem Oberkörper seinem Neffen in das verstörte Gesicht.

„Oho! Kommst du mir so? Dein Eigentum — ja wohl! Doch nicht zum beliebigen Gebrauch für alle möglichen leichtsinnigen Streiche. Bis zu deinem fünfundzwanzigsten Jahre hast du an dies Erbteil keinen andern Anspruch, als den auf monatliche Zinszahlung. Und ich werde mich hüten, nach dem, was ich heute hören mußte, auch nur um einen Zollbreit von jener testamentarischen Bestimmung deines Vaters abzugehen. Ohne zu wissen, für welche Zwecke du des Geldes bedarfst, zahle ich dir keinen Pfennig. Damit — Punktum!"

Stoßweise und mit augenfälliger Anstrengung hatte der alte Herr die letzten Worte herausgebracht. Etwas geradezu Beängstigendes war in dem Aussehen seines dunkel geröteten Antlitzes und in der keuchenden Mühsal, mit der seine breite Brust nach Atem rang. Erich wollte ihm antworten, aber noch ehe er Zeit dazu gefunden, wurde die Thür des Zimmers geöffnet, und Magda, die völlig zum Ausgehen angekleidet war, eilte auf ihren Vater zu.

„Papa — lieber Papa!" bat sie zärtlich, indem sie schmeichelnd den Arm um seinen Nacken legte und ihre feingliedrige Gestalt innig an seinen mächtigen Körper schmiegte. „Denkst du denn gar nicht an deine Gesundheit?"

Energisch nahm sich der Oberst zusammen, um seiner Aufregung Herr zu werden.

„Ja — ja, mein Kind — ich denke schon daran. Gieb mir ein paar von meinen Tropfen, dann ist alles wieder in Ordnung."

Er hatte sich schwer in die Polster des Sofas zurückfallen lassen, und Magda wendete sich zu dem Seitentischchen, auf dem allerlei Gläser und Medizinflaschen standen. Ein ernster, anklagender Blick flog dabei zu ihrem Vetter hinüber, und wie in scheuem Schuldbewußtsein senkte er unter diesem Blick die Lider.

Die beruhigende Arznei, die der Oberst mit der willigen Fügsamkeit eines kranken Kindes aus den Händen seiner Tochter genommen, schien ihre oft erprobte Wirkung auch diesmal nicht zu versagen. Seine Atemzüge wurden gleichmäßiger, und die beängstigende Röte schwand allgemach von seiner Stirn.

„So — es ist schon vorüber,“ sagte er. „Und nun mögt ihr in Gottes Namen gehen. Ist denn die Malsen noch immer nicht präsentabel?“

„Sie wird gleich hier sein, Papa! Aber können wir den Gang nach dem Dom nicht um ein paar Stunden verschieben? Gerade jetzt möchte ich dich ungern verlassen.“

„Unsinn! Du siehst doch, daß ich mich schon wieder ganz wohl fühle. Je früher ihr euch auf den Weg macht, desto weniger lange werdet ihr euch in der Menschenmenge herumdrücken müssen. Und für mich giebt es augenblicklich gar nichts Besseres, als eine von Fräulein von Malsens Vorlesungen. Wenn ich Glück habe, hole ich dabei noch ein Stückchen des versäumten Nachtschlummers nach.“

Magda entschloß sich ersichtlich nur schweren Herzens, seinem Verlangen zu willfahren. Aber sie mochte fürchten, den anscheinend noch einmal glücklich abgewendeten Anfall durch einen weiteren Widerspruch aufs neue heraufzubeschwören. Und als jetzt mit ziemlichem Geräusch die kleine, rundliche Hausdame des längst verwitweten Obersten, das vielberufene Fräulein von Malsen, mit der ängstlichen Eilfertigkeit eines verspäteten Schulmädchens ins Zimmer fegte, kehrte sie sich gegen Erich.

„Da der Papa es wünscht, so laß uns denn gehen!“

„Ja — ich bin bereit. Auf Wiedersehen, Onkel!“

„Guten Morgen!“ klang es kurz und trocken aus der Sofaecke zurück. „Und nimm mir das Mädel gut in acht.“

Magda flog noch einmal zu dem Kranken zurück und küßte ihn beinahe leidenschaftlich zärtlich auf beide Wangen.

„Sei meinetwegen ohne Sorge, Papa! Mir geschieht sicherlich kein Leid, denn ich schütze mich schon selbst.“

„Ja, ich weiß, du bist ein tapferer kleiner Kerl,“ lächelte der Oberst. „Und du hast recht: es ist doch allezeit am besten, sich nur auf die eigene Kraft zu verlassen — für ein Frauenzimmer nicht weniger, als für einen Mann. Geh' also mit Gott, liebes Kind! Und bring' meinem alten Kaiser den letzten ehrfurchtsvollen Gruß seines getreuen Joachim Brunneck. Ich hätte ihm heute mit reinem Gewissen ins Antlitz schauen dürfen; denn von der ersten bis zur letzten Stunde habe ich seinen Rock in Ehren getragen. Na, es hat nicht sollen sein. Und in meinen Jahren muß man eben lernen, sich zu bescheiden. — Geh' nur, Kind — geh'!“

Er schämte sich vielleicht ein wenig der unsoldatischen Weichheit, die in seiner Rede gewesen war, und drängte darum das junge Mädchen mit sanfter Gewalt von sich hinweg,

Langsam, wie mit innerem Widerstreben, verließ Magda das Zimmer. Und gesenkten Hauptes, mit fest zusammengepreßten Lippen, folgte ihr Erich von Brunneck nach.

Drittes Kapitel.

Ein paar Dutzend Schritte waren sie unten stumm neben einander hingegangen, dann blieb der junge Offizier plötzlich stehen.

„Vergieb mir, Magda! Aber es geht nicht — ich kann dich jetzt nicht in den Dom begleiten.“

Sie erhob ihr schönes, ernstes Antlitz zu seinem verstörten Gesicht und erwiderte so ruhig, als wäre für sie durchaus nichts Ueberraschendes in seiner Erklärung gewesen:

„Und warum kannst du es nicht, Erich?“

Da brach wie ein Strom, der sich nicht länger zurückdämmen ließ, die helle Verzweiflung aus seiner gequälten Brust.

„Weil ich nicht mehr würdig bin, vor meinen allerhöchsten Kriegsherrn hinzutreten, Magda! Hast du gehört, was der Onkel bei unserer Verabschiedung sagte? Er hätte seinem toten Kaiser mit reinem Gewissen ins Antlitz schauen dürfen; denn

er hat seinen Rock allzeit in Ehren getragen. Ich aber — ich habe kein Recht mehr, dasselbe auch von mir zu sagen. Denn ich habe in dieser unseligen Nacht nicht bloß meine Barschaft verspielt, sondern auch meine Ehre."

Er war in einer Stimmung, die ihn vergessen ließ, daß sie sich auf offener Straße befanden. Schon hatten die Blicke einiger Vorübergehenden sich verwundert auf die Beiden gerichtet. Aber das junge Mädchen zeigte mehr Besonnenheit als ihr Begleiter. Sie winkte einem eben vorüberfahrenden Droschkenkutscher zu und sagte in leisem, eindringlichem Tone:

„Laß uns diesen Wagen nehmen, Erich, und irgendwohin in den Tiergarten fahren, wo uns niemand sieht. Denn ich habe notwendig mit dir zu reden."

Ohne Widerspruch fügte er sich ihrem mit solcher Bestimmtheit kundgegebenen Willen. Und erst als er neben ihr im Fond des geräuschvoll dahinrumpelnden Fuhrwerkes saß, schien ihm das Sonderbare seines Benehmens und der dadurch geschaffenen Situation zum Bewußtsein zu kommen.

„Mein Gott, wie schmachvoll das alles ist!" stöhnte er. „Wie kläglich und jämmerlich! Was, um des Himmels willen, mußt du nur von mir denken!"

„Laß dich meine Gedanken jetzt nicht kümmern, Erich, sondern wenn du mich deines Vertrauens wert hältst, so sage mir alles, was dich bedrückt. Vielleicht bin ich im stande, dir zu helfen."

„Du? Ach nein, das kannst du nicht. Und wenn du es vermöchtest, dürfte ich jedes anderen Menschen Hilfe eher annehmen als die deine."

„Und warum müßtest du gerade meinen Beistand zurückweisen? Etwa nur deshalb, weil ich ein Mädchen bin?"

„Deshalb, Magda — und noch aus hundert anderen Gründen! — Ach, warum hat man mich in diese Laufbahn hineingezwungen, für die ich nicht tauge? Warum hat man mir einen Beruf aufgenötigt, für den ich von vornherein weder Talent noch Neigung hatte? Ich bin nun einmal nicht geschaffen, mich in diese starren, engherzigen Ehrbegriffe einschachteln zu lassen, die jede freiere Regung unmöglich machen und den kleinsten Schritt vom Wege zu einem unsühnbaren

Verbrechen stempeln. Die Natur hat mich zu allem andern eher bestimmt als zum Soldaten."

„Wenn du dessen so sicher bist, Erich, weshalb hast du dich dann nicht längst für einen andern Beruf entschieden?"

„Hat man mir denn die Möglichkeit dazu gewährt? Hat man mich überhaupt um meine Meinung gefragt? Welche Kämpfe mußte ich nicht mit meiner Familie bestehen, ehe man mir auch nur gestattete, mich zum Ingenieur auszubilden, bevor ich den bunten Rock anzog? Weder meinem Vater noch dem Onkel schien die Waffengattung vornehm genug, auf die ich damit hingewiesen wurde. Denn ein Genie-Offizier war in ihren Augen von vornherein nur ein halber Soldat. Und vielleicht hatten sie recht, denn seit meinem Diensteintritt habe ich mich noch nicht eine Stunde lang als ein ganzer Soldat gefühlt."

„Das ist schlimm. Aber es war doch wohl nicht das, wovon du vorhin mit dem Papa gesprochen hast. Und davon möchte ich zunächst mit dir reden."

„Davon, Magda? — Nein, wie dankbar ich dir auch für deine freundliche Absicht bin — das ist unmöglich!"

Er sagte es sehr entschieden. Aber dies noch halb kindliche Wesen mit den sanften, ruhigen Zügen verfügte offenbar über einen starken und beharrlichen Willen, der sich nicht leicht von seinem einmal vorgesteckten Ziele abbringen ließ.

„Weil es sich um Geldangelegenheiten handelt — nicht wahr? Das sind nach deiner Meinung wahrscheinlich Dinge, die ein Kavalier unter keinen Umständen mit einem jungen Mädchen besprechen darf."

Betroffen sah er sie an.

„Woher, in aller Welt, kannst du wissen — —"

„Ich hörte gegen meinen Willen Papas letzte Worte, als ich im Nebenzimmer auf die Beendigung eures Gespräches wartete," erklärte sie ohne alle Verlegenheit. „Und es war nicht schwer, daraus zu entnehmen, daß er dir eine Bitte um Geld abschlug, weil du ihm nicht sagen wolltest, wozu du dieses Geldes bedarfst. Sicherlich hast du nicht recht daran gethan, gerade heute mit einer solchen Anforderung an ihn heranzutreten, denn du mußtest ja die Strenge seiner Ansichten

kennen, und ich hatte dir erst kurz zuvor gesagt, wie gefährlich jede Aufregung für ihn werden kann. Aber ich will dir keine Vorwürfe machen; denn es mag wohl sein, daß du nicht anders konntest. Ich erwähne es nur, damit du nicht etwa auf den Gedanken kommst, mit dem Papa noch einmal davon zu reden. Das darf unter keinen Umständen geschehen. Und schon aus diesem Grunde solltest du das wenige nicht zurückweisen, das ich dir anzubieten vermag. Ist eine Summe von sechshundert Mark ausreichend, dich aus deiner Verlegenheit zu befreien?"

„Magda — das — das wolltest du für mich thun? Aber es ist ja gar nicht möglich. Seit wann hättest du hinter dem Rücken des Vaters über solche Beträge zu verfügen?"

„Was ich dir geben will, ist jedenfalls mein rechtmäßiges und freies Eigentum. Der Papa hat sich niemals darum gekümmert, was ich mit meinen Ersparnissen anfing, und er wird auch nichts davon merken, wenn ich dir jetzt das Geld leihe."

„Aber ich darf es doch nicht von dir annehmen — du müßtest mich ja verachten, Magda, wenn ich es thäte. — Und doch, wenn du wüßtest, wie notwendig ich dieser fünfhundert Mark bedarf — wieviel für mich davon abhängt, daß ich sie noch heute erhalte — —"

Sie hatten bei dem Gerassel der Droschke auf der holprigen Charlottenburger Chaussee fast überlaut sprechen müssen, um einander zu verstehen, und da sie inzwischen schon fast bis an den großen Stern gelangt waren, wo es an diesem unwirtlichen Märztage kaum noch Spaziergänger gab, drückte Magda jetzt auf den kleinen Gummiball, der dem Kutscher das Zeichen zum Halten gab.

„Wir werden uns besser unterhalten können, wenn wir jetzt zu Fuß nach Hause zurückkehren," sagte sie. Und Erich war nicht darüber im Zweifel, daß sie ihm dadurch lediglich die gesteigerte Pein ersparen wollte, ihr seine Schande gleichsam ins Ohr zu schreien.

In heißer Dankbarkeit drückte er, als er ihr beim Aussteigen behülflich war, ihre Hand. Aber auch diesmal zog Magda die schlanken Finger rasch zurück. Und sie schien durch die kleine Vertraulichkeit sogar ein wenig verstimmt; denn auch, als sie schon ein gutes Stück auf einem der ganz menschen-

leeren Seitenwege dahingegangen waren, sprach sie noch immer kein Wort.

Erich aber hielt dies Schweigen offenbar für einen Ausdruck der Erwartung, seine Beichte zu vernehmen. Und nach all der Qual, die er während der letzten Stunde hatte ausstehen müssen, fühlte er vielleicht auch das unwiderstehliche Bedürfnis, seinem gepreßten Herzen vor einem teilnehmenden menschlichen Wesen Luft zu machen. Mit seinen dreiundzwanzig Jahren war er eben trotz aller soldatischen Manieren noch ein schwacher und schwankender Jüngling, der in dieser ersten großen Not seines Lebens begierig die helfende Hand ergriff, die sich ihm darbot — unbekümmert darum, daß es die Hand eines jungen Mädchens, fast noch eines Kindes war.

„Ich weiß nicht, ob ich deinen Beistand annehmen kann, Magda," brach er endlich kleinlaut und beklommen das peinliche Schweigen, „aber schon dadurch, daß du ihn mir anbietest, hast du einen Anspruch darauf, alles zu erfahren. Was ich dem Onkel selbst um den Preis meines Lebens nicht hätte gestehen können — was ich keinem andern lebenden Wesen offenbaren würde — dir will ich es sagen. Ich habe in dieser Nacht eine Summe Geldes verspielt, die mir nicht gehörte."

Noch im letzten Moment hatte sie ihn unterbrechen wollen, und wie beschwörend hatte sie die Hand erhoben. Jetzt aber, da sie das inhaltschwere Wort nicht mehr hatte verhindern können, starrte sie ihm so entsetzt ins Gesicht, daß er sich unter ihrem Blick wie von einem eisigen Schauer überrieselt fühlte.

„Nein," stieß sie hervor, „das ist nicht wahr — das ist nicht möglich!"

„Höre mich an, ehe du mich verdammst!" bat er. „Ich kann nichts zurücknehmen von dem, was ich gesagt habe, und ich will nichts zu entschuldigen oder zu beschönigen suchen. Aber ganz so gemein und abscheulich, wie sie nach solchem dürren Geständnis scheinen mag, war meine Handlungsweise doch vielleicht nicht. Als ich vorgestern im Kasino von meiner bevorstehenden Reise nach Berlin erzählte, bat mich einer meiner Kameraden, ihm gefällig zu sein, indem ich hier an einer gewissen Stelle, die ich um des Kameraden willen nicht gern nennen möchte, eine Summe von fünfhundert Mark für

ihn zahlte. Ich erklärte mich natürlich dazu bereit, und er händigte mir den Betrag ein, indem er mich noch auf das Dringendste bat, den Termin nicht zu versäumen, da die Zahlung unter allen Umständen bis heute Mittag erfolgt sein müßte. Während der ganzen Reise war ich in beständiger Angst, daß mir das Geld abhanden kommen könnte, denn ich hatte kaum jemals eine so große und für mich beinahe unersetzliche Summe mit mir herumgetragen. Anfänglich hatte ich die Absicht, sie nach meiner Ankunft dem Onkel zur Aufbewahrung zu übergeben. Aber ich fürchtete, daß er mich nach der Bestimmung des Geldes und nach dem Namen des Kameraden fragen würde, und über beides wollte ich der besonderen Umstände wegen nicht gern Auskunft geben. So nahm ich unglücklicherweise die gefüllte Brieftasche mit mir, als ich gestern abend noch einmal ausging. Und in der Nacht, als der Wein wie die Aufregung des Spiels mich gleichermaßen berauscht hatten, brach dann das Verhängnis über mich herein."

Magda hatte ihr Gesicht längst wieder von ihm abgewendet, und mit gesenktem Köpfchen ging sie neben ihm her, so daß er nicht mehr in ihren Zügen zu lesen vermochte. Aber von dem, was in ihrer Seele vorging, verriet sich immerhin noch genug in dem ganz veränderten, beinahe harten Klang ihrer sonst so weichen Stimme, da sie unmutig einwarf:

„Wie magst du von einem Verhängnis reden, wenn es sich um Dinge handelt, die so ganz in dein Belieben und in deinen freien Willen gestellt waren wie diese!"

„So mag es dir scheinen, Magda," verteidigte er sich demütig, „und so scheint es jetzt, da ich mit kaltem Blute darüber nachdenke, ja auch mir. In der Nacht aber war es anders. Da befand ich mich wie in einem Taumel und hatte alle Ueberlegung, alle Herrschaft über mich selbst verloren. Ich bin kein Spieler, und im Bewußtsein meiner beschränkten Mittel war ich bis zu dieser Stunde allen Versuchungen, wie sie ja auch in meiner Garnison oft genug an mich herantraten, standhaft aus dem Wege gegangen. Ich kannte das Spiel, zu dem man mich in dieser Nacht fast gewaltsam heranzog, kaum dem Namen nach. Und ich beteiligte mich daran mit dem festen Entschluß, aufzuhören, sobald es unter einem schicklichen Vor-

wand würde geschehen können. Aber ich gewann. Und es schien mir nicht anständig, mich unter solchen Umständen mit irgend einer unglaubwürdigen Ausflucht aus einer Gesellschaft zurückzuziehen, die mich zum erstenmal in ihrer Mitte sah. Nach Verlauf einer weiteren Stunde aber hatte mich der verdammte Spielteufel so ganz in seinen Krallen, daß ich überhaupt an gar nichts mehr dachte. Ich gewann und verlor in raschem Wechsel. Dann aber, nachdem mir eben wieder ein großer Schlag gelungen war, kehrte mir das Glück beharrlich den Rücken. Nicht nur mein Gewinn ging dahin, sondern auch die kleine Barschaft, die ich mit nach Berlin gebracht hatte, und die hundert Mark, mit denen mich der Onkel in der Freude des Wiedersehens gestern beschenkte. Zu meiner Bestürzung wurde ich mit einem Male inne, daß ich nicht einen Pfennig mehr besaß."

„Du wußtest es — und dennoch spieltest du weiter?"

„Ja. Wie es geschehen konnte — und ob ich in dem Augenblick, wo ich den ersten Hundertmarkschein von dem fremden Gelde nahm, wirklich ganz zurechnungsfähig war — ich weiß es nicht mehr, Magda! Soviel nur weiß ich, daß das Spiel seit jenem Moment für mich weder eine Unterhaltung noch ein Vergnügen war, sondern eine grausame Tortur. Ich hatte nur noch den einzigen Gedanken: du mußt das Verlorene zurückgewinnen — du mußt! Oder du hast aufgehört, ein ehrlicher Kerl zu sein und kannst von hier fortgehen, um dir eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Und so pointierte ich wie ein Verrückter immer von neuem, wenn der Einsatz verspielt war, von dem ich die Rettung erhofft hatte." —

In ihrer knabenhaften Offenheit trug seine Erzählung in jedem Zuge den Stempel der lautersten Wahrheit, und noch in der Erinnerung, die er da wie zu seiner Buße heraufbeschwor, spiegelten sich alle Qualen jener Stunden deutlich in seinem hübschen Gesicht. Aber Magda sah ihn nicht an. Und daraus mochte sich's erklären, daß seine aufrichtige Reue auf sie nicht die Wirkung hervorbrachte, die er vielleicht erhofft hatte.

„Weshalb peinigst du dich und mich durch diese ausführliche Erzählung?" fiel sie ihm ins Wort. „Ich habe dich nicht

nach alledem gefragt. Und ich wollte, du hättest mir nichts davon gesagt."

„Ich mußte es thun, Magda! Ich glaube, ich wäre daran erstickt, wenn ich mich heute keinem Menschen hätte offenbaren können. Und nun wird doch wenigstens jemand da sein, der ein Wort zu meiner Entschuldigung sagt, wenn — nun, wenn es zum Aeußersten kommen sollte."

Mit einer raschen Bewegung, nicht des Schreckens, sondern des Zornes erhob sie den dunklen Kopf.

„Zum Aeußersten? Was heißt das? Was willst du damit sagen?"

„Aber das ist doch ganz klar. Und als die Tochter eines Offiziers weißt du auch sehr gut, was ich meine. Von Rechtswegen hätte ich ja gar nicht mehr zu euch zurückkehren dürfen, nachdem ich die mir anvertrauten fünfhundert Mark verspielt hatte. Und wenn ich ein rechter Soldat gewesen wäre, so einer nach dem Herzen meiner Familie, hätte ich's auch wohl nicht gethan."

„Da du es aber in jener Stunde über dich gewannst, so kann auch von dem — von diesem Aeußersten nun nicht mehr die Rede sein. Du wirst das Geld von mir annehmen und deine Verpflichtung erfüllen. Das ist jetzt vollkommen selbstverständlich."

„Doch noch nicht so ganz. Denn ich würde mindestens ein Vierteljahr brauchen, um meine Schuld zu tilgen. Und innerhalb dieser langen Zeit könnte es doch sehr leicht geschehen, daß der Onkel dich nach dem Verbleib deiner Ersparnisse fragt."

„So werde ich ihm eben die Auskunft darüber verweigern. Du magst ganz unbesorgt sein: von mir hast du keinen Verrat zu fürchten."

Es klang scharf und bitter, was sie ihm da zu seiner Beruhigung sagte. Und er empfand ihre Art wie eine Ungerechtigkeit, die er nicht verdient hatte. Wie er ihre Erziehung und ihre gewissermaßen angeborene Wahrheitsliebe kannte, war er ja darauf gefaßt gewesen, daß sie im ersten Augenblick ein wenig empört sein und ihn vielleicht gar tüchtig abkanzeln würde, wie sie es zu seiner Belustigung schon als ganz kleines

Mädchen manchmal dem um sieben Jahre älteren Vetter gegenüber gethan. Aber vor allem hatte er doch auf ihre verwandtschaftliche Liebe gerechnet und auf ihr Mitleid mit all der Seelenqual, die er um der Verirrung einer Stunde willen bereits erduldet. Schließlich war sie ja doch ein Weib, und ihr jugendliches Mädchenherz konnte ihm unmöglich jenes tröstende Mitgefühl versagen, nach dem er gleich einem Verschmachtenden dürstete. Daß sie jetzt in seiner Bedenklichkeit nur die jämmerlich feige Angst vor einem Verrat erblickte, that ihm bitter weh; denn er empfand es wie eine tief schmerzliche Enttäuschung.

„Und um solchen Preis, glaubst du, würde ich deine Hülfe annehmen? Du machst mir ja gar kein Hehl daraus, wie tief du mich verachtest."

„Soll ich dich etwa belügen? Oder hast du erwartet, daß ich deine Handlungsweise ganz harmlos und natürlich finden würde?"

„Gewiß nicht! Und ich bin weit entfernt, dir aus deiner Aufrichtigkeit einen Vorwurf zu machen. In einem Punkte aber denkst du doch offenbar noch geringer von mir, als ich's verdiene. Die Verachtung der ganzen Welt wiegt mir nicht schwerer als die deine. Und wenn ich durch mein Geständnis in deinen Augen wirklich so tief gesunken bin, daß du allen Glauben an mich verloren hast, so liegt mir wahrhaftig auch nichts daran, vor den andern den trügerischen Anschein eines ehrlichen Mannes zu bewahren. Ich danke dir von Herzen für dein großmütiges Anerbieten, aber — noch einmal und zum letztenmal: um solchen Preis nehme ich es nicht an."

„Du mißverstehst mich, Erich! Ich glaube dir ja, daß du fest überzeugt warst, mein Vater würde dir die fünfhundert Mark heute geben — und ich glaube dir auch, daß du deinen Leichtsinn bereust. Aber ich kann in diesem Augenblick keine lügnerischen Redensarten machen, nur um dich in deiner Niedergeschlagenheit zu trösten. Und ich weiß nicht recht, was du darunter verstehst, wenn du verlangst, ich sollte wieder an dich glauben."

„Darunter verstehe ich, daß du nicht nur an meine Reue, sondern auch an meinen felsenfesten Vorsatz glauben sollst, die

Schmach dieser Nacht auszulöschen durch ein makellos ehrenhaftes und tüchtiges Leben."

„Wäre das ein ehrenhaftes und tüchtiges Leben, Erich, daß du versuchtest, dich auch weiter mit einem Beruf abzufinden, für den du nach deinem eigenen Bekenntnis so wenig taugst?"

„Wie? Du verlangst, daß ich die Offizierskarriere aufgebe? Daß ich gegen den Willen des Onkels um meinen Abschied einkomme?"

„Ich verlange gar nichts — denn woher sollte ich das Recht dazu nehmen? Aber ich meine, ein tüchtiges Leben kann nimmermehr auf einer Lüge aufgebaut werden. Und eine Lüge wäre es doch wohl vor deinem eigenen Gewissen, Erich, wenn du nach diesem Vorkommnis den Offiziersrock länger tragen wolltest."

Er sah sie von der Seite an, als müsse er sich noch einmal davon überzeugen, daß es wirklich seine kleine, kaum sechzehnjährige Base Magda von Brunneck war, die so zu ihm sprach, nicht etwa ihr Vater oder irgend ein in den starren Ehrbegriffen seines Standes verknöcherter älterer Kamerad.

„Das also ist die Bedingung! Ich vermute, daß ich ungefähr die nämlichen Worte gehört haben würde, wenn ich es vorgezogen hätte, mich dem Onkel oder meinem Regimentskommandeur zu offenbaren."

Schon waren sie bis an den freien Platz vor dem schwarz drapierten Brandenburger Thor gelangt; aber Magda legte leicht ihre Hand auf Erichs Arm und veranlaßte ihn, sich mit ihr noch einmal in den Tiergarten zurückzuwenden.

„Nein!" erwiderte sie, als sie in den ganz verschneiten Weg eingebogen waren, der hinter dem Goethe-Denkmal vorüber führt. „Dieselben Worte vielleicht — aber ihr Sinn wäre sicherlich ein anderer gewesen. Denn mein Vater oder dein Regimentskommandeur würden nur an die Ehre ihres Standes denken, Erich — ich aber denke an die deinige. Als ein freier Mann und mit reinem Gewissen mußt du das neue Leben beginnen können, von dem du sprichst. Es darf nicht mit einem Geheimnis anfangen und mit einer verschwiegenen Schuld. Vielleicht scheint es dir kindisch, was ich da sage. Aber es ist

nun einmal meine Ueberzeugung. Und ich weiß, daß ich so handeln würde, wenn ich mich an deiner Stelle befände."

„Und der Onkel? Würde er nicht außer sich geraten und sich wahrscheinlich in aller Form von mir lossagen?"

„Wenn du mit dir selber völlig im reinen bist, Erich, darf dich auch die Rücksicht auf meinen Vater nicht abhalten, der Stimme deines Gewissens zu folgen. Und ich werde gewiß das Meinige dazu beitragen, ihn zu versöhnen."

„Aber was soll denn eigentlich aus mir werden? Soll ich den einen verhaßten Beruf aufgeben, nur um mich unter das Joch eines noch verhaßteren zu beugen? Denn zum Ingenieur oder Techniker tauge ich ebensowenig, wie zum Soldaten. Und das andere ist doch am Ende nur Chimäre."

„Wenn du dich wirklich zum Künstler berufen fühlst, warum müßte es dann eine Chimäre bleiben? Auf deine Energie und auf deine Beharrlichkeit allein wird es ankommen, ob du dein Ziel erreichst."

„Wie? Du würdest mich also dazu ermutigen, Magda, ein Maler zu werden? Ja, glaubst du denn an mein Talent?"

„Ich bin nicht kunstverständig genug, um darauf mit Ja oder Nein zu antworten. Aber ich meine, es kommt auch vorerst nur darauf an, daß du selbst aufrichtig und ehrlich daran glaubst. Ist dir's heiliger Ernst damit, und bist du fest überzeugt, in keinem andern Beruf Befriedigung zu finden als in diesem, so solltest du es in Gottesnamen wagen."

„Und in diesem Augenblick — gleich jetzt sollte ich es thun?"

„Warum nicht gerade jetzt, wo du dich doch für das eine oder das andere wirst entscheiden müssen? Aber ich meine damit natürlich nicht, daß es in der gegenwärtigen Stunde sein müßte. So lange sich der Zustand meines Vaters nicht ein wenig gebessert hat, kannst du ohnehin nicht mit ihm darüber reden. Und auch dann wird es besser sein, daß er erst durch mich vorbereitet wird, damit ihm jede plötzliche Aufregung erspart bleibt. Du hast also immerhin Zeit genug, mit dir selber zu Rate zu gehen. — Und nun laß uns umkehren. Mir wird mit einem Male so angst, als müßte sich während unserer Abwesenheit zu Hause etwas Schlimmes ereignet haben."

„Was aber werden wir dem Onkel sagen, wenn er einen Bericht über unsern Besuch im Dom verlangt?"

„Laß das meine Sorge sein, Erich! Ich werde ihn nicht belügen und werde dich doch nicht verraten. Die Hauptsache ist, daß wir so schnell wie möglich wieder bei ihm sind."

Sie war plötzlich so unruhig geworden, daß Erich seine Schritte beschleunigen mußte, um an ihrer Seite zu bleiben. Zu einer Fortsetzung ihres Gesprächs war ihm bei dieser hastigen Gangart kaum noch eine Möglichkeit gegeben. Und doch hätte er gerade jetzt noch so viel, so unendlich viel zu sagen gehabt. Denn wenn auch in Magdas letzten Worten sicherlich dieselbe Altklugheit und sonderbare Frühreife gewesen war, wie in ihrer vorigen, für ihn so demütigenden Rede, so hatten sie doch ganz anders auf ihn gewirkt. Weil sie seinen geheimsten Herzenswünschen schmeichelten, erschienen sie ihm wie eine Offenbarung, die nur um so bedeutsamer war, weil sie von diesen jungfräulich reinen Lippen gekommen.

Nie hatte er das seltsame junge Geschöpf an seiner Seite mit so zärtlichen Empfindungen betrachtet wie jetzt, wo er die kühnsten und gewaltigsten Zukunftspläne in seinem Gehirn wälzte. Und gewiß war es ihm für den Augenblick heiligster Ernst, wenn er sich in der Stille seines Herzens gelobte, daß nie eine andere als sie seine Muse und sein guter Genius sein solle.

Viertes Kapitel.

Seit einer halben Stunde schon las Fräulein von Malsen dem Obersten aus einem jener Memoirenwerke vor, die seine einzige schöngeistige Lektüre ausmachten; aber ihre eintönige, etwas schrille Stimme übte heute nicht die gewohnte einschläfernde Wirkung.

Unruhig rückte Joachim von Brunneck auf seinem Sofaplatz umher, und von Zeit zu Zeit kam aus seiner breiten Brust ein dumpfes Stöhnen, das die Hausdame jedesmal veranlaßte, ihr Buch sinken zu lassen und ängstlich zu ihm hinüberzusehen. Aber eine unwillige Geste des Obersten bedeutete sie immer wieder, in der unterbrochenen Vorlesung fortzufahren. Und sie

lebte dermaßen in einer beständigen Angst vor den gelegentlichen Zornesausbrüchen des alten Herrn, daß sie um keinen Preis gewagt hätte, sich seinem Willen zu widersetzen.

Da schlug draußen die Wohnungsglocke an, und erleichtert seufzte der Oberst auf.

„Gott sei Dank, daß sie wieder da sind. Hatte mir schon allerlei Gedanken darüber gemacht, was dem Mädel zugestoßen sein könnte im Menschengedränge."

Er horchte erwartungsvoll auf; aber es war nicht Magdas weiche Stimme, die er vernahm. Schlüter verhandelte offenbar mit einem Fremden, der mit großer Hartnäckigkeit auf irgend etwas zu bestehen schien, und dessen laute, kurz angebundene Redeweise den Unwillen des Obersten erregte, noch ehe er auch nur ein einziges Wort von dem auf dem Korridor geführten Gespräch verstanden hatte.

„Sehen Sie bitte 'mal nach, Fräulein Dorette, was da eigentlich los ist. Möchte doch wissen, wer der unverschämte Kerl ist, der sich herausnimmt, in solchem Ton mit meinem Diener zu sprechen."

Aber Fräulein von Malsen konnte sich die Mühe ersparen; denn schon tauchte Schlüters glattrasiertes Gesicht in der Thürspalte auf.

„Der Herr Oberst wollen verzeihen — aber ich kann den Mann nicht los werden. Er ist wie eine Klette."

„Ja, wer zum Henker ist denn der Mensch eigentlich?" brauste Herr von Brunneck auf. „Wie heißt er? Und was will er?"

„Er verlangt den Herrn Leutnant zu sprechen. Und obwohl ich ihm schon ein halb dutzendmal gesagt habe, der Herr Leutnant wäre nicht da und seine Rückkehr ganz unbestimmt, bleibt er doch dabei, dann wolle er eben warten."

„'Reinkommen soll er!" polterte der Oberst zornig. „Möchte mir diesen beharrlichen Herrn doch 'mal in der Nähe ansehen."

Ein paar Sekunden später war dem Wunsche bereits Genüge geschehen. Ein trotz seiner eleganten Kleidung recht plebejisch aussehender Mann in mittleren Jahren war mit der breitspurigen Sicherheit eines Menschen, der sich seines guten

Rechtes bewußt ist, über die Schwelle getreten und mit leichter Verbeugung mitten im Zimmer stehen geblieben.

„Mein Name ist Buchholz — Generalagent Buchholz. Und ich habe ein kleines Geschäft mit dem Herrn Leutnant von Brunneck, der sich angeblich auf Urlaub hier in Berlin befindet. Es ist mir außerordentlich fatal, daß ich ihn nicht antreffe. Denn für einen Geschäftsmann ist jede Viertelstunde so gut wie bares Geld. Und ich bin ohnedies gewöhnt, daß meine Kunden zu mir kommen, nicht daß ich ihnen nachlaufe.“

Bisher war der Oberst gar nicht dazu gekommen, seine hastig hervorgesprudelte Rede zu unterbrechen. Nun aber schrie er mit erhobener Stimme in den dreisten Wortschwall hinein:

„Mein Neffe hat, so viel ich weiß, keine Geschäfte mit Agenten, Generalagenten oder dergleichen Leuten. Sie irren sich ohne allen Zweifel in der Person.“

Der hochmütig barsche Ton schien Herrn Buchholz zu kränken, aber auch einigermaßen einzuschüchtern. Er zupfte an seinem modisch zugestutzten blonden Kinnbart und erwiderte etwas weniger anmaßend als zuvor:

„Na, wenn man's so ansehen will, ist es ja auch nicht gerade ein Geschäft mit dem Herrn Leutnant, sondern mit seinem Kameraden Herrn von Wilmar — obwohl ich mir zu bemerken erlaube, daß schon ganz andere Leute als Ihr Herr Neffe Geschäfte mit mir gemacht haben. Wenn die Herren Offiziere und Kavaliere Geld brauchen, sind sie niemals hochmütig. Und auf ihre Vornehmheit besinnen sie sich immer erst lange nachher.“

Er brach etwas plötzlich ab, denn der Oberst hatte mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß die Gläser und Medizinflaschen klirrten.

„Herr — behalten Sie Ihre überflüssigen Bemerkungen für sich, und erinnern Sie sich gefälligst, wo Sie sich befinden. Sie hören, daß mein Neffe nicht da ist, und daß sich über den Zeitpunkt seiner Rückkehr nichts Bestimmtes sagen läßt. Wenn Sie also Ihr Anliegen nicht vielleicht gleich jetzt vorbringen wollen —“

„Anliegen ist gut!“ fiel Herr Buchholz spöttisch ein. „Sie halten mich also für einen Bittsteller oder so was. Aber davon

ist nicht die Rede. Und ich habe gar keine Veranlassung, aus dem Zweck meines Hierseins ein Geheimnis zu machen. Der Herr Leutnant von Wilmar ist mir Geld schuldig, viel Geld sogar, und lange genug schon habe ich mich von ihm hinhalten lassen. Heute ist die letzte Frist abgelaufen, die ich ihm bewilligt hatte. Und er wußte, auf was er sich gefaßt zu machen hat, wenn ich auch diesmal wieder zum besten gehalten werden soll. Beinahe kommt mir's vor, als ob das beabsichtigt wäre. Denn gestern abend erhielt ich einen Brief, worin er mir mitteilt, heute mit dem Frühesten würde sein Freund, der Herr Leutnant von Brunneck, bei mir erscheinen, um fünfhundert Mark auf die Schuld des Herrn von Wilmar abzuzahlen. Na, das ist wenig genug. Aber ich bin kein Unmensch, und wenn ich nur erst 'mal den guten Willen sehe, lasse ich schon mit mir reden. Meinetwegen! dachte ich. Zahlt er die fünfhundert, will ich in Gottesnamen noch 'mal prolongieren! Bis nach zehn Uhr aber habe ich vergebens auf den Besuch des Herrn Leutnants von Brunneck gewartet. Und jetzt höre ich von dem Bedienten — oder was der Mensch sonst vorstellt — daß er mit seiner Cousine in den Dom gegangen ist, um sich die Aufbahrung anzusehen. Er denkt also offenbar gar nicht daran, zu mir zu kommen. Und die ganze Geschichte mit den fünfhundert Mark, die er mir bringen sollte, ist möglicherweise bloß eine Finte. Da wird es mir doch wohl erlaubt sein — — aber was ist denn? Wollten Sie mir etwas sagen?"

Die in verwundertem Tone gestellte Frage wurde durch das Verhalten des Obersten veranlaßt, das dem ehrenwerten Herrn Buchholz in der That einigermaßen befremdlich vorkommen mußte. Denn Joachim von Brunneck lehnte wieder mit aufgestützten Fäusten und weit vorgeneigtem Oberkörper am Tische; sein Gesicht war dunkelrot, und er bewegte die Lippen, ohne daß doch ein Laut vernehmlich geworden wäre. Wie im Lichte eines grell aufzuckenden Blitzstrahls hatte er plötzlich die ganze Sachlage übersehen, und der verzweifelte Aufschrei des jungen Offiziers: „Es handelt sich um meine Ehre, Onkel —" hatte jetzt, da er den Zusammenhang begriff, mit einem Male eine furchtbare Bedeutung für ihn gewonnen.

Noch hatte er nicht Atem genug, um dem Agenten zu antworten, da ertönte wieder die Korridorglocke. Und in ihrer angstvollen Ungeduld, den Vater wiederzusehen, ließ Magda sich nicht einmal Zeit, Hut und Jackett abzulegen, ehe sie ins Zimmer trat. Die Anwesenheit eines in herausfordernder Haltung dastehenden fremden Menschen und vor allem das besorgniserregende Aussehen des Obersten dünkten sie wie eine Bestätigung ihrer schlimmsten Befürchtungen.

„Papa — um Gotteswillen —“ wollte sie beginnen. Aber er wehrte ungestüm ihre Annäherung ab und machte eine gebieterische Geste gegen Erich, der hinter ihr auf der Schwelle erschienen war.

„Hier herein!“ keuchte er. „Da ist jemand, der auf dich wartet. Und ich — ich wünsche, daß du deine Angelegenheiten mit ihm — auf der Stelle — ordnest!“

Erich kannte den Menschen nicht, den er da vor sich sah. Aber er wußte nichtsdestoweniger schon bei dem ersten Wort des Oheims, daß alles verloren sei. Mühsam nur bewahrte er dem fremden Manne gegenüber seine Haltung.

„Leutnant von Brunneck!“ sagte er, sich kurz vorstellend. „Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Ich bin der Generalagent Buchholz. Und ich habe da einen Brief von dem Leutnant von Wilmar bekommen, worin er mir mitteilt — —“

„Sehr wohl — es hat seine Richtigkeit,“ fiel Erich ein. „Ich wäre noch vor Ablauf einer Stunde bei Ihnen gewesen, um die Sache ins Reine zu bringen. Darf ich Sie jetzt ersuchen, mit mir in mein Zimmer zu kommen?“

Aber mit dröhnender Stimme mischte sich der Oberst ein.

„Nicht von der Stelle! Wenn du irgend eine Verpflichtung gegen den Mann zu erfüllen hast, magst du es hier vor meinen Augen thun, der Herr Agent hat mir ja schon verraten, um was sich's handelt.“

Leichenblaß, aber mit einer Miene trotziger Entschlossenheit war Erich in der Thür stehen geblieben. Ohne ein Wort zu sprechen, mit fest zusammengepreßten Lippen hielt er den Blick des Obersten aus, dessen Augen Blitze sprühten und ihm bis in den Grund seiner Seele eindringen zu wollen schienen. Es

waren nur Sekunden, die in dieser peinvollen Totenstille vergingen. Aber sie mochten sich für alle Beteiligten gleichermaßen zu einer schier unerträglichen Ewigkeit dehnen, weil jeder mit voller Gewißheit fühlte, daß der unheimlichen Ruhe irgend etwas Fürchterliches folgen müsse. Pfeifend und mühselig beinahe röchelnd, ging der Atem des Obersten. Jetzt fuhr er sich mit der Hand in den Hemdkragen und öffnete die Lippen. Aber noch bevor er das erste Wort hatte sprechen können, erklang Magdas ruhige, weiche Stimme:

„Vielleicht sind die fünfhundert Mark, die du mir zur Aufbewahrung übergeben hast, Erich, für diesen Herrn bestimmt gewesen. Willst du, daß ich sie dir hole?“

Und obwohl er sich sagte, daß es eine Erbärmlichkeit sei, klammerte er sich doch mit dem instinktiven Selbsterhaltungstrieb eines Ertrinkenden an das hingeworfene Rettungsmittel.

„Ja, wenn ich dich darum bitten dürfte, liebe Magda —“ sagte er mit völlig heiserer Stimme. Und sie wandte sich zum Gehen. Aber bevor sie das Gemach verlassen, hielt der Zuruf ihres Vaters sie noch einmal zurück.

„Seit wann hast du das Geld in Verwahrung?“

„Seit gestern abend.“

„Und das ist die reine Wahrheit?“

„Ja.“

Wenn er seine Tochter kannte, mußte er aus dem Klange dieses einen Wörtchens die volle Gewißheit gewonnen haben, daß sie ihn belog. Aber vielleicht war sein Ohr nicht mehr scharf genug, oder er wollte nicht an die Möglichkeit glauben, daß auch sie ihn betrügen könnte.

„So geh', es zu holen!“ sagte er kurz. „Wir wollen diesen Herrn nicht länger hier zurückhalten, als es unumgänglich notwendig ist.“

Ein paar Minuten vergingen, ehe sie zurückkam, und während dieser Zeit wurde drinnen im Wohnzimmer kein Wort gesprochen.

Herr Buchholz hatte ein schwarzledernes Portefeuille aus der Brusttasche gezogen und eine Weile in den darin befindlichen Papieren herumgesucht. Dann vertiefte er sich in die angelegentliche Betrachtung des über dem Schreibtisch hängenden

Kupferstiches und bemühte sich, dabei ein möglichst unbefangenes und zufriedenes Gesicht zu machen. Der Oberst hatte sich wieder in seinen Sofasitz zurückfallen lassen und rang mit halb geschlossenen Augen nach Luft, wie jemand, der von einer furchtbaren körperlichen Anstrengung bis zum Tode erschöpft ist. Erich aber lehnte mit über der Brust verschränkten Armen am Bücherschrank, eine Beute der widerstreitendsten Empfindungen und Vorsätze, voll ohnmächtigen Zornes gegen die ganze Welt und vor allem gegen die eigene jämmerliche Schwäche.

Dann öffnete sich die Thür und Magda trat wieder ein. In einem Briefumschlage reichte sie Erich die fünf Kassenscheine, die für ihn die Rettung vor Schmach und Schande, — vielleicht sogar die Rettung seines Lebens bedeuteten.

„Möchtest du mir nicht doch gestatten, lieber Onkel, meine Angelegenheit mit diesem Herrn nunmehr draußen im Vorzimmer zu Ende zu bringen?“

Erich hatte es schüchtern gefragt, und ein Kopfnicken des Obersten, von einer entsprechenden Handbewegung begleitet, bedeutete ihm, daß Joachim von Brunneck jetzt kein Interesse mehr daran habe, der geschäftlichen Verhandlung beizuwohnen.

Herr Buchholz, der beim Anblick der blauen Banknoten plötzlich sehr artig und geschmeidig geworden war, verbeugte sich höflich gegen den Obersten und gegen Magda, ohne daß man indessen seinen Gruß einer Erwiderung gewürdigt hätte. Und als er im Nebenzimmer mit dem jungen Offizier allein war, hielt er es sogar für angezeigt, sich wegen seines vorigen brüsken Auftretens zu entschuldigen.

„Es sollte mir leid thun, Herr Leutnant, wenn ich Ihnen durch meinen Besuch Unannehmlichkeiten bereitet hätte. Aber Ihr Kamerad hat mich schon so oft mit Ausflüchten und leeren Versprechungen hingehalten, daß ich nach dem vergeblichen Warten von heute morgen wohl ein bißchen mißtrauisch werden konnte. Wenn ich gewußt hätte, daß Ihr Herr Onkel so leidend ist — er scheint nämlich wirklich recht krank, der alte Herr — —“

„Ich bitte um die Empfangsbestätigung,“ fiel Erich kurz abweisend ein. Und es war etwas in seiner Haltung wie in

seinem Blick, das den ehrenwerten Herrn Generalagenten bestimmte, auf alle weiteren Entschuldigungen oder sonstigen Bemerkungen zu verzichten. Innerhalb weniger Minuten war alles ordnungsmäßig abgethan, und Schlüter, der während der ganzen Zeit auf dem Korridor gestanden hatte, öffnete dem Wucherer die Wohnungsthür, um sie mit einer nur halb verständlichen, aber auch in dieser Form einigermaßen ehrenkränkenden Bemerkung so schnell wieder hinter ihm zu schließen, daß der Thürflügel noch in eine etwas unsanfte Berührung mit der Rückseite des Herrn Buchholz kam.

„Hätte ich den unverschämten Kerl man gar nicht erst 'reingelassen, Herr Leutnant! Ich dachte mir's gleich, daß der Herr Oberst sich über ihn ärgern würden und — —“

Ein schrilles, lange anhaltendes Glockenzeichen aus dem Wohnzimmer machte der vertraulichen Herzensergießung Schlüters ein Ende; denn er wendete sich eilig, dem Rufe Folge zu leisten. Aber an der Thür schon prallte er mit Fräulein von Malsen zusammen.

„Um Gotteswillen, Schlüter — den Arzt — den Arzt! Dem Herrn Obersten ist mit einem Male sehr schlecht geworden.“

Beinahe brutal stieß Erich die kleine Dame zur Seite und drang in das Zimmer ein. Eiskalt packte ihn das Entsetzen, als er zum Sofa hinüber sah; denn obwohl er noch nie zuvor in das Antlitz eines mit dem Tode Ringenden geblickt hatte, wußte er doch sofort, daß es ein Sterbender war, der da kraftlos und gebrochen in den Polstern ruhte.

„Onkel!“ wollte er aufschreien; aber der Schrecken hatte seine Stimmbänder gelähmt wie seine Glieder, sodaß er wohl sekundenlang stumm und ganz regungslos auf den Röchelnden hinstarrte und auf die arme Magda, die sich vergebens bemühte, ihm etwas von der gegen seine schrecklichen Anfälle verordneten Arznei einzuflößen. Da drehte sie sich nach ihm um, und der Ausdruck namenlosen Schmerzes in ihren Zügen, die verzweifelte, hilfeflehende Todesangst in ihren großen dunklen Augen rüttelten ihn aus seiner ohnmächtigen Unthätigkeit empor.

Er eilte zu dem Kranken, und da er nichts Besseres anzufangen wußte, versuchte er, seiner hilflos zusammengebrochenen Gestalt eine bequemere Lage zu geben.

„Möchtest du nicht das Medikament nehmen, lieber Onkel? Nur einen Schluck — dann ist der Anfall gewiß gleich vorüber. Mein Gott — können wir denn gar nichts thun, Magda, ihm ein wenig Erleichterung zu verschaffen?“

In heller Verzweiflung hatte er es ausgerufen, als er sah, wie der Oberst das Glas zurückstieß, das Magda abermals hatte an seine Lippen bringen wollen. Die Veränderung in dem Gesicht des Kranken war jetzt eine so augenfällige, daß selbst die gläubigste Hoffnung sich über den furchtbaren Ernst der Lage nicht mehr hätte täuschen können, und daß auch Magdas tapfere Selbstbeherrschung unter dem Uebermaß der Angst und des Schmerzes zusammenbrach. Sie sank neben dem Sterbenden in die Kniee und umschlang voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit seinen von den Schauern des Todes geschüttelten Körper.

„Vater! Mein Vater!“ schluchzte sie. „Geh' nicht von mir! Laß mich nicht allein!“

Und als hätte der Klang ihrer süßen, weichen Stimme noch einmal das entschwindende Bewußtsein zurückgerufen, sah er ihr mit großem, tieftraurigem Blick in das thränenüberströmte Gesichtchen.

„Armes Kind“ — kam es in mühsamem Geflüster von seinen Lippen, und dann noch einmal ganz tonlos: „Mein armes, verlassenes Kind!“

Da konnte Erich nicht länger schweigen. Er nahm sich zusammen, um das Schluchzen hinunter zu würgen, das ihm wie ein fremder Gegenstand in der Kehle saß, und indem er sich von der andern Seite her über den Obersten herabneigte, sagte er:

„Nein, Onkel — sie wird nicht verlassen sein. Du darfst ja noch lange nicht von uns gehen — und dann — hat sie denn nicht mich?“

In dem alten Soldatengesicht zuckte und wetterleuchtete es noch einmal ganz seltsam. Die hellen Augen, die eben schon dem Verlöschen nahe schienen, gewannen noch einmal den alten Glanz und die alte Schärfe.

„Dich? — Kannst du — kannst du mir — dein Ehrenwort geben — daß du — die fünfhundert Mark — daß du sie nicht verspielt hast, Junge?“

„Nein, Onkel — nein, ich habe sie nicht verspielt.“

Er sagte es, fast ohne zu wissen, was er sprach, wie in einem unwiderstehlichen Zwange, geleitet von dem heißen Verlangen, die letzten Augenblicke seines unglücklichen Oheims vor neuem, grausamem Weh zu bewahren. Und in der That hellten sich die Züge des Sterbenden noch einmal auf, als wäre eine schwere Last von seiner Seele genommen worden.

„Nicht? — Das ist gut — sehr gut! Verzeih' mir, mein Junge — und schütze mir mein Kind — wenn — wenn ich —“

Aber nicht länger vermochte diese letzte Anspannung seines eisernen Willens der Schwäche des hinsterbenden Leibes zu gebieten. Ein Hustenanfall erstickte seine Rede. Seine Wangen verfärbten sich — wie suchend fuhren seine Hände ein paar Sekunden lang in der Luft herum, und leise röchelnd, mit geschlossenen Augen, fiel sein mächtiger Körper dann bleischwer in Erichs stützenden Arm zurück. — —

Ein paar Minuten später kam der Medizinalrat, den Schlüter getroffen hatte, als er eben im Begriff gewesen war, in den Wagen zu steigen. Er fand seinen alten Freund noch am Leben, aber er sah auf den ersten Blick, daß er nur eben rechtzeitig gekommen war, ihm die Augen zuzudrücken. Mit einer Sanftheit und Innigkeit, die in seltsamem Gegensatz stand zu seinem gewöhnlichen, bärbeißigen Wesen, neigte er sich über die verzweifelt weinende Magda:

„Mut, mein liebes Kind, Mut! Seien Sie auch heute tapfer, wie Sie es immer gewesen sind. Sein Leben war nur noch eine Kette von Leiden. Darum wollen wir ihm seinen Frieden gönnen.“

Hinter ihm, von der offenen Thür her wurden sonderbare Laute vernehmbar, wie das halb unterdrückte Gewinsel eines Hundes. Da lag Schlüter mit gefalteten Händen auf den Knieen und kämpfte wie ein Held mit dem Jammer seines Herzens. Und nun, da die Hand des Medizinalrats mit einer kleinen, möglichst unauffälligen Bewegung sacht über die Augen des regungslosen Obersten dahinfuhr, sank auch Erich neben seiner Cousine in die Kniee.

Sein Schmerz war so tief und wahr, als hätte er in diesem Augenblick noch einmal den Vater verloren. Und so

unerwartet, so überwältigend rasch war das Entsetzliche über ihn hereingebrochen, daß er unter dem ersten lähmenden Druck des beinahe noch Unfaßbaren keines Erwägens und Nachdenkens fähig war über den verhängnisvollen Anteil, den seine unselige Verirrung vielleicht an der beschleunigten Herbeiführung der Katastrophe gehabt.

Fünftes Kapitel.

Eine Stunde nach Mitternacht.

In dem nach dem Garten hinaus gelegenen hohen und geräumigen Schlafzimmer des Verstorbenen hielt Erich von Brunneck bei seinem Oheim die Totenwacht. Vom spärlichen Lichtschein des zu Häupten des einfachen eisernen Bettes aufgestellten Kandelabers nur matt erhellt, ruhte das Haupt des Obersten unverhüllt auf dem weißen Kissen. Und nie zuvor hatte Erich die eigenartige Schönheit dieses prächtigen Charakterkopfes so tief empfunden wie bei diesem letzten feierlichen Alleinsein mit dem Dahingeschiedenen.

Nicht verwüstend und entstellend, sondern wundersam verklärend war die Hand des Todesengels über das edle und kühne Soldatenantlitz Joachims von Brunneck dahingegangen. Ausgetilgt waren alle Spuren seines quälenden Leidens und jenes letzten harten Kampfes, in welchem seine kraftvolle Natur sich trotzig aufgelehnt hatte gegen den unbarmherzigen Würger. Ein tiefer, wunschloser Frieden sprach aus den ruhigen Zügen. Und nur die Mundwinkel unter dem borstigen Schnurrbart schienen ein klein wenig verzogen; doch nicht wie im Schmerz oder im herben Groll gegen das unerbittliche Geschick, sondern wie zu einem stillen, leisen Lächeln — einem Lächeln, das Erich zu Lebzeiten des Obersten nur in seltenen, besonders glücklichen Augenblicken auf seinem martialischen Antlitz gesehen.

Seit dem Einbruch der Nacht schon saß der junge Offizier hier neben der schlichten Lagerstätte. Und wenn er sich vorhin als ein verzweifelnder, von den grausamsten Selbstvorwürfen bis zum Wahnsinn gepeinigter, schuldbewußter Sünder hier niedergelassen, so hatte der Anblick dieses friedvollen, überirdisch verklärten Totengesichts all das wilde Wühlen und Brennen in

seiner Brust allmählich gelindert und gesänftigt zu einem tiefen, aber stillen Weh.

Die Erinnerung an die Geschehnisse des Tages lag hinter ihm wie ein dumpfer, in seinen Einzelheiten nebelhaft verschwimmender Traum. Von dem, was der Todesstunde seines Oheims voraufgegangen war, hatte er jetzt nur den unbestimmten, quälenden Eindruck von etwas Wüstem und Widerwärtigem, an das er nicht zurückdenken und daran er nicht rühren dürfe, wenn er nicht aufs neue ein Heer von Furien über sich heraufbeschwören wolle. Aber auch das Spätere, all das chaotische Durcheinander von feierlich ernsten Momenten voll erhabener, heiliger Empfindungen und von nüchternen, trivialen Verrichtungen des täglichen Lebens, wie selbst ein Tag gleich diesem sie dem Ueberlebenden nicht erspart — es floß in seinem Gedächtnis zu einem jener trüben, undeutlichen Erinnerungsbilder zusammen, die nach einem Uebermaß seelischer Erregung zuweilen größere oder kleinere Zeitspannen unseres Daseins wie mit einem dichten Schleier umhüllen. Und mit voller, gleichsam leuchtender Klarheit hob sich daraus nur eines ab: die Gestalt seiner Cousine Magda, deren Verhalten an diesem schwersten Tage ihres jungen Lebens auf ihn gewirkt hatte wie nie zuvor eines anderen Menschen Thun und Lassen.

Noch jetzt hätte er jedes Wort wiederholen können, das er sie im Laufe des Nachmittags hatte sprechen hören — jedes dieser ernsten, ruhigen Worte, die den unabweislichen Anforderungen des Augenblicks so wohlüberlegt und bestimmt Rechnung zu tragen wußten, und aus denen der mühsam verhaltene Schmerz darum nur desto rührender und ergreifender herausklang. Greifbar lebendig, wie eine Erscheinung der Wirklichkeit hatte er während der ersten Stunden seiner einsamen Totenwacht ihr schönes, bleiches Antlitz vor sich gesehen — dies weiche Kindergesicht mit den wundersam tiefen Augen eines gereiften Weibes und der eigentümlich charakteristischen Linie frühreifer Energie an den feinen Mundwinkeln.

Magda hatte nicht mehr geweint, wenigstens nicht in seinem Beisein, und sie hatte mit dem Medizinalrat, der während dieses schweren Tages seine Pflichten als alter Freund des Hauses getreulich erfüllt hatte, vollkommen gefaßt

und ruhig über die Gestaltung ihrer nächsten Zukunft gesprochen.

Joachim von Brunneck war nicht wie ein schlechter Hausvater aus dem Leben geschieden, sondern er hatte für den Fall eines plötzlichen Todes bis in die kleinsten Einzelheiten alles vorgesehen, was menschliche Schwachheit vorauszusehen vermag. Und da ihm bei der einsiedlerischen Lebensweise, die er in den letzten Jahren während seines Berliner Winteraufenthaltes geführt, hier eigentlich niemand nahe stand, als der alte, oft erprobte ärztliche Berater, hatte er diesen zum Vertrauten und Vollstrecker seines letzten Willens gemacht, soweit es sich dabei um die noch vor der Testamentseröffnung zu treffenden, dringendsten Maßnahmen handelte. Und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hatte der Medizinalrat alle seine Wünsche erfüllt. Er hatte an den Gutsverwalter Claus Jeddeloh auf Oesterhof telegraphiert mit dem Auftrage, unverzüglich die Familie von Rocholl auf Neuenhagen zu benachrichtigen, und er hatte Fräulein von Malsen ersucht, die beiden Fremdenzimmer in Stand setzen zu lassen, da ohne allen Zweifel die Rochollschen Damen morgen früh eintreffen und bis zur Ueberführung des Verstorbenen nach dem Familien-Mausoleum auf Oesterhof hier Wohnung nehmen würden. Dann hatte er Magda den Vorschlag gemacht, bis zur Ankunft der Rocholls bei seiner verheirateten Tochter zu bleiben, weil er sah, daß die kleine Hausdame, deren Gesicht ganz in Entsetzen versteinert schien, sehr wenig geeignet war, der Verwaisten als Trösterin beizustehen. Aber das junge Mädchen hatte sein Anerbieten mit freundlichem Danke abgelehnt und ihm erwidert, daß sie sich nicht eine Stunde von der irdischen Hülle ihres Vaters trennen werde! Wie etwas völlig Erwartetes und beinahe Selbstverständliches hatte sie die Eröffnung des Medizinalrats hingenommen, daß sie nach dem Willen des Entschlafenen fortan im Hause seines vertrauten Jugendfreundes und Gutsnachbarn, des Landrats Hans von Rocholl, leben werde, den er testamentarisch zu ihrem Vormunde und zu dem Verwalter ihres Vermögens bestimmt habe. Auch unter den übrigen Dispositionen des Obersten war augenscheinlich nichts, das sie überraschte. Immer hatte sie nur dasselbe zustimmende Kopf-

nicken auf alle Mitteilungen und Vorschläge des Arztes. Und wenn nicht zuweilen während des Gespräches ihre dunklen Augen mit einem so herzbrechend trostlosen Ausdruck vor sich hinaus ins Leere gestarrt hätten, würde der Medizinalrat um ihrer scheinbaren Gelassenheit willen beinahe versucht gewesen sein, sie für eine herzlose Tochter zu halten.

Bis zum späten Abend hatte der alte Herr sich mit kurzen Unterbrechungen im Sterbehause aufgehalten, und da auch Fräulein von Malsen kaum von Magdas Seite gewichen war, hatte Erich keine Gelegenheit gefunden, seine junge Verwandte auch nur eine Minute lang unter vier Augen zu sprechen. Jedesmal, wenn er von einem der vielen notwendigen Gänge zurückgekehrt war, die er auf Geheiß des Medizinalrats hatte unternehmen müssen, war er von ihr mit einem leisen Dankeswort empfangen worden; niemals aber hatte sie ihm ins Gesicht gesehen, während sie mit ihm sprach. Und all das Warme, Herzliche und Trostreiche, das er sich unterwegs zurechtgelegt hatte, um es ihr zu sagen, war ihm seltsamerweise ganz und gar in der Kehle stecken geblieben, sobald er ihr gegenüber gestanden.

Dann, am späten Abend, war plötzlich wie ein Blitzstrahl das Gräßliche auf ihn niedergefahren, das seine Trauer in Verzweiflung und grausame, herzzerschneidende Reue verwandelt hatte.

Der Medizinalrat hatte sich verabschiedet und Erich war zufällig ein ungesehener Ohrenzeuge der Aeußerung geworden, die er dabei — in Magdas Abwesenheit natürlich — gegen Fräulein von Malsen gethan.

„Bei einem glücklicheren Temperament hätte unser armer Oberst trotz seines unheilbaren Leidens wohl noch ein Jahr oder darüber leben können," hatte er gesagt. „Aber diese unselige Reizbarkeit war sein Verhängnis. Schon die tiefe Gemütsdepression, in die ihn die Nachricht vom Tode des alten Kaisers versetzte, hatte mich vor einigen Tagen das Schlimmste fürchten lassen. Ich höre noch immer, wie er zu mir sagte: ‚Nun ist's auch für uns an der Zeit, in die Grube zu fahren, denn mit unserem alten Herrn begraben sie viel mehr, als nur einen einzelnen, edlen und großen Menschen. Ein ganzes

Zeitalter ist's, das sie mit ihm begraben, — unser Zeitalter, Doktor! Und in die neue Epoche, die jetzt hereinbricht, finden wir Alten uns nicht mehr hinein.' Das war seine feste Ueberzeugung, und ich glaube, daß seit der Stunde schon keine rechte Lebenslust mehr in ihm steckte. Aber er wußte, daß er sich um seines Kindes willen bis zum Aeußersten halten müßte, und ich sah, wie energisch er sich aus seiner Niedergeschlagenheit aufzuraffen suchte. Vorgestern fand ich ihn sogar dermaßen aufgemuntert, daß ich mit der tröstlichen Gewißheit fortging, er werde zum mindesten den Sommer noch überstehen. Und ich lasse mir's nicht nehmen, daß irgend etwas Besonderes passiert sein muß, um diesen jähen Zusammenbruch herbeizuführen. Eine schwere Aufregung, ein heftiger Aerger oder ein großer Kummer muß ihn plötzlich gepackt und den letzten Rest seiner Widerstandskraft vernichtet haben. Gebe Gott, daß niemand aus seiner Umgebung sich deshalb einen Vorwurf zu machen habe."

Weiter hatte Erich nichts mehr gehört, denn vor seinen Ohren war mit einem Male ein Brausen gewesen wie von hundert gewaltigen Wasserfällen. Und der stürmische Schlag seines eigenen Herzens hatte ihm den Klang der Worte übertäubt, die da draußen gesprochen wurden.

Unseliger! schrie es in ihm. Du — du allein hast ihn gemordet — deinen Wohlthäter, deinen zweiten Vater — den besten, uneigennützigsten Freund, den du je auf Erden besessen!

Wie unter einem wuchtigen Faustschlage war er zusammengebrochen. Er war vor dem Sessel, neben dem er gestanden, in die Kniee gesunken, hatte sein Gesicht in das Polster gedrückt und sein Haar zerwühlt wie ein Verrückter. So fluchwürdig, so über alle Maßen verdammenswert war sein Verschulden ihm erschienen, daß er's für ganz unmöglich hielt, mit dem Bewußtsein dieses Versprechens weiter zu leben, und daß er sich im bittersten Ernst den Kopf darüber zerbrach, auf welche Art er jetzt seinem verpfuschten Dasein ein Ende zu machen habe.

Der Eintritt des Dieners erst hatte ihn genötigt, sich wenigstens so weit zusammenzunehmen, daß Schlüter in seiner Verstörtheit nur den Schmerz um den Dahingeschiedenen, nicht

die gräßliche Qual seines Gewissens sehen konnte. Das gnädige Fräulein lasse den Herrn Leutnant bitten, auf einen Augenblick herüber zu kommen, hatte er den Bedienten sagen hören. Und obwohl er sich am liebsten heimlich aus dem Hause fortgestohlen hätte, um nie mehr vor Magda hintreten zu müssen, war er doch dem Rufe gefolgt. Er hatte seine Cousine neben dem Ruhebett gefunden, auf welchem das kleine Fräulein von Malsen in konvulsivischen Weinkrämpfen lag, und in leisen, raschen Worten hatte sie ihm mitgeteilt, was sie von ihm begehrte.

„Ich habe die Nacht an meines Vaters letztem Ruhelager zubringen wollen; aber Fräulein Dorettens Zustand nötigt mich, ihr vor allem meine Fürsorge zu widmen. Sie jammert und schreit, sobald ich Miene mache, sie allein zu lassen. Und so lange wenigstens, bis sie fest eingeschlummert ist, werde ich an ihr Schlafzimmer gefesselt sein. Aber auch mein Vater darf nicht allein bleiben. Und obwohl ich weiß, daß ich dir damit ein schweres Opfer zumute, möchte ich dich doch von Herzen bitten, zunächst statt meiner bei ihm zu wachen."

Wohl dünkte es ihn in seiner augenblicklichen Gemütsverfassung ein schweres Opfer — ein tausendmal schwereres noch, als Magda es ahnen konnte. Aber wie hätte er Nein sagen dürfen, wenn es sich darum handelte, ihr einen Wunsch zu erfüllen — ihr, der er in frevelhaftem Leichtsinn und verbrecherischem Egoismus den Vater gemordet! Unbedenklich hatte er versprochen, was sie begehrte, und zum erstenmal seit der fürchterlichen Sterbestunde des Obersten hatte Magda wieder die Augen zu seinem Gesicht erhoben.

„Sieh' ihn dir gut und lange an, Erich — ich bin gewiß, es wird dir Trost gewähren. Er schläft so still und so friedlich. Ich glaube, daß ich ihn mir künftig gar nicht anders mehr werde vorstellen können."

Mit einem leichten Druck ihrer kleinen, kühlen Hand hatte sie ihn entlassen. Und Erich war in seines Oheims Schlafzimmer hinübergegangen mit der herzschnürenden Beklemmung eines Verbrechers, der zu seinem letzten Gange geführt wird.

Lange, sehr lange hatte er mit der Feigheit seines Schuldbewußtseins kämpfen müssen, ehe er es über sich gewonnen,

den ersten scheuen Blick auf die Züge des Entschlafenen zu werfen. Dann aber hatte die himmlische Verklärung dieses majestätisch ruhigen Totenantlitzes Magdas Prophezeiung auf eine geradezu wundersame Weise zur Wahrheit gemacht. So wenig hatte Joachim von Brunneck auf seinem Sterbekissen das Aussehen eines unerbittlich Zürnenden, daß es für seinen verzweifelten Neffen, je tiefer er sich in den Anblick des Toten versenkte, desto mehr zur tröstlichen Gewißheit wurde: er ist nicht im Groll gegen dich geschieden; und wenn er dir jetzt aus dem unbekannten Lande, in das er eingegangen, ein Zeichen geben könnte, so würde es nichts anderes sein, als ein Zeichen großmütigen Verzeihens.

Der Sturm in seinem Innern hatte sich gesänftigt, das schmerzhafte Bohren und Brennen war allgemach linder geworden, und die düsteren Selbstmordgedanken waren verstummt.

Dann hatte Erich sich an Magdas Worte erinnert: „Ich glaube, daß ich ihn mir künftig gar nicht anders mehr werde vorstellen können,“ und wie unter einem unwiderstehlichen Zwange hatte er der Eingebung gehorcht, die ihm dabei gekommen war. Vom Schlafzimmer des Oheims bis zu seiner Stube waren nur wenig Schritte. Auf den Fußspitzen, um niemand zu stören, ging er hinüber, und nach einigen Minuten kehrte er zurück, ein großes Skizzenbuch und ein Kästchen mit dem erforderlichen Zeichenmaterial in den Händen.

Er rückte ein Tischchen neben das Bett des Toten, stellte die Lampe so, daß sie ihm das rechte Licht für seine Arbeit gab, und ging ans Werk. Nie zuvor hatte er in gleich andächtiger und weihevoller Stimmung den Zeichenstift geführt, und nie war ihm ein künstlerischer Versuch schon vom ersten Zuge an so meisterlich gelungen. Was da in scharfen und markigen Strichen vor ihm auf dem weißen Papier entstand, war wirklich ein getreues Ebenbild des stillen Schläfers dort in den Kissen. Und nicht nur die äußere Form, nicht nur die charakteristischen Züge des bleichen Antlitzes, sondern auch den unbeschreiblichen Abglanz versöhnenden Todesfriedens fand der junge Künstler — fast zu seinem eigenen Erstaunen — auf dem von ihm geschaffenen Bildnis wieder, als er nach beinahe zweistündiger Arbeit innehielt, um es lange und prüfend zu

betrachten. Wenig nur war noch zu thun, um die Aehnlichkeit der Skizze zu einer vollkommenen zu machen. Wenn hier ein Schatten vertieft und dort ein anderer um ein Geringes aufgehellt wurde, mochte der prächtige Soldatenkopf vielleicht noch an Plastik und packender Wahrheit gewinnen. Und Erich, der trotz der beiden durchwachten Nächte in diesem Augenblick nichts von Ermüdung spürte, schickte sich mit dem fiebernden Eifer des ganz von seinem Werke hingerissenen Künstlers an, dem unter so ungewöhnlichen Verhältnissen entstandenen Porträt auch diese letzte Vollendung zu geben.

Aber als er eben den Stift ansetzte, legte eine Hand sich auf seine Schulter, und eine wohlbekannte weiche Stimme sagte:

„Laß es so, wie es ist, Erich! Ich meine, es könnte durch jede Hinzufügung nur verlieren.“

„Magda — du! Aber ich hörte dich ja gar nicht kommen.“

„Ich habe dir schon lange zugesehen. Doch ich wollte dich nicht stören, darum verhielt ich mich ganz still.“

„Und die Skizze — du findest sie nicht unähnlich?“

„Sie ist herrlich — das Werk eines wahren Künstlers, Erich!“

„O, Magda, nicht um solche Anerkennung ist mir's zu thun. Nicht um meine Künstlerschaft zu erproben, habe ich dies Bildnis zu zeichnen versucht, sondern damit dir eine greifbare Erinnerung an den Verklärten bliebe. Ich weiß ja, wie verhaßt es dem Onkel war, sich photographieren oder malen zu lassen, und daß außer seinen Jugendporträts kaum noch ein Bild von ihm existiert. Da glaubte ich, es würde dir vielleicht einen schwachen Trost gewähren, wenigstens diese unvollkommene Skizze zu besitzen.“

„Für mich hattest du sie bestimmt, Erich? Ich danke dir. Aber es wäre mir lieber, wenn du sie vorläufig noch für dich selbst behieltest.“

Er war schmerzlich berührt, und wenn sie auch von vornherein hier in der Ehrfurcht gebietenden Ruhe des Todes ihre Stimmen bis zu leisem Flüstern gedämpft hatten, konnte Magda doch die wehmütige Enttäuschung deutlich aus dem Klang seiner Worte heraus hören, da er sagte:

„Eine Zurückweisung also? Aber ich begreife wohl, warum

du dies Blatt nicht aus meinen Händen annehmen magst. Vergieb, daß ich nicht sogleich daran dachte."

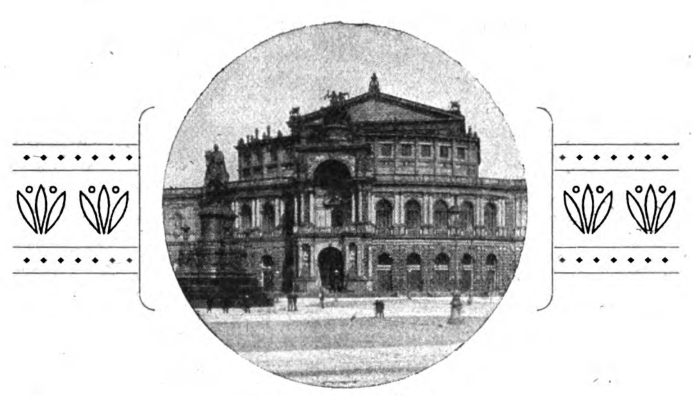
„Du irrst. Ich weise es nicht zurück, du sollst es nur für mich verwahren, bis ich dich eines Tages bitten werde, es mir zu geben."

„Aber ich verstehe nicht, Magda, weshalb — —"

„Du gehst einer ernsten Zeit entgegen, Erich — vielleicht einer Zeit voll schweren Kampfes. Und ich denke, daß nichts in diesem Kampfe dich besser wird stählen und stärken können, als die Erinnerung an meinen Vater. Darum möchte ich, daß sein Bild dir immer vor Augen bleibe. Ich sehe ja, mit welchen Empfindungen du es geschaffen. Und so lange sein Anblick im stande ist, diese Empfindungen aufs neue in dir wachzurufen, wirst du auf deinem Lebenswege gewiß nicht straucheln oder fallen."

An jedem andern Orte und unter allen andern Umständen würden solche Worte aus dem Munde eines halb erwachsenen Mädchens etwas Erklügeltes und Pathetisches, wenn nicht gar Theatralisches gehabt haben. Hier aber, im Angesicht des toten Vaters, über dessen geschlossene Augenlider die Todeskerzen ihren flackernden Lichtschein warfen, hatten sie nur etwas tief Ergreifendes. Und Erich fühlte sich in innerster Seele erschüttert, als hätte eine Stimme aus andern Welten zu ihm gesprochen. (Fortsetzung folgt.)





Die Dresdener Oper.

Bühnenlieblinge der Gegenwart.

2. Die Dresdener Hofoper und ihre Kräfte.

Von G. Hetzer-Dresden.

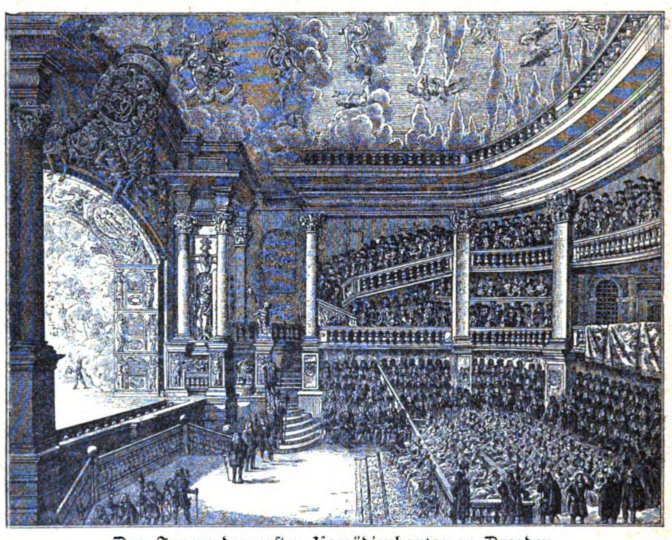
(Nachdruck verboten.)



ie Dresdener Hofoper kann ihre Geschichte bis 1548 zurückführen. In diesem Jahre gründete Kurfürst Moritz für höfische und kirchliche Musikaufführungen die kurfürstliche Kantorei zu Dresden und berief an die Spitze der aus 21 Personen bestehenden Kapelle den Sängermeister Johannes Walther, welcher durch die Neubelebung des Kirchenliedes sich in hervorragender Weise bereits verdient gemacht hatte. Aus diesen Anfängen heraus entwickelte sich allmählich jenes Musterinstitut, die Dresdener Hofoper, die seit Jahrzehnten die Bewunderung der gesamten kunstsinnigen Welt auf sich lenkt.

Am 13. April 1627 wurde die erste Oper: „Daphne" des Martin Opitz aufgeführt. Unter Friedrich August dem Ersten wurde am 9. September 1718 der Grundstein zum Opernhause am Südwestende des Zwingers gelegt und damit die erste Blütezeit der Dresdener Oper, neben der auch Schauspiel und Ballett volle Beachtung fanden, eingeleitet. Bedeutungsvoll für den folgenden Zeitabschnitt war besonders die Ernennung Carl Maria von Webers zum Kapellmeister. Marschner, Reissiger, Devrient, Tichatschek, Wilhelmine Schröder-Devrient und Jenny Bürde-

Ney trugen dazu bei, die Dresdener Oper damals zu ihrer Bedeutung emporzuheben. Am 12. April 1841 wurde das von Gottfried Semper erbaute neue Theater eröffnet und so die Möglichkeit geschaffen, den neuen Anforderungen, zumal an Ausstattung, gerecht werden zu können. Daß Richard Wagner von 1841—48 Kapellmeister der Dresdener Hofoper war, ist allgemein bekannt. Und wenn ihn auch die Junitage von 1848



Das Innere des ersten Komödienhauses zu Dresden.
Erbaut im Jahre 1664 von Kurfürst Johann Georg II.

aus Dresden vertrieben, so ist doch bis auf den heutigen Tag in seinem Geiste fortgearbeitet worden. Große Verdienste um die Leitung des Institutes haben ferner die Intendanten von Lüttichau und Graf Platen gehabt, an dessen Stelle seit 1894 Graf Seebach getreten ist, der in dem nach dem Brande von 1869 neu erbauten Hause — einem zweiten Meisterwerke Sempers — sich die Anerkennung aller Kreise erworben hat. Unter Graf Platen hat die Dresdener Oper sich entschieden die hervorragendste Stelle unter den Bühnen der siebziger Jahren errungen: Namen wie Paul Bulß, Heinrich Gudehus, Therese

Malten und Clementine Schuch kennzeichnen diesen Abschnitt zur Genüge.

Diejenigen Künstler und Künstlerinnen, welche sich jetzt unter der zielbewußten Leitung des Grafen Seebach der besonderen Gunst nicht nur des Dresdener Publikums erfreuen, sondern deren Namen weit über Sachsens Grenzen hinaus allgemein bekannt und geachtet sind, folgen hier in Wort und Bild.

Therese Malten, kgl. Kammersängerin, stammt aus Insterburg und zeigte schon als Kind eminente Begabung für Musik. Ihre erste künstlerische Ausbildung erhielt sie durch Gustav Engel in Berlin. 1873 debütierte sie als Pamina an der Dresdener Oper, der sie seitdem ununterbrochen angehört. Ihre Gesangkunst geht Hand in Hand mit einer vollendeten dramatischen Darstellung und hat ihr zu Erfolgen verholfen, wie sie kaum einer anderen Sängerin beschieden gewesen sind. Eine ihrer bedeutendsten Leistungen ist die Kundry. Wagner schrieb ihr darüber am 4. Oktober 1882: „... seien Sie immer und immer wieder aus freudigstem Herzen für sich, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre Leistung und Ihren schönen letzten Besuch im Festspielhause bedankt.“ Von ihren Glanzrollen seien nur genannt: Walküre, Brünhilde, Isolde, Elsa, Elisabeth, Venus und Santuzza. Außer an fast allen ersten deutschen Bühnen sang sie auch in London, St. Petersburg, Wien, Amsterdam u. s. w. Zahlreiche Orden und Auszeichnungen sind ihr zuteil geworden und sie bleibt die Hauptanziehungskraft der Dresdener Oper. In der Nähe von Dresden hat sie sich ein reizendes Heim geschaffen: ihren waldumrauschten Landsitz in Kleinzschachwitz. Dem bekannten Pillnitzer Schlosse gegenüber ist aus diesem


Graf Seebach.

herrlich gelegenen Stückchen Erde nach ihren Angaben ein Eldorado geschaffen, welches so recht Zeugnis von dem vornehmen Geschmacke der Besitzerin ablegt. Alljährlich, wenn das sächsische Königspaar seinen Wohnsitz nach Pillnitz verlegt, lassen die Allerhöchsten Herrschaften den Wagen an der Besitzung von Frl. Malten halten, um aus ihren Händen prachtvolle Blumen entgegenzunehmen und sich in huldvollster Weise längere Zeit mit der Künstlerin zu unterhalten.

In dem Hause, das nach ihren eigenen Angaben sehr praktisch erbaut ist, ist der Hauptraum der Musiksaal, der vollständig mit Widmungsschleifen dekoriert ist und alle Dedikationen enthält, deren wertvollste der echt goldene Panzer und Helm, sowie der schwere silberne, reich vergoldete Schild bilden, Geschenke, die Frl. Malten gelegentlich ihres Bühnenjubiläums von Kunstfreunden erhielt. Ein ferneres Prunkstück ist die goldene mit Brillanten und russischen Edelsteinen versehene Krone der Elisabeth, zu der über 1000 Damen der verschiedensten Nationen beigetragen haben. Während Frl. Malten dem Besucher zahlreiche Briefe Richard Wagners darreicht, erglüht an der Wand der heilige Gralsbecher vom tiefsten Dunkelrot allmählich bis zum hellstrahlendsten Rubinrot, so daß das Auge vollständig geblendet wird; ebenso langsam verlöscht das zauberhafte Licht nach und nach bis zur vollkommenen Dunkelheit. Frl. Malten bezeichnet mit Recht dieses Stück als eins der ihr am meisten ans Herz gewachsenen, da es außer diesem nur noch zwei Exemplare giebt: eins ist im Besitze der bayrischen Königsfamilie, das andere in Bayreuth. In den übrigen Räumen fallen zwei Passionen der Künstlerin besonders ins Auge: die zahlreichen Uhren und — Puppen! 200 Uhren, die alle auf die Minute gleich gehen, teilweise von großem historischen Werte, sind in den verschiedenen Räumen verteilt und überall stehen und sitzen Puppen herum, die in ihrer Feinheit und Absonderlichkeit das Entzücken nicht nur jedes Kindes, sondern auch jedes Erwachsenen bilden müssen. In einem zierlichen Rokokoschränkchen stehen Puppen in den Kostümen sämtlicher Rollen, in denen die Künstlerin aufgetreten ist; die die Walküre darstellende hält sogar das Roß Grane an der Hand. Verläßt der Besucher nach genußvoll verbrachten Stunden das schöne Besitztum, so

geben ihm fünf prachtvolle, durch ihre Größe auffallende Wolfsspitze das Geleit bis zum Thore. Leider wird Frl. Malten von Neugierigen so sehr heimgesucht, daß es ihr nur möglich ist, wenige Bevorzugte zu empfangen. Wer aber bei ihr gewesen ist, der scheidet mit dem Gefühl, nicht nur eine große Künstlerin, sondern auch eine hervorragend liebenswürdige Dame kennen gelernt zu haben.

Erika Wedekind, kgl. Kammersängerin, ist die berühmteste der jetzt lebenden deutschen Koloratursängerinnen. In Hannover geboren, verlebte dieselbe ihre Jugend in dem reizend gelegenen Schweizer Städtchen Lenzburg, dessen Schloß ihr Vater in den siebziger Jahren erworben hatte. „Schon als Kind", erzählt die Sängerin selbst aus jener Zeit, „war meine Lieblingsbeschäftigung Theaterspielen, und gar oft haben wir als Kinder statt mit Puppen Theater gespielt." In der herrlichen Natur gesund an Leib und Seele aufgewachsen, besuchte sie später das Lehrerinnenseminar zu Aarau und verließ es nach glänzend bestandenem Examen, um nach kurzem Aufenthalte in Lausanne wieder nach Schloß Lenzburg zurückzukehren. Hier nahm sie an dem vielseitigen musikalischen Leben und den Musikaufführungen ihrer Heimatsstadt den regsten Anteil. Ihre herrlichen Stimmmittel, die schon in Aarau Aufsehen erregt hatten, veranlaßten sie nun, dieselben künstlerisch ausbilden zu lassen. Aglaja Orgeni hat den Ruhm, die Stimme zu dem gemacht zu haben, was heute alle Welt so an ihr bewundert. Besser, als Paul Hartwig kann man dieselbe nicht kritisieren: „Das jubelt und trillert und jauchzt aus der Wunderkehle heraus mit einer Reinheit, Leichtigkeit und Fülle des Tones, wie ich es in dieser Vollendung noch nie gehört habe." Der Scharfblick des Grafen Seebach erhob denn auch Frau Wedekind von der unbekannten Konservatoristin mit einem Schritte zur ersten Koloratursängerin der Hofbühne. Gretel, Mignon, Frau Fluth, Rosine, Regimentstochter, Gemmi, Lucia sind die Hauptrollen derselben. Gastspiele in Wiesbaden gelegentlich der Kaiserfestspiele, in Wien, Leipzig, Hannover, Hamburg usw. zeigen den Weg ihrer Triumphe an. Ebenso bedeutend wie auf der Bühne ist Frau Wedekind als Konzertsängerin: wurde ihr doch die hohe Ehre zu Teil, 1895 gelegentlich der Krönungsfeierlichkeiten

in Moskau zu dem Feste der deutschen Gesandtschaft herangezogen zu werden, zu dem nur die allerersten Kunstkräfte Deutschlands aufgefordert worden waren. Ihre neuesten und vielleicht größten Erfolge hat die Sängerin im August dieses Jahres bei dem Salzburger Musikfeste errungen. Professor Hanslick, der gefürchtete Wiener Kritiker, nennt sie hier „unbestritten die beste deutsche Zerline". Das Salzburger Tageblatt widmet ihr folgende Worte: „Frau Wedekind gehört zu haben, nennen wir ein Ereignis im Leben der Musikverständigen. Der Weggang aus dem Konzertsaal war ein Erwachen aus einem herrlichen Traume." Sobald die Ferien kommen, eilt Frau Wedekind der ihr teueren Schweiz zu, wo sie auf Bergtouren und als passionierte Schwimmerin in den klaren Fluten der Schweizer Seen die wohlverdiente Erholung findet. Im übrigen führt sie in ihrem Dresdener Heime ein selten glückliches Familienleben im Kreise der Ihrigen: nach achtjähriger Verlobungszeit verheiratete sie sich vor drei Jahren mit dem Kgl. sächs. Finanzassessor Oschwald, und ein kleines „Wedekindchen" verschönt den Eltern das Leben. Jede freie Minute widmet Frau Wedekind ihrem Baby, und so giebt sie den schönsten Beweis, daß eine große Künstlerin auch eine vorzügliche Mutter und Gattin sein kann. Jedenfalls ist Dresden zu wünschen, daß ihm dieser Stern noch recht lange Jahre erhalten bleibe!


Therese Malten.

Marie Wittich, kgl. Kammersängerin, entstammt einer Gießener Kaufmannsfamilie. Den ersten Gesangsunterricht erhielt

sie, wie die meisten „höheren Töchter“, als einen Teil des nötigen allgemeinen Bildungsunterrichts. Hierbei kam bald ihr eminentes Talent zum Durchbruch, so daß die Eltern ihrem Wunsche, sich zur Konzertsängerin auszubilden, nachgaben. Erst später gelang es ihr, die Vorurteile der Ihrigen gegen die Bühne zu überwinden, und so trat sie 1882 zum ersten Male als Azuzena auf. Nach gewissenhafter Weiterbildung an den Bühnen in Düsseldorf, Basel, Dresden und Schwerin trat sie im Mai 1889 zum zweiten Male — nun als fertige Künstlerin — in den Verband der Dresdener Oper, um sich dort neben Therese Malten als dramatische Sängerin eine gleichberechtigte Stellung zu sichern. Wirkt Frl. Malten durch ihre geradezu faszinierende Tonfülle und dämonisches Spiel, so geht Frau Wittichs Stimme durch ihren samtweichen Timbre jedem Hörer unvergeßlich zu Herzen. Deshalb hat auch sie sich eine große Gemeinde begeisterte Anhänger erworben. Sie wechselt jetzt in den meisten Rollen mit Frl. Malten. Ihre höchsten Triumphe feierte Frau Wittich in Dresden in den Bungertschen Opern: ihre Penelopeia ist eine Glanzleistung ersten Ranges. Eine edlere Verkörperung dieser hehren Frauengestalt ist infolge der bei Frau Wittich vorhandenen seltenen Verbindung der stimmlichen Vorzüge mit einer klassisch schönen Erscheinung kam denkbar. In Bayreuth hat sie in diesem Jahre besondere Erfolge als Kundry gehabt. Außerhalb der Bühne führt sie ein stilles, glückliches Familienleben an der Seite ihres Gatten, des Herrn Bankdirektors Faul.



Erika Wedekind.

Georg Anthes, kgl. Kammersänger, wurde durch Familientradition der Musik zugeführt: sein Vater gehört der Kurkapelle in Homburg vor der Höhe an. Seine erste eingehende Ausbildung in der Musik erhielt Anthes im Violinspiel, erst später wandte er sich dem Gesange zu. Nach Studien bei Stockhausen und in Mailand trat er, abgesehen von Konzertreisen in Westdeutschland und Holland, zuerst 1888 in Freiburg im Breisgau vor die Oeffentlichkeit. Anthes gehört seit 1889 dem Ensemble in Dresden als erster Heldentenor an. Seine Stimme vereinigt jugendlich frischen Trimbre mit kraftvollem, markigem Charakter: so ist er ein äußerst verwendbares Mitglied der Bühne. Er singt alle ins Fach schlagenden Rollen und er singt sie alle mit gleicher Passion und Vollendung, sei es in Wagnerschen, sei es in anderen Opern. Besonderer Beliebtheit erfreut sich der Sänger in der Dresdener Gesellschaft, und man wird nicht leicht einen Künstler finden, der seine Umgebung ebenso im Salon, wie an fröhlicher Tafelrunde so durch geistvolle Unterhaltung und unermüdlichen Humor fesselt, wie Anthes.

Karl Perron, kgl. Kammersänger, steht als Bariton dem Heldentenor Anthes gleichwertig zur Seite. Darin gerade liegt die Stärke des Dresdener Theaters, daß es für jedes Fach eine wirklich anerkannt erste Größe sein eigen nennen kann. Perron entstammt einer Emigrantenfamilie, die zur Zeit ihres Aufenhaltes in Frankreich du Perron hieß und aus der unter anderem ein Kardinal des 17. Jahrhunderts hervorging. Des Sängers deutsche Heimat ist die Rheinpfalz. Er besuchte zuerst die Handelsschule und wandte sich zunächst der Ausbildung im Violinspiel zu, um sich dann am Münchener Konservatorium und später unter Franz Hasselbach und Stockhausen im Gesange ausbilden zu lassen. Zunächst trat er nur als Konzertsänger auf, bis er 1884 in Leipzig in den Verband des dortigen Theaters trat, wo er sich schnell eine hervorragende Stellung errang. 1891 wurde er in Dresden engagiert, nachdem er sich schon vorher durch Gastspiele die Gunst des Dresdner Publikums erworben hatte. Sein ausdrucksvolles Organ hat eine große Modulationsfähigkeit und immer entzückt Perron durch den vollen, weichen Ton seiner Stimme. Dabei kommt ihm eine männlich schöne Erscheinung und sein mit geistiger Durchdringung

der Rollen gepaartes schauspielerisches Talent zu statten. Unvergleichlich bleibt er jedem, der ihn z. B. als Wotan, Wolfram, Holländer, Lothario, Tonio oder als Dämon gehört hat. Ein Zeichen seiner Beliebtheit in Leipzig ist es, daß ihm dort nach seiner Abschiedsvorstellung die Pferde vom Wagen ausgespannt wurden und er von seinen Verehrern und — Verehrerinnen eigenhändig nach Hause gefahren worden ist: ein Geschick, das manchem Künstler nacherzählt, aber nur von wenigen erlebt worden ist.

Perrons spezielles Interesse bildet außer seiner eigenen Kunst die Malerei. In einem kunstliebenden Hause aufgewachsen, hat er ein weitgehendes Verständnis für Gemälde, von denen er sich mit großem Geschick eine Sammlung der wertvollsten zusammengestellt hat: fünf Thoma's, Bilder von Achenbach, Greiner, Laermanns, Klinger, Vogler, Hans Unger und anderen bedeutenden Malern der Gegenwart schmücken die Wände seiner Wohnung, während ihn Freundschaft mit den Urhebern vieler derselben aufs engste verbindet.



Georg Anthes.

„Wenn ich abends nach der Vorstellung nach Hause komme," lauten die eigenen Worte des Künstlers, dem es eine Freude macht, seine Schätze in liebenswürdigster Weise zu zeigen und auf die besondere Schönheit der einzelnen Werke aufmerksam zu machen, „so stehe ich lange vor meinen Bildern und versenke mich in den Geist der Künstler, die sie geschaffen haben oder ich nehme mir meine Mappe mit Skizzen und Handzeichnungen auf den Divan und betrachte mir einzelne Blätter. Je öfter und je eingehender man sich mit ihnen beschäftigt, um so mehr dringt man in die Tiefen dieser erhabenen Kunst ein. Es giebt kein herrlicheres Mittel für mich, um die durch die Arbeit erregten Nerven zu beruhigen, als dieses Sichversenken in wirk-

lich gute Bilder.“ So hat Karl Perron eine Liebhaberei, die ihm nicht nur einen wertvollen Besitz, sondern auch eine große Erholung und Befriedigung bietet.

Karl Scheidemantel, kgl. Kammersänger, ist eine durch und durch wahre und harmonische Künstlernatur, einer von jenen Glücklichen, die die Kunst um ihrer selbst willen lieben und in ihr ihre höchste Befriedigung finden. In glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, mit einem tiefen Empfinden für alles Schöne ausgestattet, sei es in der Kunst oder Natur — Scheidemantel bethätigt auch eine bedeutende Begabung in der Malerei —, ist derselbe ein vielseitig gebildeter Künstler, der auch wissenschaftlich weit über das Maß des Hergebrachten hinausragt. Seine Erfolge verdankt er ernster Arbeit, unausgesetztem Streben nach Weiterbildung und völliger Hingabe an jede, selbst die kleinste Aufgabe, die an ihn herantritt. In der alten Kunststadt Weimar aufgewachsen, fand er für seinen geweckten Geist dort frühzeitig vielseitige Anregung. Zum Lehrer bestimmt, besuchte er das Seminar seiner Heimatsstadt und trat 1878 direkt in den Verband der dortigen Oper. Während dieser Zeit bildete Stockhausen ihn weiter aus, bis er 1886 in Dresden engagiert wurde. Seine herrliche Stimme ist genügend bekannt, seine Erfolge in Bayreuth haben ihm Weltruf verschafft. Außer durch sein unübertroffen klangvolles Organ weiß Scheidemantel durch eine individuelle Durcharbeitung jeder einzelnen Rolle seinen Leistungen noch ein ganz besonders anziehendes Gepräge aufzudrücken.

Scheidemantels Dresdner Haus zeugt von seinem vornehmen Geschmacke und entspricht seiner durchgeistigten Künstlernatur; es ist die Heimstätte eines verdienstvollen Kunstkenners und Gelehrten. Trotz seiner ernsten Lebensauffassung besitzt Scheidemantel ein unverwüstlich frohes Temperament, das ihm in heiteren Rollen zu seinen schönsten Erfolgen verholfen hat. Gerade die liebenswürdige Seite seines Naturells hat ihm viele wahre Freunde geschaffen, und zwar nicht nur in den Kreisen, denen er gesellschaftlich nahe steht, sondern bei allen, die mit ihm in Berührung gekommen sind. Ein hübsches Beispiel seiner Jovialität ist es, daß er bei seiner letzten militärischen Uebung den Unteroffizieren seiner Kompagnie in der engen, kleinen

Chargenstube unermüdlich vorsang: ein Vorzug, den ihm in Gesellschaft das schönste Frauenauge nur schwer abschmeichelt.

Zum Schlusse sei noch einer jungen Künstlerin Erwähnung gethan, die zwar noch kein erster Stern der Dresdner Oper, aber doch ein ausgesprochener Liebling des Publikums ist: Minnie Nast. Mit ihrer jugendfrisch reinen und gut geschulten Stimme hat sie sich bei ihrer hübschen, anziehenden Erscheinung schnell eine geachtete Stellung geschaffen und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Frl. Nast gehört einer Familie an, aus der schon viele Künstler guten Rufes hervorgegangen sind. Ihr Vater war Kammermusikus in Karlsruhe. Als Kind erregte sie infolge ihres niedlichen Aeußeren und ihrer graziösen Bewegungen im Schloßpark ihrer Vaterstadt das besondere Interesse der Prinzeß Wilhelm von Baden. Etwas herangewachsen, wurde sie von der hohen Frau zur Schokolade eingeladen, und bei dieser Gelegenheit sang das kleine Mädchen, zwar etwas eingeschüchtert durch die ungewohnte Umgebung bei Hofe, aber mit klangvoll heller Stimme einige der reizenden Kinderlieder von Reinecke. Dies gefiel der Prinzeß so gut, daß sie die Kleine von da an ständig im Auge behielt und dieselbe später im Gesange ausbilden ließ. Nach halbjährigem Engagement in Aachen trat Frl. Nast in den Dresdner Verband, in welchem ihr Rollen wie Undine, Zerline, Maria, Gretel, Adele usw. zufallen.



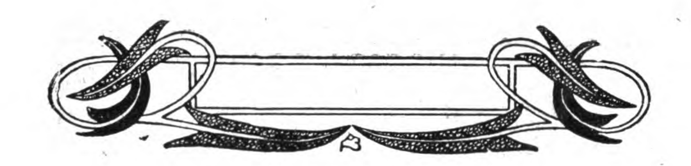
Karl Perron.

Eine fernere Zierde der Dresdner Oper war bis vor kurzem Enrichetta Grimaldi. Sie war nicht nur eine graziöse Tänzerin, sondern auch eine geschickte Darstellerin; durch eine eigenartige realistische Auffassung der Stummen von Portici hat sie sich weitgehendes Interesse auch außerhalb Dresdens

erworben, desgleichen bot ihre Picarde eine oft von stürmischem Beifalle belohnte Leistung.

Noch eine ganze Anzahl trefflicher Sänger und Sängerinnen könnte angeführt werden, doch würde dies den gebotenen Rahmen überschreiten. Jedenfalls geht aus dem Vorstehenden zur Genüge hervor, daß die Dresdner Oper ein Ensemble in sich vereinigt, wie es nur wenige Opern aufweisen können, und mit Recht bildet diese Kunststätte einen der Glanzpunkte in dem so überaus viel des Schönen bietenden Elbflorenz.





Das Zukunftskleid der Frau.

Von **Doris Kiesewetter.**

Eine Bewegung, welche in ihrem Anfang wenig oder nur spöttische Beachtung fand, trotzdem sie sich ein so überaus erstrebenswertes Ziel gesteckt hatte, zieht jetzt immer weitere Kreise. Durch die Teilnahme erster ärztlicher Autoritäten und hervorragender Künstler ist sie aus dem Dunkel ihrer Anfangsbestrebungen in das helle Licht der öffentlichen Meinung getreten. Lebhaft und intensiv beschäftigt man sich allenthalben mit der „Verbesserung der Frauenkleidung“, die in erster Linie mit Bezug auf das Gesundheitliche angestrebt wird. Daß das Schöne dabei nicht vernachlässigt wird, beweist die oben erwähnte Anteilnahme der Künstler. Die Verbesserung der Frauenkleidung ist eine Tagesfrage geworden. Viele Geschäfte und Schneiderateliers der Reichshauptstadt, die sich lange kühl und abweisend gegen die neue Kleiderform verhielten, sehen sich infolge der Aufforderung der Kundinnen genötigt, diese Kleidung anzufertigen. Die Unterrichtsanstalten für Schneiderei nehmen das „Reformkleid“ in ihre Unterrichtskurse auf, das Interesse des Publikums ist derart geweckt, daß das Verlangen nach guten Vorbildern, nach einer sachgemäßen Anleitung zur Anfertigung der Reformkleidung überall laut wird. Man lernt immer mehr einsehen, daß das starke Schnüren dem Körper so sehr unzuträglich ist, ja leise und unmerklich fangen mit dieser Erkenntnis die Schön=



Straßenkleid aus eisengrauem Homespun mit Stepprändern und Perlmutterknöpfen.

heitsbegriffe an, sich zu wandeln, und die „schlanke Taille“ ist längst nicht mehr das allgemein angestrebte höchste Ideal. Wer die Bewegung der Kleiderreform bis zu ihren Anfängen verfolgt, wundert sich nicht, daß diese Erkenntnis Platz greift, er kann sich höchstens wundern, daß die so häufig gepredigte Wahrheit so lange taube Ohren gefunden hat, zumal in unserer heutigen bewegten Zeit, in unserem modernen Leben — welches so hohe Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Frau stellt — so viele Faktoren mitwirken, die eine Befreiung von dem Kleiderzwang gebieterisch fordern. Längst preßt die erwerbende Frau, der es Ernst ist, zu einer geachteten und einträglichen Stellung zu gelangen, ihren Leib nicht mehr ein. Erstens merkte sie bald, wie außerordentlich ihre Arbeitskraft durch die moderne einengende Kleidung herabgemindert wurde,

und dann war es ihr natürlich bald gleichgültig, wenn ihre äußere Erscheinung nicht den allgemeinen Beifall fand. War es ihr doch unendlich wertvoller, ihren inneren Menschen auszugestalten und durchzubilden, als in ihrer äußeren Erscheinung eine Zierlichkeit und Umrisse anzunehmen, die mit wirklicher Schönheit und mit edlen Linien nicht allzuviel gemein hatten. Von den Frauen der besitzenden Klassen ist, ihnen vielleicht meist unbewußt, auch dazu beigetragen worden, die Kleidung loser zu gestalten. Es waren jene Frauen, besonders die englischen, welche durch das eifrige Ausüben von allerlei Sport sich zu einer loseren Kleidung gezwungen sahen. Ganz gleich, ob sie hier einer Moderichtung folgten, oder ob ihnen wirklich der Sport ein Bedürfnis als Gegengewicht gegen das aufreibende Gesellschaftsleben wurde, sie befreiten sich, wenigstens zeitweise, von der beengenden Tracht, sie lernten einsehen, worin die wirkliche Schönheit eines in all seinen Funktionen unbehinderten Körpers bestand. Eine wirkliche Agitation ist aber nur von den Kreisen der arbeitenden Frauen ausgegangen, und da die letzteren nicht Zeit und Mittel genug zur Disposition hatten, eine Kleidung durch- und auszugestalten — und ja überhaupt eine so große Umgestaltung nie im Handumdrehen bei der großen Menge durchzuführen ist — so ist manches Jahr vergangen, so manches Spott- und Tadelwort erklungen, ehe das große Publikum sich für die wichtige Frage der Reform der Frauenkleidung erwärmte. — Jetzt tritt eine interessante Erscheinung in die Agitation ein, die in letzter Zeit viel genannte Jeannie Watt. Nur von dem Feuereifer für eine gute Sache beseelt, setzt sie ihren ganzen Einfluß und ihre ganze Arbeitskraft für die Neugestaltung der Frauenkleidung ein. Bei der Suche nach einer bequemen, schönen Kleidung, die den Körper weder behindert noch einengt, ist sie, da Geschäfte und Schneiderateliers ihren Intentionen nicht folgen konnten oder wollten, darauf verfallen, sich eine solche selbst zu ersinnen und anzufertigen. Mit dem liebenswürdigsten Entgegenkommen, mit der größten Bereitwilligkeit giebt sie jedem, der an sie herantritt, Auskunft über die von ihr schön und stilvoll erdachten und ausgeführten Kleider, auf deren tadellose Ausführung jedes berühmte Schneideratelier stolz sein könnte. Was die von Jeannie Watt erfundene Kleidung so bemerkens-

wert und nachahmungswert macht, ist, daß sie so rein der Notwendigkeit entsprungen, so ganz der Forderung des Tages, des täglichen Gebrauches angemessen ist. Die mehr oder minder formenschönen, originellen, aus reicher Künstlerphantasie entsprungenen Kleider nach Entwürfen von van de Velde, Mohrbutter und anderen werden bewundert, besprochen, geben natürlich manche dankenswerte Anregung, aber eigentlich „nachgemacht" werden sie nicht. In ihrer Broschüre: „Das Zukunftskleid der Frau", Verlag von W. Vobach & Co. (Preis 1 Mark), legt Jeannie Watt ihre Erfahrungen nieder. Gute Illustrationen — obenstehendes Bild ist dem Werkchen entnommen —, eingehender Text, Anleitung zum Zuschneiden und Anfertigen der Kleider, machen das Büchlein wertvoll; ihre warme Anrede an ihre Mitschwestern, ihr kräftiges Polemisieren gegen das Gesundheitsschädliche der modernen Tracht, machen es höchst lesenswert.





Er und Sie.

Novelle von E. Pelz.

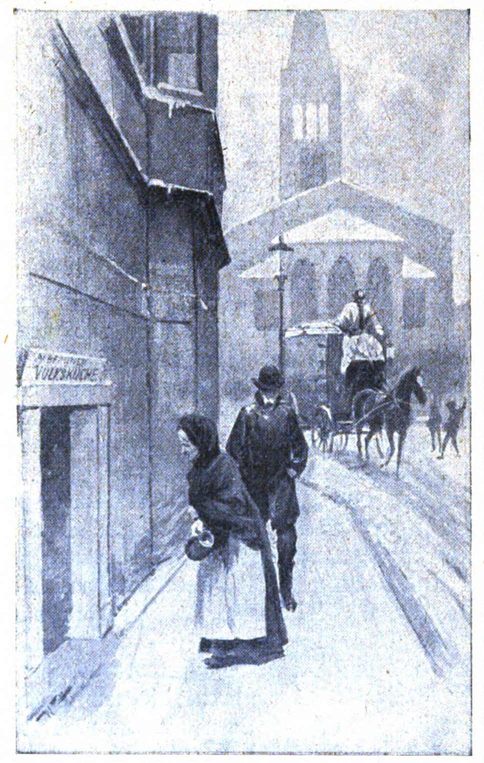
(Nachdruck verboten.)



Der Schnee ist festgefroren, er liegt hoch und noch in blendender Weiße in den Straßen Berlins. So rasch und unaufhörlich ist er gefallen, daß die Schipper und Feger, so viele auch die Arbeitslosigkeit für diesen fliegenden Beruf stellt, ihn nur allmählich bewältigen können. Die Sonne steht am Himmel und beleuchtet die weißen Dächer und die mit Reiffrost bedeckten Bäume, so daß es glitzert und blitzt und blendet; aber der gelbe Schein wärmt nicht, es ist nur eine Theatersonne in diesen Februartagen.

Die Kinder, die dem backsteinroten Gebäude der Gemeindeschule truppweise entströmen, jauchzen, werfen einander mit Schneebällen, schurren, fallen und kreischen — es ist eine Lustigkeit unter ihnen, wie dort bei dem Haufen von Spatzen, die unvermutet eine Handvoll Futter finden, die aus einem Fenster herausgestreut ist. Droschkenschlitten klingeln vorüber, und ein gelber, schwer vom Fleck kommender Postwagen wird sichtbar. Stampfend gehen die Lastträger, trippelnd die Dienstmädchen, hier und da taucht auch eine sorgfältig in Pelz gehüllte Dame auf. Die Schaufenster laufen an, die schönsten Eisblumen bilden sich. Zu einer Thür im Erdgeschoß der Zietenstraße führen ein paar Stufen nieder; so oft sie sich öffnet, dringt ein warmer, kräftiger Speisegeruch heraus.

„Volksküche“ ist in großen Buchstaben über dem Eingang lesbar. Recht viele kommen und gehen, geben einander die Thür in die Hand: Arbeiter, Soldaten, Droschkenkutscher, schlichtgekleidete Frauen und Mädchen, ab und zu ein paar Kinder. Ein Gefühl von Behaglichkeit scheint jeden zu überkommen; manche haben lange Zeit in der Kälte zugebracht, hier ist gut sein. Schlichtgestrichene Tische und Bänke, viele Plätze an ihnen sind besetzt. Ein leises Scharren der Eßlöffel in den Eßnäpfen, nur selten ein halblautes Wort der Unterhaltung. Die Tischnachbarn bringt der Zufall nebeneinander, sie kommen und gehen und schenken sich wenig Beachtung.



An den nur einfach tapezierten Wänden hängen Sprüche auf großen Papptafeln, auch die Hausordnung ist da zu lesen: „Kopfbedeckung ab! Keine laute Unterhaltung! Nicht rauchen! Nach dem Essen kein Aufenthalt!“

Die Eintretenden kennen alle ziemlich das Herkommen, sie gehen zur Kasse und entnehmen für ihr Bargeld die Speisemarke.

Ein kleiner, grauer Mann sucht eben aus seinem schäbigen Geldtäschchen die Nickel- und Pfennigstücke hervor, sieht die

Kassiererin vorwurfsvoll bei jedem Griff an und stöhnt: „Um einen ganzen Pfennig teurer — sechzehn Pfennig die Portion nu immer! Nee, nich zu sagen, nich zu sagen! So viel soll einer nu mehr verdienen im Jahr, um das bestreiten zu können! Wenn Sie man wüßten, was es heißt, mit Streichhölzern die Hintertreppen rauf und runter rennen — und denn nimmt keener nichts! Die Dienstmädchens sind heutzutage 'ne Sorte!"

Endlich hat er den Betrag zusammen, sieht darauf nieder. nimmt dann die Blechmarke und sagt: „Unrecht is es man bloß — das macht ja wol tausend Pfennig mehr im Jahr!"

„Nur dreihundertfünfundsechzig", sagt die Kassiererin, leicht lächelnd. „Wenn's man wahr is!" und grollend geht er, um andern Platz zu machen.

Wer seine Speisemarke erstanden hat, begiebt sich in den hintern Raum an den Ausgabetisch, wo ein paar Ehrendamen die vollen Schüsseln herüberreichen. „Brühgraupen mit Rindfleisch" — „Sauerkraut mit Würstchen" haben sie bereits auf der Speisetafel neben der Kasse gelesen — bei dem einen und andern noch ein kurzes Schwanken, dann die Entscheidung. Schnell und freundlich wird dem Verlangen entsprochen, die Dame legt den Blechlöffel in den reichlich gefüllten Napf und giebt ihn hinüber. Dann sucht sich jeder Gast seinen Platz, die Frauen und Kinder in dem besonders abgeteilten Raum. Zitterige, alte Hände langen nach den Näpfen, und sehnsüchtige Kinderaugen blicken gespannt auf ihren Inhalt. Da ist ein blasser Mensch, der über die Schüsseln der andern hin mit einem Seufzer eine Tasse Kakao für seine Fünfpfennigmarke verlangt, und drüben holt eine junge Person mit einem Federhut sorgsam ein Packet aus ihrer Tasche, wickelt es auf und nascht zu ihrem Kaffee Kuchen mit Schlagsahne.

Zwei ärmlich gekleidete Frauen stoßen einander an. „So 'ne Leckerei! Die reine Sünde!"

Die junge Person vernimmt das Zischeln und weiß, daß es ihr gilt. Sie zuckt die Achseln und sucht mit spitzen Fingern die Kuchenkrümchen von dem Papier ab. Dann schlürft sie behaglich den Rest aus der Tasse und steht langsam auf, nach ihrer kleinen Ledertasche fassend. Ein suchender Blick, dann ein Rücken an ihrem Hut, dessen Federn jede Kräuselung ver-

loren haben; sie hätte sich gewiß gern betrachten mögen, aber ein blinkender Spiegel fehlt hier in den einfachen Räumen. Dann trippelt sie zierlich hinaus.

„Kuchen!" sagt die eine Frau noch ganz entrüstet. „Wo 'nem andern die Pfennige für die Schrippen zu lieb sind."

Dann nimmt eine Greisin, die nur ein dünnes Tuch über den Schultern hat, den verlassenen Platz ein und löffelt mit den zitternden Händen eifrig den Inhalt ihres Napfes aus. „Gut gut," spricht sie von Zeit zu Zeit dazwischen zu sich selbst. Ihr Kinn wackelt, sie hat keine Zähne mehr, sie braucht lange Zeit, um die festeren Stoffe zu zermalmen. „Jott, Jott, so 'ne Kälte! Aber hier is jut warm." Sie macht Anstrengungen, aus der in der Mitte des Tisches stehenden Wasserflasche ein Glas einzuschenken; eine ernste, sehr ordentlich gekleidete Frau hilft ihr endlich. Die Alte bedankt sich nicht, aber sie sagt: „Jute Menschen jiebt es doch noch — die Speisemarken habe ich doch jeschenkt jekriegt; sechsmal kann ich herjehen, immer einen um den andern Tag will ich nehmen."

Ihre Nachbarschaft scheint das nicht zu interessieren, niemand antwortet ihr, niemand beachtet sie, als sie die krummen Finger behaglich über die Magengegend faltet, und dann schließt sie die Augenlider, die ihr schwer geworden sind, und leise, piepsende Töne verraten, daß sie ein Mittagschläfchen zu halten versucht.

Die hin- und hergehenden Hilfsfrauen, die die gebrauchten Näpfe zurücktragen, stören sie nicht auf; man gönnt dem Alter ein kleines Vorrecht.

Neben der älteren Aufsichtsdame figuriert heute zum erstenmal eine junge Frau aus einer Tiergartenvilla. Sie ist aus Süddeutschland, kinder- und pflichtenlos; sie hat unter Besuchen und Gesellschaften, Kunstliebhabereien noch ein paar Stunden, in denen sie wohlthätig sein möchte, was ja jetzt so modern ist, und da hat man sie versuchsweise mitgenommen. Es ist eine Blondine mit großen, blauen Augen, die etwas Lachendes haben, mit einem Stumpfnäschen und einem frischen Mund mit spitzen weißen Zähnchen. Sie blickt verwundert, verschüchtert um sich; das Zureichen gelingt ihr lange nicht so schnell wie

ihrer Nachbarin in dem einfachen schwarzen Kleid und der blauleinenen Schürze. Als sie diese fragte: „Frau von Schölln, was für ein Kostüm muß ich denn haben?“ hat sie ein ganz leises Lächeln um die Mundwinkel der Beamtenwitwe huschen sehen und die Erwiderung bekommen: „Ein solches zu erfinden, bleibt Ihnen am Ende vorbehalten,“ und dann hat sie milder und freundlicher, wie zu einem Kinde, gesagt: „Ihr Taktgefühl wird Sie schon auf das Richtige hinweisen.“

Sie hat lange mit ihrer Jungfer beraten: braun, grau, moosgrün, und ist dann auf Winterloden, marineblau, verfallen, ein Reisekleid, das sie nicht benutzte, weil es im Januar, wo man an die Riviera wollte, plötzlich so kalt dort wurde, daß sie die Reise aufgab. Dazu trägt sie ein zierliches, weißes Latzschürzchen, auf das sie nun schon Brühe verschüttet hat. Auch ihre Hände sind schon ein wenig klebrig; sie reibt die rosigen Fingerspitzen verstohlen ab.

„Graupen oder Erbsen?“ fragt sie eine blasse Frau, die zwei Kinder an der Hand hat.

„Eine halbe Graupen und 'nen Becher Kaffee!“ Dann geht die Mutter mit den Kindern schüchtern in das Seitenzimmer — jene wird sie essen lassen, ihr muß der heiße Trank genügen; vielleicht gab sie das letzte Geld her.

„Ja, ja“, sagt die Präsidentin, „da zuckt es einem in den Fingern, zu schenken, immer zu schenken, und man darf doch nicht, um andere nicht zu berauben.“ Dann schickt sie aber die Wirtschafterin mit Brot und Wurst hinüber — „auf meine Rechnung“, flüstert sie ihr zu. „Daß Menschen Hunger leiden, wie selten denkt man daran,“ meint Hanna Binzer; der lachende Schein schwindet aus ihren Blicken, und sie seufzt leise. „Ich fürchte, wir sind alle zu teilnahmlos.“

Die grauhaarige kluge Frau nickt ihr zu. Es ist gerade eine Pause in dem Andrang zum Büffet entstanden. „Meine kleine Freundin, wir sind in der Uebergangszeit. Ich werde es ja kaum noch erleben; aber glauben Sie mir, in Zukunft, in vielleicht zwanzig Jahren wird es nicht mehr heißen: Wie reich ist der und die? Wes Glaubens ist dieser oder jener? sondern: ‚Wie wenden diese Leute ihren Reichtum an, um wohlzuthun und mitzuteilen? Wie viel Zeit widmen sie den

Werken echter Nächstenliebe? Und ist der und dieser dementsprechend ein guter, gemeinnütziger Mensch?'"

„Ah —"

Was der jungen Frau als Erwiderung auf die Lippen kommen möchte, wird zurückgehalten; denn jetzt drängt ein Trupp rüstiger Arbeiter heran, und einer schiebt die Marken für alle hin und sagt: „Aber man gut gewogen das Fleisch, für unsereins kann's nich genug werden."

Hinter ihnen steht ein kleiner Junge, das Aermchen hochstreckend, während die kleine Faust fest das Blechstück umschließt. „Ich soll's nach Haus holen!" kräht er, wird aber vorläufig nicht gehört und gesehen.

Da heben ihn zwei Arme hoch und schieben ihn mitsamt seinem gehenkelten Eßtopf über die Arbeiter hin.

„Na nu?"

„Pardon, solch' kleiner Bursche geht vor."

Die Stimme klingt so anders, eigenartig; Hanna Binzer blickt auf. Ein hagerer, schäbig gekleideter, grauhaariger Mann steht da, aber es ist auch so etwas anderes in seinen Mienen.

Er hält seine Ellenbogen fest an den Leib gedrückt, als fürchte er sich vor der Berührung mit den anderen, er drängt sich nicht hastig vor, er wartet mit einer zurückhaltenden Höflichkeit, und als er nun endlich an den Tisch vorgerückt ist, macht er eine leichte Verbeuguug. „Meine Gnädige, ich bitte um Sauerkraut."

Hanna reicht es ihm, weil aber die Arbeit dieser Stunden eine ungewohnte ist, zittern ihr die Hände leicht, und sie stößt mit dem Napf gegen seine Finger. Sie wird blutrot und sagt: „Verzeihen Sie!"

Da macht der Mann wieder eine Verbeugung. „Schöne Hände thun uns nicht weh — im Gegenteil!" Sie kneift die Lippen zusammen, die Konversation paßt ihr denn doch nicht. Wie sie aber den Löffel nachreichen will, sagt er: „Danke, bin versehen." Ihre Blicke folgen dem Gast, er sucht sich einen Platz unweit des nächsten Fensters, wo ihn niemand streifen kann; es ist der isolierteste, und er war bisher noch nicht besetzt. Dann holt er umständlich ein kleines Etui hervor, dem er Löffel, Messer und Gabel entnimmt, schiebt Wasserflasche, Glas,

Senftopf und Salzfaß in seine Nähe, ordnet alles um seinen Napf herum und beginnt zu essen — so zierlich, als säße er bei einem Diner in Berlin W. Hannas Blicke kehren, so oft sie können, zu dem seltsamen Gast zurück, der so eigentümlich von den andern absticht. Sie ist zerstreut, reicht einem Rollfuhrmann Graupen statt der geforderten andern Schüssel und wird von seinem groben: „Will ich doch nich!" erschreckt. Sie muß immer daran denken, welche Schicksale den hagern Grauen wohl hierher verschlagen haben.

„Wenn man wüßte, was die einzelnen für Erlebnisse hatten!" sagt sie und wendet das hübsche Gesicht der Präsidentin zu, die eben einen jungen Mann bedient. Die Präsidentin nickt. „Jawohl, das wäre ein Studium! Dies ist zum Beispiel ein junger Student, ein Pfarrerssohn. Die Mittel seiner verwitweten Mutter reichen nicht weit. Da ist er vernünftig genug, die kräftige Kost bei uns aufzusuchen, statt des schlechten Gemengsels einer kleinen Restauration; bei dieser bleibt ihm die Körperkraft erhalten. Wenn's nur viele solcher Verständigen gäbe in den sogenannten gebildeten Kreisen. Aber wir Deutschen haben noch immer mit der falschen Scham zu kämpfen. Wir schämen uns meist der ehrlichen Arbeit und der unverschuldeten Armut, als wäre sie ein Verbrechen."

Hanna Binzer sieht wieder nach dem Mann am Fenster hinüber. Er hat seine Mahlzeit beendet, nimmt jetzt das Glas und spült sein Besteck darin ab, holt dann eine kleine Serviette hervor, trocknet Löffel, Messer und Gabel und versenkt sie wieder in den Lederbehälter.

Jede seiner Bewegungen hat — Hanna muß es sich trotz ihres Sträubens eingestehen — etwas Elegantes.

„Der Mann," sagt sie mit einem fragenden Blick, „der muß es auch anders gekannt haben." Frau von Schölln nickt: „Auf dem Silberbesteck steht eine Grafenkrone und ein Wappen — es ist das einzige, was er aus dem Schiffbruch gerettet hat und was er nie veräußern würde, auch in der größten Not nicht. Es ist ein Graf Oldritz; seit drei Jahren ist er unser täglicher Gast. Den Platz dort drüben nimmt ihm schon keiner um die bestimmte Zeit."

„Ein Graf!" Die kleine Frau sagt es ganz atemlos.

Die Präsidentin wird von andern in Anspruch genommen. Hanna muß die nächste Frage, die ihr auf die Lippen kommt, eine Zeitlang unterdrücken.

„Sogar aus einer der ältesten Familien und reich, aber Sport, noble Passionen aller Art und Spiel haben ihn dahin gebracht, wo er heute ist. Er hat eine Schlafstelle und ist Volksküchengast; eine ganz kleine unantastbare Rente blieb ihm, die ihm diese Art von Leben noch ermöglicht. Könnte er über das geringe Kapital verfügen, er hätte es auch wohl geopfert," erzählt Frau von Schölln dann später noch. Nachdem Oldritz sich erhoben und seinen Hut genommen hat, grüßt er höflich von seinem Platz herüber und geht.

„Und kommt dieser Mann niemals mehr unter seinesgleichen?" fragt Frau Binzer. „Das muß doch schrecklich sein!"

„Zuweilen redet eine von uns mit ihm, wenn es unauffällig sein kann, der andern wegen. Er beweist immer den größten Takt; jede kleine Bevorzugung anderer Art würde ihm ja auch nur peinlich sein. Er trägt sein Schicksal, das er sich selbst bereitet hat, mit einer nicht abzustreitenden Würde."

„Das ist ja ein Roman!" ruft die junge Frau aus.

„Nein, meine Liebe, es ist das Leben," sagt die Grauhaarige.—

Eine Woche später hat die hübsche kleine Frau wieder ihren Tag; sie hantiert bereits viel behender hinter der Schranke, prüft mit einer Art Kennermiene die Kommenden und Gehenden und hat ebenfalls eine blaue Schürze zum Schutze ihres Kleides vorgebunden. Ihre Frage: „Reis oder Brühkartoffeln?" klingt freundlich, fast teilnahmsvoll. Frau von Schölln nickt ihr oftmals zu, sie hat Freude an ihrer Stütze. Noch immer liegt der Schnee hoch, größer als je ist der Andrang nach dem warmen Speiselokal, und länger als sonst suchen sich die Gäste in der warmen Atmosphäre aufzuhalten. Ein paar Gesichter von Stammgästen erkennt Frau Hanna wieder, sie ist ganz stolz darauf, daß sich ihr Blick schärft. Da kommt auch der Graf, langsam, hochaufgerichtet, direkt auf sie zu und legt seine Marke hin.

„Bitte um Reis, meine Gnädige," sagt er mit kurzer Verbeugung. Sie nickt und schiebt ihm die Schüssel hinüber;

die gewohnte Bewegung nach den Blechlöffeln macht sie erst garnicht.

„Ergebensten Dank!“ Dann sucht er seinen Platz. Es drängt und schiebt sich heute an dem Buffet, groß und klein hat's besonders eilig, es heißt sich sputen. Der Graf kümmert sich nicht um das Kommen und Gehen um ihn her; mit derselben Zierlichkeit und Umständlichkeit ordnet er die Gegenstände um seinen Napf, bevor er zu essen beginnt. Eine Veränderung ist an ihm wahrnehmbar; Frau Hanna entdeckt sie sofort; er trägt eine neue Krawatte neuester Modefarbe und von neuestem Schnitt; sie hat einige gleiche gestern auf den Toilettentisch ihres Mannes gelegt. Ihr Fritz ist besonders heikel in Kleinigkeiten: Krawatten und Stiefel — ja, auch neue Lackstiefel trägt Graf Oldritz, und hier, in dem Speiselokal der Volksküche! Sie muß immer hinsehen, sie schüttelt das blonde Köpfchen und wischt über die Augen. Ein kleines Mädchen reicht einen weitbauchigen braunen Topf zu ihr hinauf; um das zu können, hebt es sich auf die Fußspitzen. Es hat rehbraune Augen, aus denen ein heller Schein dringt. Um die Blechmarke aus der Tasche zu holen, muß es seine Finger freimachen; auf der Rechten trägt sie einen schwarzen, auf der Linken einen braunen Handschuh.

„Vor nach Hause!“ sagt es erwartungsvoll. Unter seiner gestrickten roten Mütze quillt braunes Lockengekräusel hervor. „'ne ganze!“

„Wie viel seid Ihr denn?“

„Doch fünf mit Muttern.“

Hanna Binzer legt zur Nachhilfe eine der Marken bei, die sie erstanden hat, und bestellt, den Topf nach dem Anrichtetisch reichend, zwei Portionen.

„Das kann ich schon lesen,“ sagt das Kind und deutet auf den Spruch drüben: „Der — eine — arm, der andre reich — vor Gott — sind alle Menschen — gleich.“ Es hat ein süßes, lispelndes Stimmchen.

„Was macht denn deine Mutter?“

„Sie arbeitet doch auf Mäntel,“ ist die schnelle Antwort. „Un' Schwester auch, und wenn ich groß bin, lerne ich auch Maschine.“ Es lächelt wieder, als eröffne sich ihm die rosigste

Aussicht. Dann erhält es seinen braunen Topf, setzt sorglich den Blechdeckel darauf, nickt und trippelt davon. Frau Hanna sieht ihm mit einem leisen Seufzer nach. Ob man in dem Arbeitsstübchen der Mäntelnäherin das volle Verständnis hat für solch' ein Glück?

Von dem Gast, der jetzt seine Ration verlangt, kommt ein leiser Branntweindunst herüber.

„Schneeschippen is keine leichte Arbeit, da steh' einer 'mal draußen!" brummt der Mensch vor sich hin, grollend und seine Glieder dehnend.

„Der Schneefall," sagt die Präsidentin, „ist doch ein Segen. Wie viel Arbeitslose gäbe es mehr!"

„Steh' einer 'mal draußen!" wiederholt der Unzufriedene und guckt geringschätzend über seinen Speisenapf hin.

Frau Hanna schüttelt den Kopf, die Aeltere lächelt. „Es giebt ja auch Unzufriedene am warmen Kamin, im Salon," sagt sie.

Der Graf ist diesmal langsamer mit seiner Mahlzeit; er sieht die Leute gehen, er ist fast der letzte im Raum. Da steht er auf, faßt nach seinem Besteck, birgt es in der Tasche und kommt auf die Damen zu.

„Gnädige Frau," wendet er sich an die Präsidentin, „gestatten Sie, daß ich mich verabschiede — nämlich, ich werde aufhören, Ihr Stammgast zu sein."

Sie sieht ihn erstaunt an. „Ah — das ist —"

„Eine Wendung in meinem Schicksal, eine überraschende Wendung; ich" — er schiebt seine Hand zwischen ein paar Knöpfe seines schäbigen Ueberziehers — „ich werde mich verheiraten."

„Sie, Herr Graf? — dann muß man also gratulieren?"

Er lächelt ganz schwach. „Zu der Aenderung in meinen Lebensverhältnissen, allerdings. Das andere," fährt er mit einem Achselzucken fort, „je nun, wer reichte nicht die Finger, wenn sich eine günstige Gelegenheit bietet. Unsereiner soll nie verzweifeln; es ist ein wahres Wort, daß wir mit dem silbernen Löffel im Munde geboren sind; es kommt immer noch die Stunde, wo wir ihn benutzen können. Ein alter Name, ein altes Wappen: Noch ist das im Kurs. Ich wollte

nicht ohne Abschied fortbleiben." Die Präsidentin hält ihm die Hand hin.

„Möge es Ihnen ferner immer gut gehen, Herr Graf!"

„Ich danke Ihnen."

Eine Verbeugung zu Frau Hanna hinüber, dann wendet er sich und schreitet hinaus.

Die kleine Frau sieht die Präsidentin an. „Seltsam, romantisch!"

Frau von Schölln droht mit dem Finger. „Nur ein Erlebnis aus der Alltäglichkeit."

„Eins möchte ich doch wissen: wer sich den Namen erkauft und das Recht, seine Wäsche mit einer Grafenkrone zu besticken."

„Meine Liebe, da lassen sich hundert Vermutungen finden und die hundertste ist erst die richtige."

Graf Oldritz macht die Thür hinter sich zu und steigt die Stufen hinauf; einige Schritte, dann kann er das Zifferblatt auf der Uhr der Zwölf-Apostelkirche sehen. Er kneift die Augen zu ganz schmalen Schlitzen zusammen. „Aha, eine gutgehende Uhr muß das erste —" Gerade über die Straße herüber kommt ein kleiner, untersetzter Herr, der eine goldne Brille trägt. Ein Pelz umhüllt ihn, er ist in einem Coupé gekommen, das er warten läßt. Der Kutscher sitzt wohlverhüllt in seinen vielen Mantelkragen da, die hübschen Pferde dampfen. „Fahr' auf und ab, Anton!" ruft der Herr über die Schulter zurück, während er vorsichtig über den Damm schreitet und dem Gaste aus der Volksküche schon von weitem zunickt.

„Servus, Herr Graf! Pünktlich wie die Könige, es geht doch nichts über angeborene gute Manieren —"

„Das heißt, mein lieber Doktor, drei und eine halbe Minute zu früh; weil uns das aber zu gleicher Zeit passiert —"

Der Kleine lacht und streckt die im Pelzhandschuh steckende Hand aus. „Darum keine Feindschaft, was? Haben Sie sich die Sache überlegt? Brauchte ich eigentlich gar nicht zu fragen. Was gäbe es da für einen verständigen Mann zu überlegen!"

„Erlauben Sie 'mal" — der Graf richtet sich auf, hat eine ganz feierliche Miene und hustet etwas trocken, „erlauben Sie 'mal!"

Der kleine Schwarze lächelt. „Ich weiß ja, was Sie

sagen wollen, weiß es ganz genau, aber auch —" über sein feinparfümiertes Taschentuch, mit dem er den erstarrenden Hauch vom Schnurrbart wischt, plaudert er das schnell und vertraulich heraus.

Der andere behält seine steife Haltung.

„Ich habe denn doch viel in die Wagschale zu werfen: meinen untadeligen Namen. Ich bin ein verarmter Edelmann, aber immerhin ein solcher."

„Sans peur et sans reproche!" sagt der Rechtsanwalt und nickt vergnüglich. „Sie haben unter allen Umständen Ihren Schild blank erhalten, das ist wahr; aber nun, mein bester Herr Graf, kommt das Alter am Ende doch, und Sie werden die Entbehrungen und Einschränkungen härter empfinden."

Eine Frau mit einem schwerbepackten Marktkorb bekommt von einem Jungen, der schnurrend gegen sie hintaumelt, einen Stoß, der sie fast aus dem Gleichgewicht bringt. Sie ruft ihm ein paar Scheltworte nach. — Ein schlankes Mädchen huscht vorüber.

„Schöne Figur!" bemerkt der Rechtsanwalt mit Kennermiene und blickt ihr nach, so lange sie zu sehen ist. „Und wie das geht! Ganz allerliebst adrett!"

„Es ist kalt," sagt Oldritz, „es wäre mir lieber, wir gingen auf und ab. Ich habe gar nicht bedacht, daß ich für diese Jahreszeit andere Stiefel hätte nehmen sollen —"

Sein Begleiter lächelt wieder und willfahrt ihm. „In einer Viertelstunde können Sie sich mit allem versehen, was Sie wünschen" — er fährt über seine Brusttasche — „ich habe eine größere Summe bei mir, die den geringen Vorschuß, den ich mir gestern zu übersenden —"

Eine ablehnende Handbewegung des Grafen.

„Nun ja doch — statt des Unterschlupfs eine behagliche Garçonwohnung, nette Diners, Zurückschnellen in die alte Lebenssphäre —"

„Sie betonen Garçonwohnung" — Oldritz hebt den Zeigefinger und zieht die hohen Schultern fröstelnd zusammen.

„Allerdings, denn Bedingung ist ja, daß Sie und die Neuvermählte sich sofort trennen, nachdem der Akt der Ehe-

schließung vorüber ist. Sie fahren am Standesamt vor, die zukünftige Gräfin Oldritz ebenfalls, Sie schreiben Ihren Namen, jene unterschreibt, und nichts hindert Sie, in der andern Richtung der Windrose davonzurollen."

„Die zukünftige Gräfin Oldritz — das eben ist es — daß ich so gar nichts wissen soll —"

„Wer wird denn so neugierig sein? Ein echter Edelmann doch nicht. Ja, ich finde das so viel besser. Die Dame, der Sie ihren Namen geben, wofür Sie das Aequivalent einer jährlichen, sehr auskömmlichen Rente haben werden, wird Ihren Weg nie wieder kreuzen. Sie brauchen sie auch nicht einmal anzusehen, um Ihr Gedächtnis nicht zu unterstützen und zu beschweren."

Der Graf schweigt ein paar Sekunden.

„Ein kalter, häßlicher Winter," sagt der Doktor. „Ich spüre zum erstenmal so etwas wie Rheumatismus! Ja, wenn man kein Jüngling mehr ist — Sie kennen doch gewiß den ganzen Süden, sind weit gereist, was? Zieht es Sie nicht zuweilen dahin?"

Wieder keine Antwort.

„Die kleine Mina Terbaldi flattert auch nach Kairo, um ihre Füße auszuruhen, da, wo andere ihre schwachen Lungen stärken." Wie ihn der Graf verständnislos ansieht, setzt er hinzu: „Verzeihung, ich vergaß, daß Sie augenblicklich nicht so ganz mitten drin im Treiben stehen. Früher, da wird das anders gewesen sein, wie? Jede Ballerina angebetet, jeder Diva Lorbeerkränze geworfen, was?"

Ein belebender Schein huscht über die Züge des Grafen.

„Man hat eben seine Zeit nicht verloren, damals — man hat genossen, gelebt und leben lassen — ja, ja. Schade nur, daß der Mammon — na, heute würden Sie das beachten und auch an die kommenden Jahre denken, die einem zuweilen nicht gefallen. Und schließlich muß nur einer Glück haben, und das haben Sie ja, mein lieber Graf, ganz außerordentliches. Brauchen nur die Hand auszustrecken —"

„Ich habe allerdings da drin — mich bereits verabschiedet, sozusagen, mit der Erklärung, daß sich meine Lebensverhältnisse ändern würden. Ich war vorhin auch fast — na, wenn man

denkt, wie lange nicht in guten Kreisen — und die blauen Augen einer hübschen Blondine erinnerten mich — ja“ — Er hebt den Kopf hoch. „Da drin würden sie ganz bestimmt ihren Stammgast vermissen — drei Jahre, jeden Mittag — ’s ist ’ne Zeit —“

„Gestern hatten wir eine gemütliche Sitzung bei Dressel, bis spät in die Nacht — beim Sekt plaudert es sich immer am besten.“

„Sie wollen mir nicht sagen, wer der Auftraggeber ist?“

„Diskretion!“ ruft der Doktor, „selbstverständlich. Wozu auch? Was ich nicht weiß, macht mich doch nicht heiß! Das ist der praktische Ausspruch eines großen, unbekannten Weltweisen. Alle Achtung!“

Seine kleinen, schwarzen Augen leuchten, wie er zu dem hagern Mann an seiner Seite aufblickt. „Als ich den Auftrag erhielt, dachte ich an Sie — mich unserer zufälligen Bekanntschaft durch die kleine Zeugensache erinnernd. Ihr Name, Ihre Verhältnisse boten mir Garantien. — Sollte ich mich getäuscht haben insofern, als Sie nicht geneigt sind — verehrter Herr Graf, es giebt genug andere Ihrer Standesgenossen, die nicht“ — er weist auf die Inschrift des Lokals, in dem Oldritz gespeist hat — „so weit sind und doch mit beiden Händen zugreifen würden.“

Langsam setzt der Graf einen Fuß vor den andern, sieht wieder das Zifferblatt der Uhr an, die verschneiten und vereisten Straßen, die frierenden Menschen, bläht die feinen Nasenflügel ein wenig, als wittre er den Speiseduft eines eleganten Restaurants und spitzt die Lippen.

„Doktor, kommen Sie — ich brauche einen Pelz, ich hatte einmal einen, um den wurde ich vom Erbprinzen Paul da unten in San Remo beneidet. Wenn ich einen gleichen ’mal wiederfände.“

Doktor Salter winkt seinen Wagen heran, der Graf steigt ein. Als sie durch die Straßen rollen, legt Oldritz seine Fingerspitzen auf den Arm seines Begleiters.

„Um eins möchte ich noch bitten, mein Herr: kein aufdringliches Parfüm für den Akt auf dem Standesamt; ich habe eine Idiosynkrasie dagegen.“

„Ohne Sorge — gestatten Sie Veilchen? Dann senden wir der zukünftigen Gräfin Oldritz die — immerhin eine Aufmerksamkeit.“

* *
*

Die Räume im Hause des süddeutschen Gesandten Baron Lauter strahlen im Schein der elektrischen Lampen; die Saison ist lange vorüber, man giebt eine Art Maifest im April, um den Geburtstag der Landesherrin zu feiern. Die Thüren nach der Terrasse sind geöffnet, man behauptet, es sei schon ganz frühlingshaft und macht einen Gang durch den mit Flaggenstangen, Wimpeln und Ballons geschmückten Garten; ein wenig schaudernd kommt man zurück in die glanzvoll ausgestatteten Zimmer, Bildergalerieen, zu den reich besetzten Büffets und flüchtet sich in die behaglichen Plauderwinkel, wenn man zu dreien oder zweien sein will. Im Gartenpavillon singt eine Tirolergesellschaft vaterländische Weisen, im Tanzsaal spielt eine Zigeunerkapelle, im Musikzimmer läßt sich eine Pianistin am Flügel nieder, um eine Komposition der hohen Frau vorzutragen.

Die schönsten Toiletten sind entfaltet, Uniformen beleben das Bild, und auf den Fracks erglänzen die Orden.

Frau Hanna Binzer ist ganz Freude, Schönheit, Eifer. Wie viele beneiden sie heute um ihren Verkehr in der offiziellen Welt, um alle die Namen, die sie beim Vorstellen umschwirren.

Die vornehmen Bekanntschaften hätten ihr die Millionen ihres Gatten doch nicht verschaffen können; die Berechtigung dafür brachte sie mit aus der Heimat durch den Namen, den sie als Mädchen getragen.

Vielfach umklingt sie das Idiom ihrer Heimat; das freut sie auch. Sie schreitet am Arme eines jungen Attachés durch die Zimmer, nachdem sie mit Genugthuung gesehen hat, daß sich der Gesandte mit ihrem Gatten in ein Gespräch vertieft hat. Der kleine von Bock kennt ihr rebenumsponnenes, grünes Vaterhaus und will ihr das Bild einer alten Burg zeigen, das die Gemahlin des Gesandten erworben hat. Auf jener hat einmal ein ihr verwandtes Geschlecht gehaust, und von Bock behauptet, auch in seinem Stammbaum komme das vor, und so

seien sie ja eigentlich verschwägert. Sie betreten das Schreibzimmer der Baronin, Hanna lacht über die neue Verwandtschaft, die hundert Jahre alt ist. Bei dem heiteren Lachen wendet sich ein älterer Herr um.

„Graf Oldritz!“ stellt der behende junge Mann vor. Beide sehen einander an, sie kennen sich.

„Ah, da komme ich wieder einmal zu spät!“ sprudelt von Bock heraus und schlüpft auf eine alte Excellenz zu, die gerade von der andern Seite eintritt, um ihr einen Sessel herbeizurücken.

„Sie sind der liebenswürdigste junge Mann unserer Zeit,“ klingt es ihm dafür belohnend entgegen. „Man sollte sie als Beispiel aufstellen — ja, ja, ich sage das mit Ueberzeugung.“ Von Bock verbeugte sich.

Hanna sieht in ihrem weißen Brokatkleid mit den gelblichen echten Spitzen und den kostbaren Perlen hilflos und befangen aus; sie findet kein Wort, sie bewegt den Fächer aus Straußfedern und senkt die langen Wimpern.

„Meine Gnädige, das ist ein sehr angenehmes Wiedersehen,“ sagt Graf Oldritz, „ich habe nämlich das köstliche Blond Ihrer Haarfarbe nicht vergessen.“

„Ah, das ist sehr freundlich,“ — sie läßt sich nieder, von Bock ist fortgetänzelt, er ist allezeit und überall liebenswürdig, die andern kennt sie nicht.

„Nur natürlich, natürlich. Eine wirklich so seltene Nuance.“

Sie glaubt eine Weltdame zu sein, und sie ist doch hilflos, das fühlt sie in dieser ungewöhnlichen Lage. Sie ist ja jetzt auch gar nicht hier in der reizenden Villa der Bellevuestraße, sie ist in der Volksküche, wo sich der Speiseduft der warmen Luft mitteilt, wo sich die ärmlich gekleideten Menschen drängen, die Blechlöffel klappern — „Reis oder Bohnen?“ —

Daß es ihm so gar nicht peinlich ist! Er steht da, schlank, vornehm, die schmale Hand auf die Stuhllehne gestützt.

„Ich weiß auch noch,“ sagt er, „daß Sie sehr weiße kleine Zähne haben; bei Ihrem Lächeln fielen sie mir auf. Haben Sie das ganz verlernt? — Ah, nein!“

Sie muß die Lippen ein wenig verziehen, aber sie fühlt, daß es ein linkischer Versuch ist. In allen Winkeln des

traulichen Zimmers plaudern sie, es kommt ihr vor, als beachte man es bereits, daß sie so verlegen, scheu, wortlos, dumm ist — sie schiebt die Stäbe ihres Fächers hin und her und blickt zu dem Grafen auf.

„Ein hübsches Fest,“ sagt er, „so viel Anhänglichkeit und Zusammengehörigkeit dokumentiert sich dabei.“ Er zeigt nach dem Schreibtisch der Hausfrau, wo ein Bild des fürstlichen Geburtstagskindes in einem Rahmen mit einer Krone steht.

„Ich kannte die kleine Prinzeß in Baden-Baden, das lebhafteste und natürlichste Kind, das mir je begegnet ist — voll Mutwillen. Wie charakteristisch fest das ‚Helene‘ da jetzt geschrieben ist.“

Frau Hanna ist geradezu zornig auf sich, sie wünscht sich meilenweit fort von hier und hat nicht den Mut, sich mit einer Phrase von ihm zu entfernen. Seine Ueberlegenheit ärgert sie und bannt sie an den Fleck; die Spitze ihres kleinen Fußes bohrt sich tief in den Teppich. Die alte Excellenz hat die Lorgnette auf sie gerichtet und fragt jetzt wahrscheinlich nach ihrem Namen.

Sie macht eine hastige Anstrengung zum Reden:

„Sie verheirateten sich — ist die Gräfin hier? Wollen Sie mich ihr nicht vorstellen?“

Er lächelt, ganz fein, und das steht ihm gut.

„Leider unmöglich — hier ist sie nicht.“

„Ah, das bedaure ich!“

Wenn die Präsidentin an ihrer Stelle dieses Wiedersehen erlebt hätte — ob sie auch wohl so ruhig und überlegt und weltweise sich benehmen würde wie immer? Hanna macht einige nervöse Handbewegungen.

„Sehr charmante Leute, die Lauters, der Baron ist ein langjähriger Bekannter von mir. Habe manchen Rehbock auf seinen Jagden da unten geschossen.“

Vornehmes hat er mehr als alle die andern, die sicher nicht wissen, was hinter ihm liegt. — Auch ritterliches — freilich, sie sieht die kleine Scene wieder, wie er dem Kinde half. Mit einem leisen Aufatmen beginnt sie wieder zu sprechen:

„Es geht Ihrer Frau Gemahlin doch aber — gut?“

„Das wohl, anscheinend — ich hatte das nämlich vorhin zufällig hier in der letzten Figaronummer gelesen.“

„Aber, Herr Graf —“

Ihre Ratlosigkeit, ihr Erstaunen machen ihn mitleidig; er zieht einen Stuhl in ihre Nähe. „Wollen Sie sich überzeugen — hier wird die Toilette der Gräfin Oldritz bei der letzten Opernvorstellung beschrieben — sie zog alle Blicke durch ihren Schmuck auf sich; ihre Loge war das Ziel aller Operngläser für den Abend. ‚Welch ein Triumph der Schönheit, des Namens und des Reichtums!‘ ruft der Berichterstatter enthusiastisch aus. Und ich muß es glauben.“

„Sie — müssen — es — es ist doch erst so kurze Zeit, daß Sie heirateten?“

Er beugt zustimmend den grauen Kopf. „Genau zwei Monate.“

Sie schiebt an dem Schloß ihres Perlenhalsbandes.

„Aber —“

Er nimmt ihren Fächer und betrachtet das Monogramm mit Kennerblicken. „Sehr hübsch, sehr kostbar! Sonderbar, solche Straußfedern zaubern mir allemal Abbâsiyeh bei Kairo mit der Straußzucht und den Obelisken von Heliopolis vor Augen. — Vor etwas länger als zwei Monaten hatte ich die Ehre, Sie zuletzt zu sehen.“

„Sie sind doch nicht — unglücklich geworden?“ ruft sie voll Teilnahme.

Er sieht in ihre schönen, großen Kinderaugen.

„Das nicht, Gnädige, ich fühle mich ganz behaglich — wieder in meiner Luft. Ja, ja, das Leben ist reich an wechselnden Schicksalen. Der Strom, der uns nach unten wirft, hat auch wieder Kraft, uns aufwärts zu tragen. Sind Sie immer noch wohlthätig?“

„Ach —“

„Dann seien Sie es auch noch einmal gegen mich, reichen Sie mir die kleine Hand da zum Kuß. Den Wunsch hatte ich nämlich damals und durfte ihm nicht nachgeben — besiegeln wir die alte Bekanntschaft, ja?“

Sie läßt ihm die behandschuhten Finger.

„Ah, Graf Oldritz, hofmachend, natürlich —“

Fürst Honold, der Chef eines mediatisierten Hauses, steht auf der Schwelle. „Stellen Sie mich doch auch vor!“

Und Hanna verbeugt sich, errötend und beglückt. — —

Der „Prinz Karneval“ ist auf der Place Masséna verbrannt, aber der große Karneval „Leben“, der in Nizza zur Winterszeit durch die Straßen, über die Promenaden, in den Salons tollt und tobt, der ist nicht gestorben. Man soupiert und promeniert, man schwatzt und kokettiert, das fährt nach Monte Carlo und spielt und verliert, und die Sonne scheint goldig warm über die Kranken hin und über die, die sich in der Daseinsfreude betäuben; ein immerwährender großer Karneval ist dieser Platz an der Riviera. Das furchtbare Erdbeben ließ den Boden erzittern und die Gemüter erschüttern — aber das „vive la joie!“ ist wieder aus allen Ecken ertönt, aus den Ritzen der geborstenen Felsen und über die levkoienüberwucherten Gräber der Opfer hin.

„Es lebe die Freude, der Augenblick, das Spiel und die Betäubung!“

Der blaue Himmel, die beschneiten Häupter der fernen Berge, das rauschende Meer, die lachende Sonne, das alles ist nur Dekoration für eine zusammenströmende Menge aus aller Herren Länder. Und wie die verschiedenen Idiome bunt und wechselnd zusammenschwirren, so ist auch bei den meisten die Vergangenheit. Wer fragt in Nizza und Monte Carlo nach dem Charakter seines Nebenmannes, der seine zwanzig Francs setzt und ihn mit dem Ellenbogen dabei streift, wer auf der Promenade des Anglais nach der Lebensführung der in schönster Toilette dahinrauschenden Dame? Wer auf dem Rout eines Herzogs nach dem Stammbaum all der Grafen und Fürsten mit italienischen und russischen Namen, wer nach dem Ursprung der amerikanischen Millionäre? Sie sind verbrüdert durch einen momentanen Lebenszweck: das Vergnügen all dieser Menschen, die da zusammenströmen. Was sich hier anlächelt, einander die Hände schüttelt, wird sich vielleicht in der Heimat verleugnen. Man weiß und ahnt das wohl — was thut's? Der Augenblick hat recht: vive la joie! Um die reizenden Villen in der Ebene und auf den sanft ansteigenden Berghöhen grünt und blüht es, die Palmen ragen, die Mimosen duften, die

Kletterrosen ranken empor, Marmor schimmert und leichter, zierlicher Holzbau, alle Stile und alle architektonischen Phantasien kommen zur Geltung. Ueber das Meer ziehen die Dampfer, Lustyachten und Schifferboote gleiten an der Küste vorüber, Wagen rollen, die Menge promeniert, Verkäufer schreien. Bläst einmal der Mistral dazwischen, so stiebt die ganze bunte Schar auseinander, ist weggefegt aus den Straßen und von den Promenaden und verbirgt sich hinter den Spiegelscheiben des Restaurants oder flüchtet an die Kamine der Villen, in die Cercles und Theater.

Frau Hanna Binzer hat den Wunsch des Vorjahres zur Ausführung gebracht, sie durchlebt ein paar Rivieramonate. Und ihr Gatte ist bei ihr: seine Nerven verlangten einmal nach Ruhe — sie wenigstens hat es behauptet, und der eifrige Geschäftsmann mußte sich fügen. Sie haben den Unterstock einer reizenden, möblierten Villa gemietet und fühlen sich behaglich darin. Hanna entzückt alles, das Treiben, die Natur, selbst die sauren Apfelsinen, die sie eigenhändig von den Bäumen pflücken kann. Man ist der Berliner Saison mit einem lachenden Kopfschütteln entgangen, aber man hat sich ohne Bedenken in den Trubel Nizzas gestürzt. Fand man doch wenige Tage nach der Ankunft, als es in den „Nice Times“ zu lesen gewesen, daß der Chef eines großen Berliner Bankhauses mit seiner anmutigen Gemahlin Aufenthalt in der Blumenstadt genommen, bereits Einladungen auf seinem Tische zu Familien mit den vornehmst klingenden Namen, zu Marquis und Grafen — ein exotischer Herzog war auch darunter — zu Aerzten und Bankiers jeder Nationalität. Und aus dem Vorsatz, nur auszuruhen, war ein neugieriges Verlangen geworden, sich umzusehen und mitzuthun. Und man traf auch so viele Bekannte, die flüchtig durch Nizza gingen, und denen alle die Großfürsten und Prinzen imponierten, mit denen man auf Grüßfuß stand.

Hanna sitzt mit einer ältlichen Geheimrätin aus Berlin W. unter einer Gruppe von Jucca und Mimosen, ganz weiß gekleidet, mit einer Pelzboa über den Schultern und einem weißen Filzhut auf den blonden Haaren.

„Wie ganz anders Sie aussehen, förmlich fremdländisch!“ sagt die Berlinerin und lächelt bewundernd. „Sie acclimatisieren

sich; ich könnte es nicht mehr. Ich sage immer zu Wilhelm: Man weg! Ich habe eine Angst bekommen in Monte Carlo. Morgen wollen wir fort; ist nichts für so alte Leute."

„Aber schön ist der Fleck Erde doch, ein Paradies, das müssen Sie zugeben."

„Bloß zu viele Schlangen drin," meint die alte Dame, „da kann man eigentlich nicht aus der Angst herauskommen."

Die junge Frau lächelt. „Das begreife ich nicht recht."

Die Geheimrätin streicht an ihrem soliden Braunseidenen herunter. „Wer kann denn hier mitthun? In Berlin kennt uns jeder. Hier muß man in einem verrückten Aufzug herumlaufen; sonst sieht einen keiner an."

„Haben Sie gespielt?"

„Gott bewahre!"

„Ich hatte gestern veine," sagt Hanna mit der Miene einer habituée von Monte Carlo. Das ist aber mehr Posse als Ernst. Dann fragt sie: „Wie finden Sie diese Villa?"

„Reizend."

„So still, solch ein behagliches Nest! Eine Gräfin wohnt über uns. Sie ist sehr schön, sehr liebenswürdig. Ich sitze stundenlang mit ihr im Garten, sie spricht gut deutsch — Ihre Schwiegermutter kennt sie auch, traf sie auf der Reise hierher von Paris im train de luxe."

„Ich bin immer sehr vorsichtig mit Reisebekanntschaften," sagt die Geheimrätin und steht auf. „Man kann nie so recht wissen — und Gräfinnen und Prinzen, über die stolpert man ja eigentlich hier. Wissen Sie, ich würde erst immer im Gothaischen Hofkalender nachschlagen, ehe ich — na, nun wird's aber Zeit!"

Hanna würde nie geglaubt haben, daß die Spießbürgerin sie in Verlegenheit bringen könnte; wäre sie aber jetzt nach dem Namen ihrer Hausgenossin gefragt worden, so würde sie ihn nicht haben nennen können. Sie kennt sie nur als „Madame la Comtesse", wie sie die Dienerschaft und die Concierge nennen. Sie geht mit ihrem Gast zur vergoldeten Gitterpforte, und als sie sich dort noch einmal die Hände schütteln, kommt eine römisch gekleidete Kinderwärterin mit einem blondlockigen Knäbchen, das die ersten Gehversuche macht. Die silbernen Nadeln, die den Kopf der „Nounou" wie ein Kranz umgeben, blitzen, die

feurigrote Schleife, die weit über den Rücken hinabfällt, leuchtet, die Geheimrätin bewundert im Fluge die alten guten Spitzen, die die Schürze verzieren, denn darin ist sie Kennerin. Der in lila Sammet gekleidete Knabe jauchzt auf und streckt das Händchen nach Frau Hannas Boa aus; sie wirft ihm ein Ende zu und zieht es spielend wieder zurück.

„Es ist der petit comte," sagt Hanna und streichelt die Wange des Kindes.

Flüchtig trägt sie Grüße an den Berliner Kreis auf und schreitet dann langsam zurück nach ihrem Platz, aufseufzend.

Die Nounou trägt den Knaben dem Hause zu. Allemal weckt der Anblick des blühenden Kindes in ihr die Erinnerung an ihr stilles Heim; sie will das aber nicht gern über sich kommen lassen, steht auf und geht in dem von Clematis und Rosen überhängten Gang auf und nieder.

„Warum lassen Sie mich denn so allein heute?" klingt eine Stimme zu ihr herüber. Hinter einer Gruppe von Fächerpalmen, zwischen denen die Statuette eines zielenden Amors aufragt, schimmert ein blaues Kleid.

„Ah, guten Morgen, Komtesse! Sie pflegen doch sonst um diese Zeit über den Mont-Baron zu fahren?" Die schöne junge Frau streckt ihr die Hand entgegen; sie ist schwarzhaarig, dunkeläugig, eine Weichheit ist in ihren Bewegungen, die langen Wimpern werfen einen Schatten über ihre blassen Wangen. Ihr schöngeformter Mund ist brennend rot. Das blaue Seidenkleid ist mit gelblichen Spitzen überrieselt und hat eine Watteaufalte; die Linke hält die kleine Schleppe empor.

Für die verwöhnte Hanna, die ihre Toiletten aus Wien bezieht, ist die Komtesse eine Erscheinung von besonderem Chic. Sie blickt sie bewundernd an, als sie müde, langsam sagt: „Ach, ich war nicht in der Laune, und da komme ich eben herunter und finde, daß die Sonne mir wehthut und es hier auch nichts ist. Und es ist so dumm, so dumm!"

„Sie sind zu viel allein, Komtesse!"

„Läßt es sich ändern?" erwidert sie mit einem Achselzucken und einem sehnsüchtigen Blick nach dem Mont-Chauve hin.

„Sie haben ein reizendes Spielzeug, Ihren Knaben!"

„Man mag nicht immer spielen, nicht immer lesen, nicht

immer diese einförmigen Palmen auf der Promenade des Anglais ansehen. Und nach Monte Carlo darf ich ja nicht!"

Hanna beugt sich teilnahmsvoll herüber:

„Ist denn Ihr Gatte immer noch so krank, daß er nicht kommen kann?"

Eine Pause; in den Mienen der Gräfin zuckt es, Hanna weiß nicht, ist es Schmerz, ist es ein bekämpftes Lächeln. Plötzlich umspannen die schlanken Finger ihr Handgelenk, und die Stimme ist ganz rauh und barsch.

„Wissen Sie, mit einem Menschen muß man doch einmal sprechen — man bekommt ja Alpdrücken, soll man so etwas ganz allein für sich behalten" — dann öffnen sich die großen Augen weit, und der Nachsatz kommt über die roten Lippen: „Mein Mann ist gestorben!"

Hanna Binzer weicht zurück, aber die Gräfin hält ihre Hand noch immer.

Sonnenfunken tanzen vor den Augen der blonden Frau; der ganze Garten mit seinen Palmengruppen, duftenden Blumen, antik geformten Ruhebänken und Tischen beginnt sich um sie zu drehen; vom Jardin Public klingt die Musik herüber, in einer Nachbarvilla singt eine kreischende Stimme eine Melodie aus Offenbachs „Belle Hélène".

„Und das ist," fährt die Gräfin fort, indem sie ihre Hand in die Tasche des blauen Morgenkleides schiebt und einen Gegenstand hervorzieht, ein mit einer Grafenkrone geschmücktes, etwas schäbiges Lederetui, „seine Hinterlassenschaft".

„Komtesse!"

„Ja, ja." Sie drückt gegen die Feder, ein silbernes Reisebesteck liegt darin. „Alles, was ich zu erben habe!" Sie lacht schrill.

„Ah!" Die Blondine muß über ihre Schläfen streichen, es drückt sie wie ein Alp, ganz atemlos bringt sie hervor: „Hieß — der Verstorbene — Graf Oldritz?"

„Gewiß. Sie wußten doch meinen Namen?"

„Nein, aber — ich kannte den Grafen."

Eine Sekunde lang messen sich die blauen und die schwarzen Augen forschend, dann feindselig.

„Ah!" sagt die Komtesse und kräuselt die Lippen.

„Ich lernte den Grafen Oldritz in einer Volksküche kennen, wo er täglich speiste; es war vor seiner Verheiratung," sagte die kleine Frau, dann ganz mutig werdend.

Die andere knickt einen Zweig Mimosen ab, wirft ihn hin.

„Ah!" und dann wendet sie sich und geht langsam der Marmortreppe zu.

Hanna Binzers Hände brennen, sie gleitet nach dem Springbrunnen, der unaufhörlich ein paar goldene Kugeln in die Höhe wirft, und hält sie unter den kalten Strahl.

Ihr Mann findet sie noch so.

Er hat eine Blume im Knopfloch und ein Lied auf den Lippen, in der Linken schwenkt er eine Zeitung.

Er wirft einen Blick nach den Fenstern des ersten Stocks und dem Balkon.

„In Monte Carlo hat sich ein Berliner erschossen; ich glaube, daß ich ihn kenne, und die Fremdenliste weist wieder neue Namen auf, drei ganz echte Prinzessinnen. Da" — er legt das Zeitungsblatt drüben auf den Tisch. „Madame la Comtesse nicht sichtbar?" Da Hanna nicht antwortet, berührt er leise ihre Schulter.

„Kind, das ist etwas Sonderbares — ich muß es dir doch sagen. Man ist in Nizza nicht schwierig, aber ich hatte vorhin auf dem Telegraphenamt an der Place Grimaldi zu thun — Hörst du mich eigentlich?" fragt er, als sie den Kopf immer noch gesenkt hält. Sie nickt.

„Sie konnten dort mit einer Depesche nicht fertig werden, die Rondry, der Diener der Komtesse, abgegeben hatte — ich half aus. Sie war an den Prinzen Victor von Oberlinden in München gerichtet und hieß wörtlich: ‚Vic läuft seit ein paar Tagen. Wann kommst du, daß er sich produziert? Eben Todesnachricht von Oldritz. Soll ich Trauer tragen? In Sehnsucht nach ihrem Toto — Wally.' Kannst du dir einen Vers darauf machen?"

Rot und bleich wird Hanna, es kommt wieder das Gefühl von Schwindel über sie, wie vorhin.

„Man muß doch am Ende ein wenig vorsichtig sein mit den Bekanntschaften, die man hier macht," setzt der Bankier hinzu und zündet behutsam eine Cigarette an.

Hanna reibt jetzt ihre Hände mit ihrem Batisttuch. „Ich kann vielleicht eine Erklärung für die Depesche finden. Keine Indiskretion — aber vorher versprich mir, daß wir sobald als möglich von Nizza fortgehen! Es — es fällt mir so auf die Nerven — das Leben hier.“



Deutsche Dichterinnen der Gegenwart.

Anna Ritter.



Dichtungen einer auch weiteren Kreisen nicht Unbekannten bieten wir heute an dieser Stelle. Anna Ritter hat sich verhältnismäßig rasch einen ersten Platz innerhalb der Lyrik der Gegenwart erobert. Ihr Leben ist, wie sie uns selbst schreibt, ruhig verlaufen: „Ich habe gelebt und geliebet, mehr läßt sich auch von meinem Schicksal kaum sagen.“

Anna Ritter wurde im Jahre 1865 in Koburg als das vierte Kind des Kaufmanns Eduard Stehn geboren und kam schon in zartem Alter nach New-York, wo ihr Vater ein Exportgeschäft besaß. Als sich derselbe im Jahre 1865 zur Ruhe setzte, siedelte die Familie für immer nach Deutschland über und kaufte in Kassel auf dem schön gelegenen Mönchberg einen weitläufigen Besitz. „Dort, in großem Haus und Garten, umgeben von sechs Geschwistern, habe ich eine herrliche, freie Jugend verlebt.“

Anna Ritter besuchte die höhere Töchterschule in Kassel und kam dann zwei Jahre in ein Herrnhuter Pensionat der französischen Schweiz. Zurückgekehrt, verlobte sich die kaum Sechzehnjährige mit dem damaligen Referendar Rudolf Ritter, heiratete aber erst nach dem Tode ihres Vaters im Sommer des Jahres 1884. Das junge Paar nahm nacheinander in Kassel, Berlin, Köln und Münster Wohnsitz. Nach neunjähriger überaus glücklicher Ehe verlor Anna Ritter den geliebten Gatten. Selbst leidend, zog sie mit ihren drei Kindern, einer Tochter und zwei Knaben, nach dem Städtchen Frankenhausen am Kyffhäuser, wo eine Schwester ihres Vaters lebte. „Ich habe sieben Jahre in dem kleinen, schön gelegenen Städtchen verbracht, habe mein Talent dort entdeckt und denke voll Dankbarkeit an jene liebe, stille Zuflucht zurück.“ Seit dem August vorigen Jahres lebt Anna Ritter

in litterarischer Stellung in Stuttgart und hat bis jetzt neben kürzeren Erzählungen zwei Bände Gedichte in die Welt hinausgesandt. Aus der einen dieser Sammlungen, die den Titel: „Befreiung“ führt und bei Cotta in Stuttgart erschienen ist,



haben wir mit der gütigen Erlaubnis der Verfasserin nachstehende Proben ausgewählt und hoffen, unsere Leser noch öfters mit Gaben aus der geschätzten Feder dieser begabten Dichterin erfreuen zu können.

Einsegnung.

Ein schlankes Kind im schwarzen Kleide,
So geht sie neben mir dahin
Und trägt des Frühlings holde Rätsel
Noch ungelöst im jungen Sinn.

Sie lauscht dem Klang der Osterglocken
Und hält mit ihrer Kinderhand
Des lieben Gottes Vaterhände
In herzlichem Vertraun umspannt.

Und schreitet in das dunkle Leben,
Wie in den Ostertag hinein
Und meint, es müsse ganz voll Sonne
Und Glockenklang und Liebe sein.

Gebet.

Ein Tag wie hundert andre auch —
Und doch liegt's wie ein leiser Hauch
Darüber.
Der Herrgott geht im Sonnenschein
An meinem Mädchenkämmerlein
Vorüber.

Ich sinke auf die Dielen hin,
Ist mir ein Beten tief im Sinn
Gelegen:
„Herr, Einer ist, dem bin ich gut —
Führ' du, was heimlich in mir ruht,
Zum Segen!“

Gottheit.

Betende Hände hebe ich auf
Zu dir, von dem mir die Wolken erzählen
Und Sonne und Sturm und das eigene Herz.
Es sah dich keiner . . . es hörte dich keiner,
Und dennoch ziehst du leuchtende Spuren
Durch dieses Lebens brausende See
Und winkst Verirrten
Ans sichere Ufer
Und bietest Heimat
Ewig Verlorenen
Und Frieden denen,
Die friedlos sind!
Seit Ewigkeiten rauschen die Wasser
Und tragen der Menschen schwankende Schifflein,
Ihr Zagen und Hoffen zu dir zurück.
Und du empfängst sie mit Liedern der Heimat,
Die tönen Ruhe, Trost und Erfüllung
Und schläfern die müden, weinenden Seelen
Gleich Wiegenliedern der Mutter ein.

„Nur ein Mädchen."

„Ein Mädchen!" — Wir waren ein bißchen erschrocken,
Wir hatten ja nie an ein Mädchen gedacht!
Wir hatten ihn beide förmlich gehört,
Den übermütigen, wilden Jungen,
Wie er im Zimmer herumgesprungen
Und seinen Papa bei der Arbeit gestört!
Und ich war schon immer mit heimlichem Bangen
Die steilen drei Treppen hinunter gegangen:
„Wenn mir der Junge hier einmal fällt!" . . .
Und nun ein Mädchen!
Du strichst mir die Locken
Behutsam und zart aus der heißen Stirn.
Dann schrittest du schwebenden Schrittes zum Wagen
Und brachtest mir lächelnd das Kindchen getragen,
Und wir küßten beide das goldene Haar,
Des Mädchens, das gestern — ein Junge war!

Der Papa.

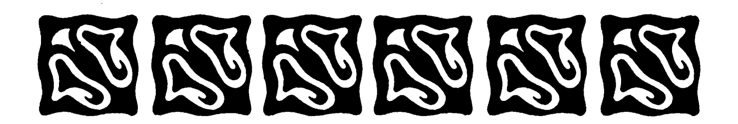
Da kennt so ein Mann nun die halbe Welt
Und weiß nicht, wie man ein Kindchen hält,
Und hat von den allernotwendigsten Sachen
Noch gar keine Ahnung — es ist zum Lachen. —
Und das will nun für den ganzen Staat,
Ueber Frauen und Kinder Gesetze machen.

Brautring.

Als über den Flieder das Mondlicht rann,
Da steckt' er mir heimlich ein Ringlein an,
Und küßte den Ring und die Hand dazu,
Und lauschte selig dem ersten „Du".

Das Mondlicht sah in den Ring hinein,
Das gab einen fröhlichen, hellen Schein,
Der Fliederbaum neigte die Blüten stumm,
Die Gräser raunten: „Das Glück geht um!"





Die Präsidentinnen der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Ein historischer Rückblick von Dr. Franz Felgentreu.

(Nachdruck verboten.)

Die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und der nordamerikanischen Union haben in der letzten Zeit eine unverkennbare Besserung erfahren, nachdem sie jahrelang nichts weniger als freundschaftliche gewesen sind. Damit rückt auch die Geschichte des mächtigen Staatengebildes wieder mehr in den Vordergrund des Interesses, und wenn es auch nicht in unserer Absicht liegen kann, den historischen Entwicklungsgang der Vereinigten Staaten zum Gegenstand einer besonderen Schilderung zu machen, so wird doch das Thema, das wir uns gestellt haben, manchen Fingerzeig auch für die Geschichte des Landes geben.

Das Gebäude, welches die Regierung der nordamerikanischen Union dem Präsidenten für sich und seine Familie zur Verfügung stellt, ist das Weiße Haus in Washington. Es ist dies eine Villa, welche eine von Säulen getragene Vorhalle hat und deren Vorderfront im ganzen elf Fenster aufweist.

Das Weiße Haus wurde zum ersten Male im Jahre 1801 errichtet; nachdem es im Jahre 1812 im Kriege Englands gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika zerstört worden war, wurde es später wieder aufgebaut. Seinen Namen führt das Weiße Haus von der weißen Farbe, mit welcher der Sandsteinbau bestrichen ist und der dem Hause etwas Auffallendes, aber auch

etwas Kaltes und Nüchternes giebt. Die Zimmer im Weißen Hause sind von außerordentlicher Größe und Höhe. Der „östliche Raum“ z. B., in welchem der Präsident seine Besuche empfängt, ist ein riesenhafter, vornehmer Saal, der 80 Fuß lang und 40 Fuß breit ist, mit herrlichen Spiegeln und bequemsten seidenen Fauteuils ausgestattet, mit dicken Samtteppichen belegt und mit einer prächtigen Aussicht auf den Park. Die großen Bilder des ersten Präsidenten George Washington und seiner Frau schmücken den Raum.



Martha Washington. (1789—1797.)

Die Räume, die zur eigentlichen Wohnung des Präsidenten bestimmt sind, zeichnen sich dagegen durch Mangel an Raum und Komfort aus.

Für heutige Verhältnisse ist das Haus absolut nicht mehr eingerichtet, und wenn der Präsident Besuch bekommt, ist er kaum im stande, ihn in den wenigen Räumen, die ihm zur Verfügung stehen, unterzubringen.

Frau Harrison, die vorletzte Präsidentin, hatte einen Plan ausgearbeitet, um das Weiße Haus auszubauen. Es sollten zwei Seitenflügel angebaut werden. Der eine sollte die Privatwohnung des Präsidenten und seiner Familie enthalten, der andere sollte zu einem historischen Museum und zur Kunstgalerie eingerichtet werden. Man hätte dann sämtliche Räumlichkeiten des Hauptgebäudes für Repräsentations- und Bureauräume zur Verfügung gehabt. Das Projekt ist zwar mehrfach vom Senat und den Ministerien beraten worden, aber niemals zur Ausführung gekommen.

Bevor wir dazu übergehen, die Frauen zu schildern, die als „Vierjahrs-Königinnen“, wie der Amerikaner sagt, in das Weiße Haus eingezogen sind, und deren Leben für unsere

Leser von besonderem Interesse sein dürfte, wollen wir noch einen kurzen Ueberblick auf die pekuniären Verhältnisse des Präsidenten der Vereinigten Staaten werfen. Der Präsident bezieht ein Gehalt von jährlich 200000 Mark. Das ist aber lediglich persönliches Honorar. Der Staat bezahlt außerdem alles, was der Präsident braucht, so daß er nur Kleidung für sich und seine Familie zu beschaffen, und außerdem noch den Bäcker, Schlächter und den Materialwaren-Händler zu bezahlen hat. Alles andere wird ihm geliefert, die Möblierung, Heizung, Beleuchtung, die Einrichtung des Wintergartens und des Parks. Von der Dienerschaft braucht er nur die Köchin und das Stubenmädchen zu halten. Die übrige Dienerschaft bezahlt der Staat. Giebt der Präsident oder die Präsidentin ein großes Festessen, so bezahlt das ebenfalls der Staat. Nicht einmal Streichhölzer braucht sich der Präsident zu kaufen. Es wird alles geliefert: Eßbestecke, Glas und Porzellan, und die großen Silber- und Goldtafelaufsätze sind Eigentum des Weißen Hauses und werden von dem jeweiligen Präsidenten nur benutzt. Der Staat bezahlt alle Reparaturen und Neueinrichtungen von Mobiliar, Vorhängen und Teppichen. Außer den 200000 Mark für das Gehalt des Präsidenten werden für seine Haushaltung im Weißen Haus noch 530000 Mark ausgegeben. Der Präsident ist also im stande, sehr bequem zu leben und Geld zu sparen, da er für seine persönlichen Bedürfnisse und die seiner Familie sehr wenig auszugeben hat.



Dorothy Madison. (1809—1817.)

Trotzdem haben sich die meisten Präsidentinnen, die in dem Weißen Haus vier oder acht Jahre residierten, nicht wohl darin gefühlt. Die Last der Repräsentation, die auf ihnen ruht,

ist eine gewaltige, und es ist für die Frauen, die zumeist aus bescheidenen Verhältnissen kamen, stets eine ebenso undankbare wie schwere Aufgabe gewesen, einen so großen Haushalt mit viel Dienerschaft in Ordnung zu halten und gleichzeitig dafür zu sorgen, daß bei den Festlichkeiten, die gegeben werden mußten, alles klappte. Auch der Präsident hat ja außer den politischen Geschäften im Weißen Hause eine schwere Arbeit. Nach amerikanischer Anschauung hat jeder Mensch das Recht, den Präsidenten am Vormittag zu besuchen und ihm die Hand zu schütteln. Dieses Händeschütteln belastet den Präsidenten mit einer starken physischen Leistung, und es war z. B. keine Kleinigkeit für den verstorben Mc Kinley, beim letzten Neujahrsempfange ungefähr sechstausend Menschen hintereinander die Hände zu schütteln, die an ihm vorbeidefilierten und stolz darauf waren, dem Präsidenten des Landes die Hand zu reichen.

Wir bringen heute eine Anzahl von Porträts der Präsidentinnen des Landes, die seit dem Jahre 1789, also seit mehr als hundert Jahren die Rolle der „ersten Frau Amerikas“ gespielt haben.

Die erste Präsidentin war die Frau des berühmten George Washington, Martha, geb. Sandridge. Sie war in erster Ehe mit dem Colonel Custis vermählt und heiratete dann als Witwe Washington. Sie war eine einfache Farmerstochter aus dem Staate Virginia, hat es aber verstanden, ihre Stellung als erste Frau des Landes mit großer Würde auszufüllen. Sie lebte mit ihrem Gatten in glücklichster Ehe und fand, trotzdem sie acht Jahre lang Präsidentin war, noch genügend Muße, um ihre beiden Kinder und Enkelkinder zu erziehen. Bei Martha Washington finden wir die viel beobachtete Thatsache, daß durch das eheliche Zusammenleben auch die Gesichtsähnlichkeit der Ehegatten eine außerordentlich große wird. Selbst die Stimme der Frau wurde im Laufe der Ehe der des Mannes außerordentlich ähnlich. Die erste Präsidentin, Mrs. Washington, hat sich in ihrer hervorragenden Stellung keineswegs glücklich gefühlt. Von 1789 bis 1797 war ihr Gatte Präsident, und sie hat diese acht Jahre geradezu als „verlorene“ in ihrem Leben bezeichnet. Alle die Ehrungen und Auszeichnungen, die mit der Präsidentenwürde verbunden waren, machten ihr keine

Freude. Es widersprach ihrem Begriff von der Einfachheit des Lebens, in einer gelben, von sechs Pferden gezogenen Kutsche in New-York herumzufahren oder sich auf Reisen mit dem Gatten militärische Ehrungen mit Kanonendonner und Militärparade erweisen zu lassen. Der erste Präsident, Washington, wohnte zuerst in New-York, dann erst erbaute man ein Haus in Washington. Er weigerte sich, dasselbe zu beziehen, da es ihm zu groß für seine bescheidenen Verhältnisse war und ihm die Kosten der Möblierung des Hauses zu hoch erschienen. Er bezog daher ein ganz einfaches Mietshaus und erst sein Nachfolger nahm Besitz vom Weißen Hause.



Louise Katharina Adams. (1825—1829.)

Die Verhältnisse im Haushalt des ersten Präsidenten waren wahrhaft patriarchalische und staunenswert einfache. Die Frau Präsidentin webte noch selbst die Stoffe für ihre Kleider und auch für die Staatsanzüge ihres Mannes. Bei der großen Feierlichkeit der Amtseinsetzung ihres Mannes z. B. trug Frau Washington ein selbst gefertigtes Kleid aus Baumwollstoff, welches mit Seidenborten besetzt war. Auch diese Borten hatte Frau Washington selbst gewebt, und zwar stammte das Material aus aufgezogenen Fäden von einem Paar braunseidenen Strümpfen und einem alten rotseidenen Stuhlüberzug.

Ebenso wie in der Kleidung war das Präsidentenpaar einfach im Essen und Trinken und in seiner ganzen Lebensführung, und, wie bereits erwähnt, dankte Frau Washington Gott, als sie sich nach Ablauf der zweiten vierjährigen Amtsperiode mit ihrem Gatten wieder in das Privatleben zurückziehen konnte.

Der zweite Präsident war Adams, der Staatssekretär Washingtons, der von 1797 bis 1801 das Amt inne hatte. Seine Frau Abigail Adams war eine Dame von Welt. Sie

hatte mit ihrem Gatten, welcher als Gesandter an europäischen Fürstenhöfen gewesen war, längeren Aufenthalt in Europa genommen und das Hofleben kennen gelernt. Sie war eine geistvolle Dame, die sich vortrefflich zu benehmen wußte, und höchst repräsentabel. Es herrschte nämlich damals am Hofe des amerikanischen Präsidenten, wenn man so sagen darf, ein Ceremoniell, welches dem der europäischen Fürstenhöfe nachgebildet war. Es ging bei feierlichen Gelegenheiten sehr steif zu, und die jung aufblühende amerikanische Republik umgab absichtlich ihren Präsidenten mit einem gewissen Nimbus und einer Unnahbarkeit, die den europäischen Fürstenhöfen nachgeahmt war. Im Weißen Hause selbst hat Mrs. Adams verhältnismäßig nur kurze Zeit gewohnt. Wohlgefühlt hat auch sie sich darin nicht, denn als sie mit ihrem Gatten das Weiße Haus bezog, war dieses noch nicht fertig, die meisten Zimmer waren unvollendet und der Präsident mit seiner Frau war ein echter „Trockenwohner". In den Briefen, die von Frau Abigail Adams zurückgeblieben sind, beklagt sie sich bitter über die enormen Kosten, die das Heizen der Zimmer verursachte. Die Heizung wurde damals nämlich noch nicht von Staatswegen geliefert.

Vom Jahre 1801 bis 1809, also acht Jahre lang, war Jefferson Präsident. Er war Witwer. Aber es fehlte trotzdem dem Weißen Hause die Repräsentantin nicht. Diese war Dorothea Madison, abgekürzt Dolly Madison genannt, von welcher das amerikanische Volk heute noch schwärmt. Sie war die Gattin des Staatssekretärs Madison, und Dolly Madison galt für eine außerordentlich schöne Frau. Unsere Leser mögen nach dem Bilde (S. 1851) selbst beurteilen, ob diese Ansicht ihrer Zeitgenossen richtig ist. Sie verstand es, sich vortrefflich zu kleiden, sie besaß Takt und Würde, und war dabei von einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Sie hat nicht weniger als sechzehn Jahre im Weißen Hause die Repräsentationspflichten geübt; denn von 1809 bis 1817 war ihr eigener Gatte Präsident und Nachfolger Jeffersons. Sie war über alle Maßen populär und bei allen Parteien beliebt, hat sich aber auch nicht nur in guten Tagen als würdige Repräsentantin gezeigt, sondern auch in bösen und schlimmen Tagen bewies sie sich als echte Heldin.

Im Jahre 1812 erklärte Madison, der Gatte der Präsidentin, gedrängt von der französischen Partei im Lande, den Engländern den Krieg. Die Engländer landeten in Amerika und das amerikanische Heer wurde wiederholt geschlagen. Am 24. August 1814 nahmen die Engländer sogar Washington ein und hausten hier wie Barbaren. Sie demolierten alle Staatsgebäude, auch das Weiße Haus, und der Präsident mit seiner Gattin und seinen ganzen Begleitern mußten fliehen. Der unglückliche Krieg wurde mit einem Friedensschlusse beendet, bei dem Amerika noch mit blauem Auge davonkam. Der Präsident mit seiner Gattin kehrten nach Washington zurück, und Dolly Madison übernahm sofort wieder, wenn auch in den bescheidensten Verhältnissen und in einer schlechten Mietswohnung, die Pflichten der Repräsentation. Sie gab unmittelbar nach ihrer Rückkehr unter den schwierigsten Verhältnissen ein Fest, bei dem sie, wie Zeitgenossen berichten, in ihrem roten, mit Hermelin besetzten Seidenkleide aussah wie eine Königin.



Mary Lincoln. (1861—1865.)

Man darf nicht vergessen, daß Washington damals ein erst erstehender Ort war, der künstlich als Bundescentrale für die Vereinigten Staaten geschaffen wurde. Noch heute hat Washington einen halb ländlichen Charakter nicht überwunden. Noch jetzt findet man in den Hauptstraßen der Stadt kleine ländliche Häuser inmitten ihrer Gärten. Zu der Zeit, da Dolly Madison die Herrin im Weißen Hause war, gab es in der Nähe der Präsidentenwohnung nicht einmal Straßenpflaster und

Trottoir. Bei Regenwetter waren die Straßen geradezu grundlos. In der Nachbarschaft des Weißen Hauses standen kleine ländliche Wohnungen oder elende Holzbaracken, und nachdem das Weiße Haus zerstört worden war, gehörte es nicht zu den Vergnüglichkeiten des Lebens, in einer elenden kleinen Mietswohnung zu repräsentieren.

Die Beliebtheit der Präsidentin war so groß, daß nach dem Tode ihres Gatten der Kongreß ihr 120000 Mark für ihre Manuskripte und Briefschaften zahlte. Dolly Madison bekam außerdem das Privileg, ihre Briefe postfrei zu befördern, und einen Sitz im Vorzimmer des Senats. Dolly Madison, die, wie bereits erwähnt, in Amerika heute noch nicht vergessen ist, wurde 82 Jahre alt.

Im Jahre 1817, gerade als die Amtsperiode Madisons zum zweiten Male beendet war, wurde das Weiße Haus wieder vollendet und es zog in dasselbe für acht Jahre Monroe ein. Das Mobiliar kam damals aus London und Paris und war meist, der damaligen Mode entsprechend, aus Mahagoni gefertigt. Auch Frau Monroe war eine sehr repräsentable Dame, zumal ihr Gatte lange Jahre vor Antritt seines Amtes Gesandter in Europa gewesen war. Sie verstand es aber nicht, sich beliebt zu machen. Sie gab auch nicht jene lustigen Feste, durch welche Dolly Madison ihre Zeitgenossen so entzückt hatte. Frau Monroe beschränkte sich auf eine kalte und förmliche Repräsentation.

Unsere Leser werden in den Tageszeitungen schon oft dem Worte Monroe-Doktrin begegnet sein, und wir möchten daher nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß dieses Wort auf den Präsidenten Monroe zurückzuführen ist. In der Jahresbotschaft des Präsidenten vom 2. Dezember 1823 war der Entschluß ausgesprochen, fortan keine Einmischung europäischer Mächte in die inneren Angelegenheiten der amerikanischen Staaten und keine Uebertragung europäischer Regierungssysteme auf Amerika zu dulden. Amerika den Amerikanern, das ist der Grundzug der Monroe-Doktrin.

Die Nachfolgerin Frau Monroes war für vier Jahre Luise Katharina Adams, die Frau des Präsidenten Quincy Adams. Dieser Quincy Adams war der Sohn des zweiten Präsidenten der Republik, John Adams, der von 1797 bis 1801

sein Amt innegehabt hatte. Auch diese Präsidentin hatte sich mit der Repräsentation im großen Stile in der Zeit bekannt gemacht, als ihr Gatte europäischer Gesandter war. Sie wird außerdem als eine außerordentlich liebenswürdige, geistreiche und witzige Frau gerühmt, die es verstand, sich während der vier Jahre ihres Aufenthaltes im Weißen Hause außerordentlich beliebt zu machen.

Von 1829 bis 1837 war Jackson Präsident. Seine Gattin war eine hübsche Frau mit energischen Gesichtszügen und einem Paar geistvollen Augen. Man sah ihrem Gesichte Ehrgeiz und einen gewissen Stolz an. Um so härter hat es wahrscheinlich diese Frau getroffen, daß sie nur wenige Tage Herrin im Weißen Hause sein konnte. Noch war ihr Gatte nicht feierlich in sein Amt eingesetzt, als Rachel Jackson starb. Das Kleid, das sie sich für die Einsetzungsfeierlichkeit beschafft hatte, wurde ihr Totenkleid und sie nahm es mit in den Sarg. Eine Nichte von ihr wurde Repräsentantin im Weißen Hause.



Julia Grant. (1869—1877.)

Es folgt nun Letitia Tyler, die nur ein Jahr lang die Repräsentationspflichten im Weißen Hause zu übernehmen im stande war. Sie war von außerordentlich schwächlicher Gesundheit, und die schwere Last, die auf ihr ruhte, untergrub diese Gesundheit derartig, daß sie sich entschließen mußte, ihre Tochter mit den Pflichten des Hauses zu betrauen. Diese Tochter, Letitia Semple, geb. Tyler, war Herrin im Weißen Hause bis zum Jahre 1844.

Es war bescheiden im Weißen Hause zugegangen, solange Mrs. Semple, die Tochter des Präsidenten, hier geherrscht hatte. Mit der Frau des Präsidenten Polk (1845 bis 1849) zog aber

nun die strenge Orthodoxie in das Weiße Haus ein. Frau Polk war Presbyterianerin strengster Observanz und sie machte das Weiße Haus zu einem Ort der Kasteiungen und der Langeweile. Es durfte im Weißen Hause nicht mehr getanzt werden. Es gab keinen Wein mehr bei Tisch. Es durften weder Billard noch Karten im Hause gespielt werden. Der Schatten, den die fanatisch-orthodoxe Sarah Polk durch ihre Anwesenheit in das Weiße Haus gebracht hatte, blieb dort noch lange nach ihrem Fortgange.



Lucretia Garfield. (1881.)

Unter dem Präsidenten Buchanan, der von 1857 bis 1861 die Amtsführung inne hatte, war die Nichte des Präsidenten, Harriet Lane, später verehelichte Johnston, Hausherrin im Weißen Hause. Harriet Lane war eine Schönheit und eine Dame mit einer Männerseele. Sie war eine leidenschaftliche Verehrerin des Sports, und höchstwahrscheinlich wäre sie heute, wo auch in Amerika der Sport so außerordentliche Fortschritte gemacht hat, die Ehrenpräsidentin aller Sportklubs. Sie war selbst eine ausgezeichnete Läuferin, die es im Wettlaufen mit jedem Manne aufnahm. Sie war außerordentlich kräftig uud stieß mit ihrer Vorliebe für Sport und Athletik überall an, da noch immer die presbyterianische Weltverachtung, welche Mrs. Polk ins Weiße Haus gebracht hatte, hier und in der amerikanischen Gesellschaft herrschte.

Im Jahre 1861 bezog Abraham Lincoln das Weiße Haus. Seine Frau Marie, geb. Todd, muß nach den Mitteilungen der Leute, die sie kannten, eine Xanthippe der allerböseften Art gewesen sein. Man behauptete, sie habe Lincoln

überhaupt nur mit der Absicht geheiratet, durch ihn als Herrin ins Weiße Haus zu kommen. Sie war herrschsüchtig, eigensinnig, jähzornig, taktlos, rücksichtslos und hochmütig und soll dem armen Präsidenten unsäglichen Aerger verursacht haben, den er mit der Duldung eines Heiligen trug. Man hat zur Ehre dieser sonderbaren, taktlosen Frau angenommen, daß sie geistig nicht ganz normal gewesen sei. Am 14. April 1865 wurde Lincoln im Theater erschossen; er fiel als erster Präsident Amerikas von Mörderhand.



Frances Cleveland. (1886—1889.)

Der Vizepräsident Johnson, ehemals ein einfacher Dorfschneidermeister, wurde nun Herr im Weißen Haus. Seine einfache und durch schwere Lebensschicksale gebrochene Gattin lebte nur noch sechs Monate als kranke Frau im Weißen Hause. An ihre Stelle trat ihre Tochter, eine Mrs. Patterson, eine lebenslustige, liebenswürdige Frau, die sich ihrer einfachen Abstammung nicht schämte, sondern offen erklärte:

„Wir sind ein einfaches Volk aus den Bergen in Tennessee und hier, um eine schwere Pflicht für den Staat zu erfüllen. Man muß von uns nicht zu viel erwarten. Was wir können, thun wir."

Der Haushalt wurde in aller Einfachheit geführt; aber alle Gäste, die in das Weiße Haus kamen, rühmten die Liebenswürdigkeit und den feinen Takt der Mrs. Patterson.

Acht Jahre lang, von 1869 bis 1877, waren General Grant mit seiner Gattin Julia, geb. Dent, Inhaber des Weißen Hauses. Frau Grant liebte nicht nur die Repräsentation, sondern auch ein gewisses ceremonielles Wesen. Sie veranlaßte

den Kongreß, das Haus vollständig neu zu möblieren, und der amerikanische Nationalstolz hielt darauf, daß nur amerikanische Produkte im Hause verwendet wurden. Auch alle zur Repräsentation notwendigen Gegenstände, wie Tischzeug, Tafelgeschirr usw., ließ Frau Grant neu anschaffen. Sie repräsentierte mit großer Würde, wenn es ihr auch nicht gelang, sich populär zu machen.

Das gerade Gegenteil war Frau Hayes, Lucie geb. Webb, die von dem Jahre 1877 bis 1881 im Weißen Hause wohnte. Mrs. Hayes war ein Mann-Weib, wenigstens in politischer Beziehung. Keine Präsidentin vorher und nachher hat auch die amtlichen Schritte ihres Gatten so beeinflußt wie Mrs. Hayes. Dabei war sie eine absolute Verächterin alles Repräsentierens und aller Aeußerlichkeiten; sie war auch eine Feindin aller Vergnügungen. Auch unter ihr durften weder Karten, noch Billard im Weißen Hause gespielt werden und auch den Wein verbannte sie, nicht aus Religiosität, wie Lästerzungen behaupteten, sondern aus Sparsamkeit und Geiz, und man brachte über sie das Scherzwort in Umlauf: Bei den großen Diners der Frau Präsidentin „flösse das Wasser in Strömen, wie Champagner“. Trotzdem soll Frau Hayes eine lustige und liebenswürdige Frau gewesen sein.

Mrs. Roosevelt. (1901—1902.)

Frau Garfield, die Nachfolgerin der Frau Hayes, war eine außerordentlich einfache Frau, die sich davor fürchtete, in große Gesellschaften zu gehen, und die mit großer Unlust die schweren Pflichten der Repräsentation auf sich nahm. Nur wenige Monate war es ihrem Gatten beschieden, die erste Stellung in der Republik zu bekleiden. Am 2. Juli 1881 wurde auf

Garfield das Attentat verübt, dem er am 19. September erlag. — Frau Cleveland, deren Gatte von 1885 bis 1889 Präsident war und die erst heiratete, als ihr Gatte schon Präsident geworden war, hat durch ihren persönlichen Liebreiz, ihre Jugend und ihre Schönheit sich eine Beliebtheit im amerikanischen Publikum geschaffen, wie sie seit den Zeiten der ehrwürdigen Dolly Madison nicht wieder einer Präsidentin beschieden gewesen war.

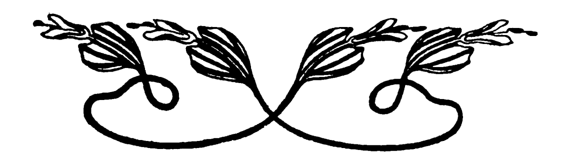
In den Jahren von 1889 bis 1893 war Harrison Präsident, dessen erste Frau starb, als er zwei Jahre im Amte war. Seine Tochter, Frau Mc Kee, übernahm dann die Hausfrauenpflichten.



Ida Mc Kinley. (1897—1901).

Von 1897 bis jetzt war Frau Mc Kinley, geb. Saxton, Präsidentin von Amerika. Sie lebte mit ihrem Manne in glücklichster Ehe, und das Paar schloß sich um so enger aneinander an, als es seine Kinder in jungen Jahren rasch hintereinander verloren hatte. Frau Mc Kinley ist schon als kranke Frau (sie soll ein chronisches Herzleiden haben) in das Weiße Haus eingezogen, hat aber hier mit Aufbietung aller Kräfte ihrem Manne bei der Repräsentation zur Seite gestanden. Der furchtbare Schicksalsschlag, der sie durch die Ermordung des Gatten getroffen, hat die bedauernswerte Frau völlig gebrochen.

Jetzt herrscht im Weißen Hause Frau Roosevelt, eine vortreffliche Dame, die mit ihrem Gatten eine Liebesheirat geschlossen hat und der man ebenso Energie, wie Takt, Repräsentationsfähigkeit und Verständnis für die einfachsten Hausfrauenpflichten nachrühmt, so daß zu erwarten steht, daß sie einst zu den populärsten Präsidentinnen der Vereinigten Staaten zählen wird.



Was sich der Wald erzählt.

Ein Märchen aus dem Liebesleben der Blumen.

Von L. Freiin von Dincklage.

(Nachdruck verboten.)

In einem einsamen Walde erblühte unter duftenden Blumen und schlanken Gräsern eine Tulpe. Noch hatte sich ihr Blütenkelch nicht ganz erschlossen. Harmlos freute sie sich ihres Daseins, trank Sonnenschein und linde Frühlingsluft und fühlte immer mehr erwachende Lebenslust in sich.

Bald begann sie auch Freundschaft zu schließen mit ihrer Umgebung. Da war besonders eine junge Eiche, die ihre schlanken Zweige emporstreckte, die wußte gar viel und strebte immer höher hinauf.

Manchmal des Abends, wenn die Sonne nicht mehr so heiß schien, unterhielt sie sich über gelehrte Sachen mit der ehrwürdigen Linde, die daneben stand, oder mit den anderen Bäumen. Da lauschte die Tulpe gar zu gern!

Wenn sie nun bewundernd mit ihrem purpurnen Blütenkelch zu der Eiche aufsah, dann richtete diese wohl ihr Wort auch an sie und erklärte und lehrte ihr auch solch schöne Dinge.

Mitunter kam auch Besuch zu der Linde, ein kleines, flinkes Eichhörnchen mit blanken, schwarzen Aeuglein. Das hüpfte behende in dem frischen Laube von einem Zweig zum andern, wollte auch etwas profitieren, konnte es aber nicht lassen, manchmal eine kleine, spitzige Bemerkung einzuschalten. Die Tulpe fand das eigentlich wenig achtungsvoll, aber doch sehr spaßhaft.

An einem sonnigen Morgen, ganz früh, als die Tulpe eben erst die Augen vom Schlummer geöffnet hatte, da ertönte es: „Summ, summ“ dicht neben ihr. Ein Bienlein kam herangeflogen.

Emsig Honig sammelnd, eilte es von Blume zu Blume. Auch von der Tulpe erbat es sich freundlich sein Teil, und dann summte es weiter, sein Tagewerk zu vollbringen.

Morgen für Morgen begrüßte es nun die Tulpe, und bald konnte sie sich gar keinen Tag mehr vorstellen ohne den Anblick und die Unterhaltung dieser drei Freunde.

Tage waren so vergangen. Da kam ein ganz neues Ereignis in das stille Leben der Tulpe.

Es war an einem mondhellen Abend. Leuchtend funkelten die Sterne am Himmel. Die Linde schlief schon und flüsterte nur manchmal im Traum, wenn der laue Abendwind leise ihre Blätter bewegte.

Träumend blickte die Tulpe vor sich hin.

Da sah sie in der silberglänzenden Luft etwas heranschweben. Lautlos glitt es näher, ließ sich auf ihrem purpurschimmernden Kelche nieder — ein Nachtfalter war es, mit samtweichen Schwingen und großen, träumerischen, dunklen Augen.

Die Tulpe hatte nie etwas Aehnliches gesehen.

Sie wagte kaum zu atmen und schwieg ganz still, blickte nur immer in die tiefen, rätselhaften Augen, die ihr entgegenstrahlten.

Auch der Falter verhielt sich regungslos. —

Nach einigen Augenblicken hob er die Schwingen. Ganz sachte wie ein Hauch streifte er noch über sie hin, dann war er im Dunkel der Nacht ihren Blicken entschwunden.

Es kam ihr vor wie ein holder Traum. Wachend und schlafend sah sie die wunderbare Erscheinung vor sich.

Der folgende Tag erschien ihr sehr lang. Zwar freute sie sich ebenso wie sonst an ihren Freunden, aber sie sehnte doch den Abend herbei in der stillen Hoffnung, daß das Erlebnis sich wiederholen würde.

Endlich war die Sonne rotglühend versunken, die Dämmerung senkte sich leise hernieder.

Immer lauter pochte der Tulpe das Herz. Erschreckt fuhr sie zusammen, wenn eine Fledermaus vorüberhuschte, redete sich immer vor, wie thöricht ihr Betragen sei und konnte es doch nicht lassen, alle Sinne anzuspannen und in das Dunkel hinauszuspähen.

Da — da war er wieder! Wieder nahte er, und die glänzenden Augen redeten eine beredte Sprache.

Zitternd vor Erregung und dunkel erglühend hielt die Tulpe den Blick aus, fühlte die sanfte Liebkosung der zarten Schwingen und sah trauernd die Erscheinung wieder entschwinden.

Von diesem Zeitpunkte an war das Wesen der Tulpe ganz verändert. Mit zusammengefalteten Blütenblättern stand sie des Tags über meist da, nahm ruhig die spöttischen Bemerkungen und Blicke des Eichhörnchens hin und harrte nur sehnsüchtig des Abends.

Dann lebte sie auf. Weit öffnete sich ihr schimmernder Blumenkelch, und trauernd verharrte sie, wenn ihre Hoffnung getäuscht, ihr Sehnen nicht gestillt wurde.

Eines Tages, als sie wieder so träumend vor sich hin blickte, begegnete sie dem Blick von ein Paar dunklen Augen, und sie wurde sich plötzlich bewußt, daß dieser Blick schon lange und oft auf ihr geruht hatte. Es war ein Goldkäfer, der vor ihr im Grase saß, jetzt aber seine Flügeldeckelchen hob und davon schwirrte.

Sie sah ihn nun sehr oft in ihrer Nähe, wo sie einmal darauf aufmerksam geworden war, und da sie freundlich eine Unterhaltung mit ihm anfing, wurde er zutraulich und kam näher. Manchmal war sein Blick so sonderbar! Sie konnte ihn sich gar nicht deuten, er verursachte ihr darum ein gewisses unbehagliches Gefühl. Sie unterhielt sich sonst ganz gern mit ihm, ebenso wie mit den beiden andern Freunden.

Einmal glaubte sie ihn auch des Abends vorbeischwirren zu hören, als der Falter bei ihr war. Doch achtete sie nicht weiter darauf.

Da, am folgenden Tage, geschah etwas, das sie gewiß nicht erwartet hatte.

Der Goldkäfer näherte sich ihr nämlich eines Morgens mit besonders feierlicher Miene und feurigen Blicken. Schon von weitem sah sie seinen goldenen Panzer im Sonnenschein blinken. Er ließ sich auf einem ihrer schlanken Blätter nieder und begann nach bedeutungsvollem Räuspern allerhand zu reden, was sie erst gar nicht verstand. Endlich wurde ihr klar, daß er von seiner innigen Liebe zu ihr redete. Er glaubte, daß sie ihn auch liebe, wollte es nur noch von ihr hören und sie dann bitten, ihn einen Blick thun zu lassen in das Innere ihres Blütenkelches, wie das ja Sitte sei.

Bei jeder Blume kann man nämlich in ihrer Blüte alles lesen, was sie denkt, wünscht und erlebt hat, und wenn sie ein Wesen liebt, so erschließt sie ihm wohl ihren Kelch und läßt es hineinschauen.

Die Tulpe errötete tief, als ihr das Verständnis seiner Worte aufging. Sie wußte in ihrer Verwirrung nicht, was sie sagen sollte, aber ihre Blumenblätter schloß sie fest zusammen.

Wenn sie es sich recht überlegte, war ihr der Goldkäfer eigentlich nicht mehr als ihre andern Bekannten. Aber er that ihr so leid, wie er sie so aufrichtig mit seinen braunen Augen ansah und so bestimmt die Bestätigung seines Wunsches erwartete.

Doch was half es? — gesagt mußte es sein. Sie mußte ihm diese Enttäuschung bereiten.

So teilte sie ihm ganz einfach mit, wie die Sache lag.

Er war sehr traurig, sagte aber nicht viel.

Nur noch eins fragte er:

„Hat schon jemand dein Inneres gesehen?"

Errötend nickte sie.

„Der Schmetterling," sagte er, „ich wußte es! — Darf ich noch um etwas bitten?"

Wieder nickte sie.

„Ich will dich von jetzt ab gar nicht mehr stören. Nur manchmal, wenn du allein bist, darf ich dann kommen und versuchen, ob du mich nicht doch lieb gewinnst?"

„Gewiß," erwiderte sie, „das darfst du gern."

„So lebe wohl!"

Und er schwirrte davon, gar nicht so fröhlich und goldfunkelnd wie sonst.

„Es ist doch im Grunde ein alter, guter Käfer!" seufzte sie halb erleichtert, halb wehmütig. „Er thut mir wirklich leid, aber Gefühle lassen sich nicht erzwingen, und ob die meinigen sich ändern? Ich glaube es nicht!"

Ein Paar dunkle, wunderbare Augen tauchten vor ihrem Geiste auf und ein stilles, seliges Lächeln zog über ihre Züge.

Mehrere Tage hatte sich der Goldkäfer in hoffnungsloser Verzweiflung fern von ihr gehalten. Doch dann litt es ihn nicht länger, gewaltsam fühlte er sich nach dem stillen Orte hingezogen, wo sein unerreichbares Glück weilte.

Doch treulich hielt er Wort. Nur selten surrte er herbei und erschien dann wirklich wie goldumpanzert. So wich bald das peinliche Gefühl, das sie anfangs in seiner Gegenwart beschlich.

Freudig genoß sie wieder das Schöne, das ihr das Leben bot, lauschte tagsüber träumend dem Rauschen der Eiche und erbebte in sternenklaren Mondnächten in heißer, hingebender Liebe.

Wieder einmal war er auf dem Wege zu ihr. Die vergangene Nacht war unheimlich gewesen. Sturm und Hagel hatten Blätter und Zweige von den Bäumen gerissen.

Noch immer war die Luft unruhig. Es schien ihm, als

schlügen die Zweige der Eiche mit seltsam dumpfen, ächzenden Lauten aneinander.

Sein suchender Blick eilte voraus nach der gewohnten Stelle — kein leuchtender Kelch strahlte ihm entgegen.

Mit hastigem Flügelschlag kam er heran und — fiel schwer zur Erde nieder.

Dort lag „sein Glück", die Tulpe, am Boden, grausam vom Sturm geknickt in der Blüte der Jugend. Wie ein Leichentuch lag ein verwehtes Eichenblatt darüber hin.

Doch selbst im Tode gehörte sie ihm nicht an.

Halb von ihren Purpurblättern umschlossen ruhte in düsterer, starrer Schönheit der Falter mit gebrochenen Schwingen.

Langsam und schwerfällig, mit unsicherem Flügelschlag, verschwand der Käfer zwischen den Büschen.

Einsam rauschten die Bäume ihr Klagelied über dem stillen Grabe reiner Liebe.



Die Musik der armen Leute.

Der Herr Musikprofessor spricht:
„Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
Sie sind eine Plage und ein Skandal!“
Nein, lieber Professor, nun hören Sie mal:



Ein enger Hof — kein Sonnenschein
Fällt dort das ganze Jahr hinein.
Da herrscht ein seltsam muffiger Duft,
Nach Armut riecht's und Kellerluft,
Da blüht keine Blume, da grünt kein Laub,
Die Kinder spielen in Müll und Staub.

Nun kommt ein Leiermann hervor
Und schleppt seinen Kasten durchs offene Thor.
Den Schunkelwalzer spielt er auf,
Da rennt es herbei in schnellem Lauf,
Da krabbeln aus ihren Höhlen heraus
Die Kinder in dem ganzen Haus,
Und über die blassen, ernsten Gesichter
Fliegt es dahin wie Sonnenlichter,
Sie tanzen und wiegen sich hin und her
Beim Schunkelwalzer — was will man mehr?
In der Kellerthür steht ein schlumpiges Weib,
Ihr hängen die Kleider um den Leib,
Den Säugling hält sie in dem Arm,
In ein Wollentuch gewickelt warm.
Sie läßt ihn tanzen, und wie er sich regt
Und mit den magern Aermchen schlägt,
Ist über die vergrämten Wangen
Ein Strahl von Mutterfreude gegangen.
Das Mädchen für Alles im ersten Stock,
Es faßt mit den Fingerspitzen den Rock
Und trällert den Text und dreht sich und lacht:
An den blauen Dragoner hat sie gedacht;
Des Sonntags nach vollbrachtem Werk
Im „Schwarzen Adler" zu Schöneberg —
Er war so unbeschreiblich flott
Und tanzte den Walzer wie ein Gott.
Der Leiermann hat die Blicke erhoben
Und wartet auf den Segen von oben.
Dann kommt — das hört ein Jeder gern:
„Einst spielt ich mit Scepter, mit Krone und Stern."
Der arme Schreiber in seiner Kammer
Vergißt eine Weile den täglichen Jammer.
Er läßt die kritzelnde Feder stehn
Und seinen Blick zu den Wolken gehn,
Die über die Dächer dahingezogen.
So hoch sind seine Träume geflogen
Von Ruhm und Glück und Sonnenschein:
„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Der Leiermann dreht seine Kurbel um,
Seine Blicke wandern rings herum.

Ein anderes Stück nun stellt er ein:
„Ich bitt' euch lieben Vögelein!"
Die Nähterin läßt die Maschine stehn,
Und ihre Traumgedanken gehn
Zum letzten Roman, den sie gelesen.
Wie edel ist doch der Graf gewesen,
Daß er das arme Mädchen nahm,
Obgleich es doch fast zur Enterbung kam.

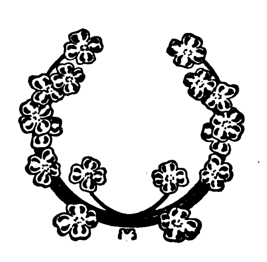


Dann seufzt sie. Ach, sie weiß, wie es geht:
Die edlen Grafen sind dünn gesät!
Doch wenn auch kein Graf. Wenn einer nur käme,
Den sie möchte und der sie nähme.
Draußen schießen die Schwalben vorbei,
Sie blickt ihnen nach und summt dabei:
„Ich bitt' euch lieben Vögelein,
Will keins von euch mein Bote sein?"

Der Leiermann aber schaut sich stumm
Von einem Fenster zum andern um,
Zieht sein Register und spielt mit Schall:
„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!"

In seiner Werkstatt der Schuster nun
Läßt eine Weile den Hammer ruhn.
Er war bei Wörth und bei Sedan
Und vor Paris und Orleans,
Und wie er denkt an jene Zeit,
Wird sein Soldatenherz ihm weit!
Er klopft mit kampfgewohnter Hand —
Mit Gott für König und Vaterland —
Gar mächtig auf das Leder ein:
„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"
Der Leiermann aber blickt und späht,
Damit sein Lohn ihm nicht entgeht.
Und sieh, der Segen bleibt nicht fern,
Denn Armut giebt der Armut gern.
Bald hier, bald dort mit leisem Klapp,
In Papier gewickelt, fällt es herab.
Und ob auch der Herr Professor schreit —
Hier fühlt man nichts als Dankbarkeit,
Denn ein wenig Licht in's graue Heute
Bringt die Musik der armen Leute.

Aus: Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. XI. Band. Neues Glockenspiel.





Die Gespensterhand.

Novelle von **Selma Lagerlöf.**

Gerade als die Kirchturmuhr eins schlug, läutete jemand an der Nachtglocke des Arztes. Das erste Klingeln hatte keinen Erfolg. Als es sich aber mehrere Male wiederholte, verließ die alte Sophie ihr Bett, um nachzusehen, was es wieder gäbe. Nachdem sie draußen eine ganze Weile unterhandelt hatte, entschloß sie sich endlich, den Arzt zu wecken. Leise trat sie an sein Schlafzimmer und klopfte.

„Sie müssen aufstehn, Herr Doktor. Es ist draußen ein Bote von Ihrer Braut."

„Ist sie krank?" erklang eine Stimme von innen.

„Sie wissen zu Hause nicht, was ihr fehlt. Sie meinen aber, daß sie etwas gesehen hat."

„Gut — sage, daß ich sofort komme."

Der Arzt fragte nicht mehr. Er wollte auch kein weiteres Dienstbotengerede über seine Braut hören.

‚Eigentümlich ist und bleibt dieser Aberglaube,' dachte er, während er sich ankleidete. ‚Das Haus liegt doch mitten in der Stadt, ohne die geringste Romantik. Ein ganz gewöhnliches, alltägliches Haus, ebenso, wie alle anderen in der lebhaften Geschäftsgegend. Und trotz allen Verkehrs hält sich der Spuk dort. Läge es noch in einer düsteren Gasse und ein Stückchen von der Stadt entfernt in einem dicht bewachsenen, ungepflegten

Garten, in dem unheimliche alte Bäume in stürmischen Winternächten mit ihren Zweigen gegen die Fensterläden schlagen. Aber so wie es da liegt, an der breiten Straße, die nach dem Hafen und dem freien, offenen Meer hinabführt! Und mit der Kirche und der Sparkasse und der Kaserne und der großen geräuschvollen Fabrik in der Nähe! Sollte man nicht meinen, daß die große Fabrik mit ihrem ewigen Lärm und den mächtigen glühenden Dampfkesseln jeden Spuk vertreiben müsse? Aber wie im Gegenteil!'

Gewissermaßen verdiente dieser Spuk Bewunderung. Es lag Energie darin, unglaubliche Energie und die Fähigkeit, sich in dem Volksbewußtsein festzusetzen. Man behauptete allerdings, daß er sich in den letzten zwanzig Jahren, seitdem Fräulein Burmanns dort wohnten, nicht gezeigt habe. Und doch war das Gespenst nicht vergessen. Denn schon der Umstand, daß Ellen plötzlich erkrankt war, brachte die Leute zu dem Glauben, daß sie etwas gesehen habe.

Daß sie sich über etwas erschrocken hatte, war ja nicht so unmöglich. Durch ihr ständiges Zusammenleben mit den beiden nervösen alten Tanten war sie hierzu wie prädestiniert. Und daß im Hause ein Gespenst war, hatte sie immer gewußt und geglaubt. Vielleicht hatte sie schon seit ihrer frühesten Kindheit ihre Phantasie mit allen diesem erregt. Und auch später hatte sie es nicht vergessen. Denn das erste Mal, als er seinen Krankenbesuch bei den Tanten machte, hatte sie gleichsam triumphierend zu ihm gesagt: „Hier ist das Gespensterzimmer!" in einem Tone, als zeige sie ihm einen Familienschmuck.

„In diesem Zimmer darf man keine Karten spielen, Herr Doktor!"

„Nun, warum nicht?"

„Wenn einer der Spielenden ein falsches Spiel treibt, kommt die Gespensterhand und legt sich neben die seine auf den Spieltisch."

„Was für eine Gespensterhand?"

„Eine alte, häßliche Hand mit schweren Diamantringen auf den gekrümmten Fingern und mit echten Spitzen an dem Handgelenk."

„Nun, und dann?"

„Man sieht nichts weiter, als die Hand."

„Woher kommt sie aber?"

„Das weiß niemand, aber sie hat sich immer hier gezeigt."

Sie hatte es sehr dreist erzählt. Wer konnte aber wissen, vielleicht glaubte sie doch an den Spuk.

„So kommt die Hand, Herr Doktor, langsam gleitet sie an der Tischkante entlang neben den Spieler. Huh, und dann zeigt sie auf eine der Karten mit einem großen, krummen Finger. Er hat einen Nagel, wie eine Kralle, gebogen und spitz."

Nun, trotzdem konnte sie unmöglich daran glauben. Sonst hätte sie sich doch das Spukzimmer nicht zu ihrem Schlafzimmer ausgewählt.

Der Doktor eilte an der großen Fabrik entlang, in der die ganze Nacht über gearbeitet wurde. Einmal sollte das mächtige, verräucherte Gebäude ihm doch Freude machen. Es war gut, daß sie nicht auf dem Lande in träumerischer Einsamkeit aufgewachsen war. Dann hätte der Aberglaube in ihr vielleicht zu tiefe Wurzeln geschlagen. Da sie aber hier mitten in dieser faktischen, lärmenden Wirklichkeit lebte ....

Er bog um die Ecke, wo der Wind ihm ebenso kräftig und wirksam, wie gewöhnlich, entgegenheulte und schritt die hohe steinerne Treppe zum Hause empor.

Gott behüte, er wäre selbst beinahe bange geworden. Oben auf der Treppe stand eine hohe, in einen schwarzen Shawl eingehüllte Gestalt. Tante Amalie war selbst erschienen, um ihm die Treppe hinaufzuleuchten.

„Wie befindet Ellen sich?" fragte er.

„Das ist nett von dir, daß du so schnell kommst," sagte die Tante. „Ich weiß nicht, was ihr fehlt. Du mußt selbst hinauf gehen und nachsehen."

So alt sie war, lief sie fast die Treppe hinauf. Was mochte sie nur veranlassen, daß sie ihm in der Kälte bis an die Treppe entgegenkam? Und wie unruhig sie war! Erst jetzt überlegte der Doktor, daß doch vielleicht Gefahr vorhanden war.

Es wäre doch wirklich verdrießlich, wenn dem jungen Mädchen da oben, das er unter vielen anderen ausgewählt hatte, etwas zugestoßen wäre. In seinem ganzen Leben hatte

er noch keine einzige getroffen, die ihm besser zugesagt hatte. Ganz nach seinem Geschmack und ohne weitere Verwandtschaft, als die beiden alten Tanten, dabei natürlich streng erzogen, häuslich, verträglich und anspruchslos.

Als sie im Entree standen, wandte sich die Tante wieder an ihn.

„Wir wachten mitten in der Nacht dadurch auf, daß sie so fürchterlich schrie, und wir sind seitdem nicht im stande gewesen, sie zur Ruhe zu bringen. Wir wußten uns nicht anders zu helfen, und deshalb sandten wir zu dir."

Sie öffnete die Thür zu Ellens Zimmer, blickte hinein und meldete, daß er da sei. Kurz darauf trat er ein.

Drinnen war es so hell, daß er im ersten Augenblick kaum etwas sehen konnte. Sie hatten wohl alles, was sie an Lampen und Lichtern im Hause hatten, herbeigeschleppt. Der Raum nahm sich übrigens nicht schlecht aus mit den hohen Wandspiegeln zwischen den Fenstern und den weißen, altertümlichen Möbeln, die Ellen selbst gesammelt hatte. In dieser Beleuchtung sah man schnell, daß hier in der Glanzperiode des Hauses der Festsaal gewesen war.

Hier war es also, wo sie in früheren Zeiten an den Spieltischen gesessen hatten. Großer Pomp hatte geherrscht, denn hier hatten vornehme Leute gewohnt — und gerade als die Freude ihren Höhepunkt erreichte, als junge Kavaliere hinter den Stühlen ihrer Damen standen und ihnen den Hof machten, und die Diener umhergingen und auf silbernen Tellern Mandelmilch herumreichten, gerade da hatte die Gespensterhand sich gezeigt. Da mußte eine gewaltige Unruhe und ein furchtbarer Schrecken entstanden sein! Die Damen mußten laut geschrieen haben, alte, würdige Perückenstöcke mußten von den Stühlen aufgefahren sein und die Sprache verloren haben, während die silbernen Teller aus den Händen der Diener glitten und zur Erde fielen. Das Entsetzen über das Uebernatürliche hatte sich in allen Gesichtern abgemalt. Sie hatten geschrieen und schienen von Sinnen zu sein. Man brauchte nur die junge Braut anzusehen und malte sich aus, wie sie ausgesehen hatten.

Sie saß mitten im Zimmer in einem großen Lehnstuhl, vollständig aufgerichtet, blickte sich leichenblaß mit seltsam flackernden Augen um und zitterte wie Espenlaub.

Sie achtete nicht auf die Eintretenden. Sie hatte ihren Blick jetzt auf den Schatten des Schrankes gerichtet, der sich bis zur Ofenecke erstreckte. Ohne Frage hatte sie den Schatten irgendwie in Verdacht. Sie zog das Kleid an sich, als sei sie zu flüchten bereit, sobald sich der Schatten verdichten und sich etwas, vielleicht eine große Hand mit Fingern, wie Krallen zeigen würde. Als der Arzt nun aber eine Lampe so stellte, daß sie die Ecke beleuchtete, sank sie wie beruhigt in den Stuhl zurück.

Jetzt kam Tante Bertha und erstattete denselben Bericht, wie Tante Amalie.

„Wir wurden durch ihr Schreien geweckt. Es klang unheimlich, wie geistesabwesend, und so ist es auch ferner geblieben. Sie verlangt nach Licht, will immer mehr Licht haben. Was hältst du davon?“

„Schreck, nichts anderes, als Schreck,“ flüsterte der Arzt.

Jetzt starrte sie auf ein Rouleaux, als wollte sie es durchdringen.

Er suchte im Zimmer umher. Es war ja möglich, daß er herausfand, was sie in solche Aufregung versetzt hatte. Auf dem Schreibtische lag ein Briefbogen. Sie hatte zu schreiben angefangen, die Feder war aber ihrer Hand entfallen und auf dem Papier entlang gerollt. Sein Brief, den er ihr am Abend gesandt hatte, in dem er anfragte, ob sie und die Tanten am nächsten Tage mit ihm ausgehen wollten, lag neben dem Briefbogen.

Es war klar, daß sie sich an den Schreibtisch gesetzt hatte, um sein Schreiben zu beantworten. Sie hatte begonnen: „Mein gelieb ...“ Da war sie plötzlich erschreckt worden, und die Feder war ihr aus der Hand gefallen.

Der Doktor fühlte, wie der Blick der Tanten ihm folgte. Sie wunderten sich sicher darüber, daß er noch nicht zu Ellen gesprochen hatte, und verstanden nicht, daß es das Richtigste war, wenn er sich selbst erst über die Ursache ihres Schrecks schlüssig wurde. Er glaubte natürlich nicht an die Gespensterhand. Das war völlig klar.

Die Aermste! Voller Schreck, wie sie selbst war, so war auch ihre Umgebung von Entsetzen erfüllt. Niemand zweifelte

im Geheimen daran, daß sie etwas gesehen hatte. Das erste, was geschehen mußte, war, die anderen aus dem Zimmer zu entfernen, Tante Amalie sowohl, wie Tante Bertha und die Zofe, damit sie die Angst in ihr nicht fördern sollten.

„Ich bin davon überzeugt, daß sie mir alles erzählen wird, sobald wir erst unter vier Augen sind," sagte er und veranlaßte die drei, das Zimmer zu verlassen.

Er zog einen Stuhl herbei und setzte sich an ihre Seite.

Merkwürdig, wie viel Gesichter ein Mensch haben kann! Er würde Ellen jetzt kaum wieder erkannt haben. Ruhe, ausgeprägte Ruhe charakterisierte sonst ihr Aeußeres. Er war über ihre gleichmäßige Ruhe entzückt gewesen. Sie blickte kaum von ihrer Stickerei auf, wenn sie mit einander scherzten. Und so war es einmal wie eine Offenbarung über ihn gekommen. Er hatte sie vor Augen gehabt, wie er eines Abends sein eigenes Heim betrat. Dort hatte er eine leicht gebeugte Gestalt im Lampenlicht am Arbeitstisch sitzen sehen. Er hatte deutlich den feinen Nacken und die kleinen Hände vor sich gehabt. Und daraufhin hatte er um sie angehalten.

Und jetzt? Nur bleiches Entsetzen und wilde Erregtheit. Gerade das, was er nicht wünschte. „Eine hysterische Frau! Gott behüte und bewahre mich!"

Jedenfalls mußte jetzt etwas geschehen. Er durfte keine Rücksicht darauf nehmen, daß sie ihm in diesem Zustande fast widerwärtig erschien. In diesem Augenblick war sie für ihn Patientin, und nicht seine zukünftige Gattin.

„Sage mir, Ellen, was fehlt dir?"

Sie antwortete nicht.

„Du bist mir Auskunft schuldig," sagte er streng.

Sie richtete ihre Augen auf ihn. Es war, als wenn ein Hoffnungsschimmer in ihnen aufleuchtete.

„Du wirst Ruhe finden, sobald du dich aussprichst."

Da ging etwas Eigenartiges mit ihren hübschen, hellen Augen vor. Sie hatten fortwährend auf ihrem Verlobten geruht, und zwar mit einem Glanz, so ruhig, wie der der Sonne. Sie waren jetzt vielleicht noch strahlender. Sie hatten aber einen eigenartigen Glanz, der ihm garnicht gefiel.

Sie kämpfte gewaltig mit sich selbst. Ihre Zähne klapperten und sie stopfte ein Taschentuch dazwischen, damit er es nicht hörte.

Endlich drangen einige Worte an sein Ohr. Sie schlug die Hände aneinander und lachte laut.

„Ich muß es ihm sagen. Ich muß, ich muß. Sonst kommt es wieder. Ja, es kommt wieder.“

Dann begann sie zu erzählen und ihm wurde dabei so wunderbar traurig zu Mut.

Sie bekannte plötzlich, daß sie ihn nicht lieb habe. Sie hätte den Wunsch gehabt, sich mit ihm zu verheiraten, aber einzig und allein, um von den Tanten fortzukommen.

Wenn es nicht ihn selbst betroffen hätte, hätte er darüber lachen können, wie dieses Kind sich nach einem Manne gesehnt hatte. Der Erste, der Beste, nur um fort zu kommen. Die Schuld daran trugen die Tanten. Sie waren ja immer gut zu ihr gewesen, und doch hatten sie sie unbewußt gepeinigt.

Sie blickte ihn mit verwilderten Augen und fast bittend an, daß er sie verstehen, mit ihr fühlen sollte. Er wußte ja, wie die Tanten waren. Er war doch so viele Jahre ihr Arzt gewesen. Sie waren so schwierig, so erfüllt von fixen Ideen und Vorstellungen. Tante Amalie fürchtete sich immer vor dem Feuer, Tante Bertha glaubte beständig, daß sie auf der Straße überfahren würde. Er wußte, wie sie waren. Und wenn sie, Ellen, bei ihnen bliebe, würde sie mit der Zeit ebenso werden. Das wußte sie.

Sie wollte aber ein vernünftiges Menschenkind werden. Und sie hatte die Tanten gebeten, sie fortzulassen. Das hatten sie natürlich nicht zugeben wollen. Daher könnte er es wohl begreifen, daß es für sie nur einen Weg, und zwar das Heiraten, gab.

Der Doktor konnte die Frage nicht lassen, ob sie denn gar nicht gefürchtet hätte, daß das eheliche Zusammenleben mit einem Manne, den sie nicht liebte, viel trauriger werden könnte, als ihr jetziges Dasein.

„Ach nein, schlimmer könnte es nicht werden. Ein Mann sei doch wenigstens hin und wieder vom Hause fort. Die Tanten gingen aber nie aus.“

„Da sie nun einmal so offenherzig sei — ob sich denn in ihr nie etwas wie Liebe zu ihm geregt habe?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und weshalb? War ich zu häßlich?"

„Nein!"

„War ich langweilig?"

Sie machte eine abweisende Handbewegung.

„Welche Fehler entdecktest du denn bei mir?"

„Du warst so kalt."

„So, so — ich war zu kalt!"

Der Arzt ging im Zimmer auf und nieder. Es war im höchsten Grade peinlich, daß ein Kind, wie sie, sich so etwas einbildete. Sie hatte sich von ihm küssen lassen, ohne auch nur einen Schatten von Liebe für ihn zu spüren. Und dabei hatte sie ihre Rolle noch gar nicht einmal schlecht gespielt. Er war also so unsympathisch, daß ein junges Mädchen nicht einmal darauf verfallen konnte, sich in ihn zu verlieben.

Aber sie hatte natürlich ein elendes Leben bei den alten Tanten geführt. Daher war es verständlich, daß sie heiraten wollte. Die Ehe war für sie eine Art Lebensrettung. Das gestand sie ohne Schonung. Es fiel ihr auch gar nicht ein, daß sie ihn durch ihr Geständnis kränken konnte. Sie mußte wohl annehmen, daß er gepanzert, stahlhart sei.

Ihre Stimme erhob sich plötzlich zu einem Schrei.

„Du weißt ja, daß sich jedem, der in diesem Zimmer ein falsches Spiel treibt, die Hand zeigt. Ich habe sie gesehen. Ich saß dort, dort."

Und sie drehte sich schnell nach dem Schreibtisch um.

„Dort sah ich sie."

„Glaubst du nicht, daß ich sie sah?" fuhr sie fort und richtete ihre Augen auf ihn, als wolle sie die Wahrheit heraus haben.

„Laß mich hören, wie es war," sagte er beruhigend.

„Nun, so höre. Du schriebst mir doch gestern abend, und ich wollte dir antworten, bevor ich mich schlafen legte. Aber als ich mich an den Schreibtisch setzte, wurde ich unruhig und saß lange und dachte nach. Denn ich wußte nicht, wie ich die Ueberschrift machen sollte. Ich hätte ja schreiben müssen: „Mein

Geliebter," es schien mir dies aber nicht richtig. Es war das erste Mal, daß ich dir schrieb. Es schien mir entsetzlich, etwas Unwahres zu schreiben — zuletzt meinte ich aber, daß ich nichts anderes schreiben könnte."

„Ist denn ein so großer Unterschied zwischen dem, was man schreibt, und dem, was man sagt?"

„Du hattest mich nie danach gefragt, ob ich dich liebte — nur, ob ich deine Frau werden wollte — —"

„Ah, jetzt verstehe ich."

„Aber dann, in demselben Augenblick, als ich das Wort zu schreiben begann, war die Hand da. Sie kam an der Tischkante entlang geglitten, und ich glaube, ich saß einige Sekunden da und starrte sie an, bis ich verstand, was es war. Ich schrie nicht gleich. Es war, als verstehe ich nicht, daß es etwas Uebernatürliches war. Dann legte sie sich aber auf das Papier und zeigte mit den krummen Fingern auf jenes Wort. Ich glaube, das Gespenst war froh, es war mir, als zittere die Hand vor Freude, als wolle sie die Buchstaben an sich reißen. Es war Falschspiel — und sie wollte mitmachen. Spinnenartig kriechend zog es durch die gelben Finger, gerade als habe es Eile. So lange hatte das Gespenst keine Veranlassung gehabt, hervorzutreten. Jetzt hastete es. Mit den feuchten, mageren Fingern schnappte es förmlich nach der Feder. Es war ja falsches Spiel, und es wollte mitmachen. Ich schrie laut auf, als wenn es ein Wurm sei, und es verschwand. Ich weiß aber nicht, ob es trotzdem nicht hier ist. Mir will es scheinen, als fühle ich, daß es sich noch hier im Zimmer bewegt. Und kommt es wieder, dann ist es mein Tod. Ich war schon kurz vor dem Sterben."

„Nein, es wird nie wiederkommen," sagte er tröstend.

„Ich weiß, daß ich eins thun muß," sagte sie, „ich muß es thun, damit es nicht wieder kommt. Es ist aber entsetzlich schwer."

Sie zog den Verlobungsring vom Finger, steckte ihre kalte, zitternde Hand in die des Doktors und legte den Ring hinein. Dann weinte sie im Bitterkeitsgefühl der Entsagung.

Der Doktor sagte nichts. Er ließ den Ring zwischen seinen beiden Händen hin- und herrollen.

Nach seiner Ansicht war es leichter, mit der Gespensterhand, als mit der anderen Hand fertig zu werden. Erstere hatte gewissermaßen für ihn Partei genommen, ihm Rache verschafft. Er fühlte für sie Sympathie.

Es ist ein eigen Ding um das Gewissen. Es erwacht auf die eine oder andere Weise. Der Mensch mag sich noch so viel Mühe geben, ihm aus dem Wege zu gehen. So hatte seine kleine Braut sich alles so hübsch zurecht gelegt, um ein gutes Heim zu erreichen. Sie brauchte nur etwas zu heucheln, und das Glück der ganzen Welt gehörte ihr. Und so gräbt das Gewissen ganz still seine Mine tief in die Seele hinein und sprengt schließlich alle Klugheit und Berechnung auseinander.

Sie hatte sicher geglaubt, daß es ihr glücken werde, das ganze Leben hindurch zu lügen. Sie hatte wohl gesehen, daß es andern geglückt war. Vielleicht hatte sie aber eine feinere Natur gehabt. Es liegt immer ein Hindernis darin, wenn man einer verfeinerten Rasse von Gewissensmenschen angehört. Wenn man sie am wenigsten erwartet, kommt die Gewissenshallucination.

Natürlich faßt sie die Gestalt, die am nächsten bei der Hand ist. Es war ja einleuchtend, daß das Gewissen in diesem Zimmer eine Gespensterhand werden würde.

Er saß immer noch da und spielte mit dem Ring und ließ ihn von Finger zu Finger gleiten. Er fühlte etwas anderes, als Aerger darüber, daß er sie nicht hatte gewinnen können. Er war fast betrübt. Sie fing jetzt gewiß an, an ihn zu denken, meinte, daß sie ihm gegenüber unrecht gehandelt hatte, denn sie bückte sich nieder und küßte seine Hand.

„Verzeih mir," sagte sie.

Es war merkwürdig, wie milde sie war. Nachdem sie sich darüber klar geworden war, daß sie unrecht gehandelt hatte, wußte sie nicht, was sie thun sollte, um es wieder gut zu machen. Es war ja kein Grund da, um sie länger zu peinigen. Er brauchte sich ja nur auszusprechen, zu sagen, daß er nicht viel besser, als sie gewesen war. Zugeständnisse von beiden Seiten. Die eine hatte ein Heim gesucht, der andere eine Haushälterin. Es würde sie beruhigen, wenn sie dies hörte.

Er wollte es ihr sagen, daß es keine so bittere Enttäuschung für ihn war. Er war gar nicht so verliebt in sie gewesen.

Sicherlich, er hatte ja keine Veranlassung, die Pein länger zu machen. Das Beste war, zum Schlusse zu kommen. Dann hatten sie beide Ruhe und würden morgen als unverlobt wieder aufwachen.

Als er aufstand, um zu gehen, hatte er Thränen in den Augen. Es schmerzte ihn doch, sie zu verlieren. Und das sagte er ihr auch.

Er begann, unzusammenhängend darüber zu ihr zu sprechen, daß sie ein Gewissensmensch sei, daß sie der feineren Rasse der Nervenmenschen angehöre, die man in letzter Zeit häufiger träfe. Gerade aus diesem Grunde schätze er sie. Gerade wegen des soeben Erlebten würde es ihm schwer, sie aufzugeben.

Sie war frei, ja natürlich; wenn sie aber doch einst könnte und wollte. —

Er blickte sie erstaunt an. Peinigte sie dieses nicht? Nein, erst jetzt verschwand das Steife in ihren Gesichtszügen, und die Augen wurden ruhig. Sie saß mit halboffenem Munde da und lauschte und es schien, als wolle sie mehr, immer mehr hören. — —

Er sprach davon, wie er das Leben für sie ordnen wollte, sprach davon, wie er sich nach ihr gesehnt hatte. Er sprach hierüber ganz anders, als er es vor einer halben Stunde gethan hätte. Er sagte es aber auch in einer ganz anderen Weise, nun er sie verlieren sollte. Er sprach weit besser, als er es sich selbst je zugetraut hätte. Das Zusammenleben mit einem milden und liebevollen Weibe, ja gerade das Zusammenleben mit ihr, zeigte sich plötzlich vor ihm in strahlender Beleuchtung, und er sagte es ihr.

Als er auf sie zuschritt und ihr die Hand zum Abschied reichte, traten ihm noch einmal Thränen in die Augen. Sie war gerade jetzt so hübsch, die Farbe rötete wieder ihre Wangen, sie war wie eine soeben erblühte Knospe. Sie blickte so glücklich drein, wie jemand, der glücklich einer Todesgefahr entgangen ist.

Der Doktor stand, ihre Hand in der seinen haltend, und zog seine Schlüsse so schnell, wie nie zuvor.

Sie verstand sich natürlich nicht selbst, keineswegs. Er holte tief Atem. Alle Niedergeschlagenheit war fort. Ein jubelndes Siegesgefühl durchdrang ihn. Nur mit einer einzigen Anstrengung hatte er sich ihre Liebe erredet. Und sie hatte sich ja nur nach dem Zugeständnis seiner Liebe gesehnt.

Er nahm den Verlobungsring und setzte ihn ruhig auf ihren Ringfinger zurück.

„Keine Dummheiten,“ sagte er, als sie die Hand zurückziehen wollte.

„Aber,“ sagte sie, „ich weiß nicht, ich darf nicht —“

„Ich darf,“ sagte der Arzt. „Ich bin noch nie dem Glück aus dem Wege gegangen.“

Er ging in den Flur hinaus, holte seinen Paletot und trat wieder ein.

„Aermste,“ sagte er, „jetzt bist du gezwungen, mich zu lieben. Sonst kommt die Hand und nimmt meine Partei.“





Auferstehung.

Erzählung von H. Oehmke.

(Nachdruck verboten.)

„Luftwechsel, Ruhe, Müßiggang“ — lautete der kategorische Ausspruch des Arztes, als die rebellischen Nerven wieder einmal nicht parieren wollten. So schwer es mir wurde, meine Arbeiten zu verlassen, ich mußte meine Koffer packen.

Wenige Tage darauf wandelte ich, umkost von Veilchen- und Orangendüften, an den Gestaden des Mittelmeeres.

Dem ärztlichen Geheiß gehorchend, kümmerte ich mich wenig um die fünf Weltteile, die ihre Vertreter hierher gesandt und suchte den Vereinigungspunkt der „Gesellschaft“ nur auf, um in eine Zeitung zu blicken oder ein Stück von dem vortrefflichen Nachmittagskonzert anzuhören und dabei meinen Mokka unter einem schattenspendenden Baum zu mir zu nehmen.

Eines Nachmittags pilgerte ich wieder einmal hinauf, um eine Notiz in einer englischen Zeitung nachzusehen. Das Lesezimmer war besetzt, die Luft abscheulich; meine Zeitung wurde von einer langnasigen, bebrillten Miß gelesen, und so verließ ich denn schleunigst diesen unwirtlichen Raum. Wohlgemut schritt ich meinem Lieblingsplatz entgegen, um mir von „Jean“ meinen Kaffee servieren zu lassen.

Zu meiner wenig angenehmen Ueberraschung fand ich meinen schattigen Stammtisch schon in Angriff genommen. Freilich von

einer Persönlichkeit, die sofort ein eigenartiges Interesse bei mir erregte.

Wie er so dastand und zusah, wie Jean eilfertig Tisch und Stühle mit seinem „Mundtuch“ bearbeitete, sah er aus wie ein gut konservierter Sechziger. Auf der hohen, vornehmen Gestalt saß ein Antinouskopf von eigentümlich strenger Schönheit. Die noch ungelichteten schneeweißen Locken umgaben stolze Züge, die von tiefen, mächtigen Augen durchglüht wurden. Ein weißer Bart floß in weichen Wellen auf die Brust herab. In dem feingeschnittenen Profil, dem dunklen Auge, den so beredt geschwungenen Lippen lag kräftiges, anteilvolles Leben — als er sich jedoch niederließ und, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick finster zur Erde gesenkt, dasaß, machte er den Eindruck eines körperlich oder seelisch Belasteten.

Als der Ganymed den interessanten Herrn mit Kognak und Wasser versorgt hatte und sich mir nun gnädigst zuwandte, fragte ich:

„Kennen Sie den Herrn dort?“

„Habe die Ehre, Madame“, erwiderte er äußerst wichtig, in gedämpftem Tone. „Madame werden ihn auch kennen, wenn Sie den Namen hören: Canzoni, der berühmte Bildhauer. Er will es aber nicht laut haben. Ich bekomme immer ein Extradouceur, daß ich's geheim halte — Madame werden mich nicht verraten? Ich glaube, er ist sehr krank; er lebt ganz für sich ...“

Ich war orientiert, aber nicht befriedigt.

Der berühmte Meister galt als Sonderling. Ihn persönlich kennen zu lernen, war ein langgehegter Wunsch von mir. Aber wie sollte ich es anfangen? Interviewen ließ er sich nicht; das stand fest.

Die Gelegenheit bot sich indes rascher, als ich gehofft hatte.

Nachdem ich dem Meister eine Reihe von Tagen meine schattige Ecke überlassen und, umstrahlt vom hellsten Sonnenschein, meinen Kaffee zu mir genommen, fand ich eines Nachmittags meinen Tisch wieder leer.

Schon glaubte ich, der Meister sei abgereist oder ich habe ihn durch mein Anstarren verscheucht, da erblickte ich seine hohe Gestalt.

So mit seiner aufrechten Haltung, dem regelmäßigen, festen Schritt, machte er den Eindruck eines höheren Offiziers in Civil. Nur sein Kopf widersprach der Vorstellung, die man sich von einem älteren Militär macht. Es war ein Künstlerkopf, so fesselnd, so eigen, wie ihn sich nur die kühnste Phantasie auszumalen vermag.

Leicht auf einen Stock gestützt, die Augen sinnend zu Boden gesenkt, kam er geradewegs auf meinen Tisch zu.

Ich erhob mich, ihm den Platz zur Verfügung stellend.

Er sah mich an, erstaunt, aber nicht unfreundlich.

„Ich denke, der Tisch bietet Raum genug für zwei," sagte er, chevaleresk den Hut ziehend. „Lassen Sie sich also nicht stören, Gnädigste."

Ich nannte meinen Namen — „Canzoni," sagte er kurz.

Seit jenem Tage teilten wir uns kameradschaftlich den Tisch. Der Meister, sonst völlig unzugänglich, ließ sich meine Gesellschaft geduldig gefallen. Für mich war die Bekanntschaft ein Gewinn, wie ich ihn nie erhofft hatte; und ich fragte mich immer wieder, wie es zuging, daß er einem so engbegrenzten Wesen wie mir, so viel Anteil zuwendete.

Professor Canzoni erwies sich, wenn er gelaunt war, als ein Erzähler ersten Ranges. Er kannte fast die ganze Welt und geizte nicht mit seinen fesselnden Schilderungen. Der Aufenthalt in Nizza schien ihm übrigens sehr gut zu thun. Er trat immer mehr aus seiner Zurückhaltung heraus. Laune und Aussehen besserten sich täglich — hatte ich ihn zuerst für einen Sechziger gehalten, so machte er jetzt, trotz der weißen Haare, den Eindruck eines Mannes, der kaum die Vierziger begonnen hat.

Da auf einmal, ganz urplötzlich, gleichsam über Nacht, war alles wie ausgewischt.

Ich war mehrere Tage durch einen Anfall meines Leidens ans Zimmer gefesselt; der Professor hatte inzwischen einen Abstecher nach Monte Carlo geplant.

Es war ein dufterfüllter, glühendheißer Tag, als ich ihn wiedersah.

Finster, mit gesenktem Kopf, kam er heran. Ich erschrak, so verfallen, um Jahre gealtert, sah er aus.

Kaum meinen Gruß erwidernd, starrte er vor sich hin, mit seinem Stock allerhand-groteske Figuren in den Sand zeichnend. Ich hörte seine schweren Atemzüge. Eine dunkle Furche lag zwischen seinen Augen; an den Schläfen traten die Adern hervor wie ein Netz.

Eine beklemmende Viertelstunde saßen wir so. Ich wagte nicht, ihn zu stören. Plötzlich stand er auf, ohne sein Getränk berührt zu haben.

„Sie bleiben wohl noch, gnädige Frau?“

„Nein, nein, Herr Professor, wenn Sie gestatten, gehe auch ich,“ rief ich, froh, daß er nur wieder sprach.

Ich spannte meinen Sonnenschirm auf, und so gingen wir wortlos durch die Menge.

Auf der Promenade wogte ein lautes Durcheinander aus aller Herren Länder. In allen Zungen plauderte und „flirtete“ es, trug Eleganz und Schönheit, Reichtum und Geschmack, Daseinsfreude und Lebenssattheit zur Schau. Kaleidoskopartig wechselte das farbenreiche Bild Augenblick um Augenblick.

Als wir das Gros der Lustwandler hinter uns hatten, blieb der Meister plötzlich stehen.

Nachdenklich, wie mit einem Entschluß ringend, sah er mich an. Seine Brust hob sich in beschwertem Atemholen.

„Sie finden mich seltsam heute, meine liebe, gnädige Frau! Ja, ja, in Ihrem Alter, so in des Daseins goldiger Mitte, wo einem noch die ganze Fülle der Lebensschätze erschlossen ist, da wähnt man nicht, daß auch ein altes, lust- und leiderfahrenes Herz noch schmerzlich pochen kann. Auch Sie, voll Geist und wahrer Menschengüte, werden vielleicht doch nicht fassen können, wie tief ich aufgerüttelt bin, wie all die bittern Erinnerungen, all die alte Pein plötzlich wieder meine Pfade kreuzen, gerade jetzt, wo ich endlich gelernt hatte, mich mit dem, was mir das Leben beut, zu begnügen. Nun muß ich wieder von vorn anfangen, ganz von vorn und das ist schwer in meinen Jahren, sehr schwer ...“

„Würde Mitteilung Ihnen Erleichterung gewähren?“ fragte ich schüchtern.

Er sah mich durchdringend an, dann reichte er mir die Hand — zum erstenmal.

Endlich sagte er weich:

„Sie sind eine verständige kleine Frau. Sie besitzen zwei Eigenschaften, die in unserer Zeit immer seltener zu werden scheinen — Takt und Teilnahme ohne Neugierde. Ich denke, ich kann Ihnen vertrauen. Sie sind mir wert geworden in dieser Zeit wie eine Tochter — vielleicht giebt ein Aussprechen mir Klarheit, einen Entschluß. Aber es ist eine lange Geschichte, gnädige Frau. Werden Sie Geduld haben mit Ihrem alten Freunde?“ — ich errötete vor freudigem Stolz — „Ja, das bin ich und werde ich bleiben unser Leben lang.“

Wir hatten die Promenade des Anglais erreicht. Ein erfrischender Windhauch begrüßte uns. Gleich einem schwimmenden Opal lag das Meer ausgebreitet.

„Wie die Wasser fluten, weich und schmeichelnd,“ rief der Meister. „Und doch ist diese blaue Glätte falsch und voller Tücke, wie die Herzen der Menschen!“

„Ich muß weit ausholen, begann er dann seine Mitteilungen. „Die Geschehnisse, an die ich gestern so jählings erinnert wurde, liegen lange, lange zurück. Damals zählte ich dreiundzwanzig Jahre; heute deren sechsundvierzig.

Mit guten Empfehlungen und ausreichenden Mitteln versehen, arm aber an Menschenkenntnis, Lebenserfahrung, ein traumseliger, gläubiger Tempeldiener, kam ich nach Paris. Alles Beginnen ist schwer, gnädige Frau; Sie werden das auch erfahren haben. Ich war also gerade nicht auf Rosen gebettet; die Schwingen aber, die mir die göttlichen Musen geliehen, trugen mich hinweg über Erdenstaub und Erdennot empor zu den Stätten, die dem Künstler als sein göttlich Teil geschenkt sind.

Meine bescheidene Werkstatt lag ganz draußen auf der Grenze zwischen dem Weichbild der Stadt auf der Feldmark des nächsten Dorfes. Zu beiden Seiten des Hauses dürftige Gärten, Holzplätze und Baustellen. Das Gebäude lieferte zum größten Teil jungen, wenig bemittelten Künstlern die erforderlichen Gelasse. Mein Atelier war ein großer, kahler Raum — es hatte weder Gobelins, noch persische Divans, noch all' den kostbaren Tand, den die modernen Künstlerwerkstätten aufweisen müssen, da das Publikum es verlangt.

Es war im zweiten Winter meines Pariser Aufenhalts. Ich wartete auf meinen stets unpünktlichen Gießer und stand etwas ärgerlich am Fenster. Da erklang Wagengeroll. Zu meinem Erstaunen hielt das Gefährt vor unserer Thür. Ich freute mich im Interesse meines biederen Hauswirts, Monsieur Philippe, der so viel Wohnungen leer hatte und wartete daher mit einer gewissen Neugier, wer dem Wagen entsteigen würde.

Ein schlanker, blonder Mann stieg zuerst aus und läutete, etwas unverschämt, wie mir däuchte. Ihm folgte eine Dame, groß und schlank wie Diana. Sie trug einen festanliegenden hellseidenen Mantel. Unter dem weißen Filzhut schaute ein Antlitz hervor, so hold, so schön -- beim Himmel, noch sah ich ein schöneres nicht!

Zwar wurden mir die Einzelheiten der Vorzüge — die wunderbare Harmonie der Gestalt, die graziöse Art der Bewegungen, die zarte und gesunde Weiße ihrer Haut — in diesem Augenblick nicht bewußt. Dazu war mein Sehen zu flüchtig. Aber unvergeßlich ist mir doch dieser erste Anblick geblieben.

Sie ließ ihre glänzenden Augen umherschweifen, etwas enttäuscht, wie mir schien — es war Winter und die Gegend allen Reizes bar — dann musterte sie das Haus von unten bis oben. Rasch trat ich vom Fenster zurück. Aber die junge Dame hatte mich schon bemerkt. Wie Sonnenschein flog es über ihr Gesicht. Dann ging sie mit der Sicherheit und der Huld einer Königin neben dem höflichen Monsieur Philippe ins Haus.

Seit jenem Tage fühlte ich eine Regung in meinem Innern, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Alle Herzenswogen, die bis dahin so ruhig geflossen waren, stürzten gewaltsam aus ihren Wehren.

Eines Morgens machte mir der neue Hausbewohner seinen Besuch.

Ich sah einen großen, sehr schmalen, jungen Mann vor mir mit kühnem Auge, schönen, aber schlaffen Zügen, geschmeidigen Manieren und bestrickendem Wesen.

In dem Blick seines graublauen Auges lag jedoch ein Ausdruck, der mir nicht gefiel.

Er stellte sich mir vor als der Maler Axel Swendsen aus Schweden und bat mich, ihm zu folgen, damit er mich mit seiner „Schwester“ Martine bekannt mache.

Hätte ich geahnt, welch verhängnisvoller, folgenschwerer Gang dies für mich werden sollte — bis ans Ende der Welt wäre ich geflohen!

In einer eigentümlichen, beklemmenden Erregung folgte ich ihm nach unten. Seine Wohnung lag im ersten Stock. Sie war um nichts freundlicher, als die Wohnungen im dritten und vierten; aber man sah sofort, daß Frauenhände gewaltet hatten.

Einige geschmackvolle Draperien, weiche Teppiche, gaben den Räumen etwas Wohnlicheres. Am Fenster stand sogar ein Nähtisch; Levkojen und glutrote Nelken spendeten Farbe und Duft.

Axel Swendsen entschuldigte mit einigen, meiner Ansicht nach höchst überflüssigen Phrasen, die Dürftigkeit seines Heims. Dann teilte sich die rote Wollgardine und zwischen den Falten stand eine Erscheinung, so bezaubernd, so lockend wie die Liebesgöttin selbst. Einer Lichtgestalt gleich, schwebte sie über die groben Dielen, alles verklärend mit einem sanften Glanze.

In einem faltenreichen Gewande von weißer Wolle, das lange rotbraune Haar nur mit einem blauen Band zusammengehalten, kam sie langsam näher. Jede Bewegung atmete mädchenhafte Grazie neben beinah fraulicher Würde.

Ich war wie berauscht. Während Axel Swendsen Cigaretten herumreichte und über seine Pläne und Aussichten schwatzte, saß ich ganz still und sah mit wortloser Andacht hinüber nach dem Fenster, wo Martine sich niedergelassen hatte und mit den schmalen, weißen Fingern wollene und seidene Fäden durch einen in einen Rahmen gespannten Stoff zog.

Ich muß an dem Mittag ein schlechter Gesellschafter gewesen sein, denn ich dachte und fühlte weiter nichts, als das Begehren, nur immer so still sitzen zu dürfen, den Glanz dieser azurblauen Mädchenaugen, die goldenen Lichter dieses braunen Scheitels und das Spiel der weißen Finger schauen zu dürfen.“

Meister Canzoni verstummte. Gedankenvoll sah er dem Spiel der Wellen zu. Dann erhob er sich von der Bank, auf der er eine kurze Rast gesucht.

„Ich war noch in den Jahren, gnädige Frau," fuhr er nach einer Weile fort; „wo man zu den Frauen aufschaut, wie zu Heiligen, Göttinnen. Meine glühende Seele umwob sie mit Himmelsschöne.

Wenngleich das bißchen Larve, mit dem mich die Natur bevorzugte, manches Frauenauge freundlich blicken gemacht hatte, war doch mein ganzes Sehnen und Sinnen bisher nur meiner Kunst zugewandt gewesen.

Die Liebe war mir noch fremd — nun aber erschloß sie sich mir, so sanft, so voll bethörender Süße, berauschend und doch lind und rein.

Gemeinsame Arbeit, gemeinsame Interessen verbanden mich mit dem schönen Geschwisterpaar immer enger, so daß uns schließlich alle Drei das traute „Du" umfaßte.

An einem mondhellen Frühlingsabend war es, als wir beim fröhlichen Becherklingen uns ewige Freundschaft gelobten.

Ich hatte gerade meinen Vierteljahrszuschuß von daheim erhalten und fühlte mich reich wie ein Krösus und glücklich wie ein junger Gott!

Die weiche Luft, der feurige Wein, Martinens schimmernde Augen, ihr heimlicher Händedruck — weiter waren wir mit unseren Liebesäußerungen noch nicht gekommen; ich thörichter Schwärmer war ja zufrieden, wenn ich nur die gleiche Luft mit ihr atmen durfte, wenn mich der Duft ihres Atems, ihrer Gewänder nur umwehte!

Gläubige, ahnungslose Jugend — poesieumwobener Lenz! Wie seid ihr so schön und so kurz! —

Mein Gefühl für das Mädchen war so rein, so hehr; kein unlauterer Gedanke, kein prosaisches Geleit trübte es. Und diese Liebe stärkte mich, sie gab mir Zuversicht, Selbstvertrauen und Schaffenslust. Ich arbeitete für zwei, im wahrsten Sinne des Wortes! Denn Axel Swendsen hatte viele Bedürfnisse und wenig Einnahmen. Es ist ja schwer, in Paris erst einmal festen Fuß zu fassen, und über irgend einen elterlichen Zuschuß schienen die Geschwister nicht zu verfügen. Axel verstand dabei durch=

aus nicht, sich einzuschränken. Er liebte teure Cigarren, schwere Weine und verwandte große Sorgfalt auf sein Aeußeres. Er kleidete sich wie ein Stutzer und auch Martines Gewänder, die sie, von der Mode etwas abweichend, in wahrhaft künstlerischen Falten zu ordnen wußte, schienen mir von schweren, teuren Stoffen zu sein. Sie verdiente sich das zwar alles selbst, wie Axel mir anvertraute. Sie war eine Künstlerin in Handarbeiten, eine Nadelmalerin, deren Erzeugnisse an die wundervollen Arbeiten der mittelalterlichen Klosterfrauen erinnerte.

Mir war Martinens Thätigkeit überhaupt ein Dorn im Auge. Ich lebte schon zu lange in Paris, um die Gefahren zu verkennen, die eines so auffallend schönen Mädchens, wie Martine Swendsen, harrten. Ich sprach auch hierüber mit dem Maler. Der wies diesen Gedanken jedoch so weit zurück, mit einem so überlegenen, ironischen Lächeln dankte er mir für die „ganz überflüssige Sorge," daß ich in dem Gefühl der Ohnmacht, eingreifen zu dürfen, schwieg.

Noch hatte ich ja kein Recht an die Geliebte. Aber, das schwor ich mir zu, lange sollte dieser, auf die Dauer unhaltbare Zustand nicht mehr währen, schon deshalb nicht, weil das Gefühl des Unbehagens, des Mißtrauens, das ich von Anfang an gegen den jungen Schweden gehegt hatte, trotz unserer Intimität nicht geschwunden war, sondern im Gegenteil immer noch anwuchs.

Daß mein zukünftiger Schwager mir jetzt vollständig auf der Tasche lag und ich seinethalben fast darbte, hätte ich schon verwunden. Aber seine ganze Lebensauffassung, seine Anschauung über Dinge, die mir heilig waren, widerstrebten mir, empörten mich.

Er hatte eine Manier, über die Frauen zu sprechen, die mir immer die Zornesader schwellen machte. Auch die frivole Art und Weise, wie er in Martinens Gegenwart von seinen galanten Abenteuern, von der Chronique scandaleuse, von modernen Theaterstücken sprach, wurde mir täglich unleidlicher.

Als er einst wieder mit seinen Erfolgen bei den Frauen prahlte und die Frauen dabei herabzusetzen suchte, rief ich empört:

‚Ich begreife dich nicht, Axel. Du hast das Glück, in der Nähe des edelsten, reinsten Wesens atmen zu dürfen — und dabei urteilst du über ihre Schwestern . . .‘

‚Reinsten, edelsten Wesens?‘ persiflierte er und sah mich an, als verstehe er mich nicht.

‚Deine Schwester Martine ist eine Frau, so hold, so rein, wie sie einem jeden wohl als unerreichbares Ideal vorschwebt . . .‘

‚Meine Schwester?‘ stotterte er; ‚ja so, richtig — na, du weißt doch, die Anwesenden sind immer ausgeschlossen — hahaha!‘

Angewidert von dem jungen Cyniker, verabschiedete ich mich mit dem festen Entschluß, alles aufzubieten, das geliebte Mädchen seinem verderblichen Einfluß zu entziehen.

Von einem russischen Fürsten waren Preise ausgeschrieben für ein Grabdenkmal, das die Ruhestätte seiner Frau zieren sollte. Wenn es mir gelang, den ersten Preis zu gewinnen, war meine Zukunft gesichert. Ich könnte Martine heimführen und mit ihr Italien, das Land meiner Sehnsucht, aufsuchen.

So ging ich denn ans Werk. Tag und Nacht arbeitete ich mit Schlägel, Meißel und Feile. Ich mied alle Gesellschaft und verzichtete sogar auf das gewohnte Zusammensein mit dem geliebten Mädchen. So allem Alltäglichen entrückt, vollständig beherrscht von meinem Werk und den seligen Hoffnungen, mit denen ich es umspann, strebte ich, ohne links und rechts zu schauen, meinem hohen Ziele entgegen. Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Ihnen mein Wahrspruch bekannt ist. Jedenfalls hat er mich nie im Stich gelassen:

„Wie läßt die echte Schönheit sich erproben?
Wohl einzig an dem selbstbewußten Frieden,
Der sie umfließt, weil sie sich ganz geschieden
Von allen Kämpfen fühlt, die sie umtoben.“

Ruhe und Frieden, Loslösung von allem Aeußerlichen, Irdischen — das ist mir Vorbedingung fürs Gelingen.

So auch schon damals.

Er war Sommer geworden, glühend heißer Sommer, als ich die Nachricht erhielt, die den Grundstein meines späteren Ruhmes bildete. Mein Entwurf: „Die Hoffnung“ hatte den Sieg davongetragen.

Ich war wie versteinert vor Glück. Ich las und las und traute meinen Augen nicht.

Nachdem ich es denn endlich gelernt hatte, an mein Glück zu glauben, stürzte ich wie ein Trunkener nach Hause — zu ihr.

Mein Verlangen, meine Sehnsucht nach dem lieben Mädchen wuchs plötzlich riesengroß. Ich faßte es nicht, wie ich so lange ohne den Anblick ihres süßen Gesichtchens hatte leben können! Ich schalt mich einen Thoren, einen Unwürdigen. Schwer fiel es mir aufs Herz, daß Martine so gar keinen Versuch gemacht hatte, mich zu stören, daß sie meine Blumengrüße, die ich ihr täglich sandte, gar nicht beantwortet hatte!

Sie zürnte mir und das mit Recht. Aber — wie meine Zuversicht wieder wuchs bei dem Gedanken an die Botschaft, die ich ihr bringen konnte! — Sie würde verzeihen: sie würde sich mit mir freuen. Denn alles, was ich bisher nur ganz schüchtern anzudeuten gewagt hatte — es sollte ja nun in glänzendste Erfüllung gehen! Wie würde ihr Kinderblick sich feuchten vor freudigem Stolz, wenn ich nun vor sie hintrat und sprach: Ich bin ein Künstler, ein Mann, dem die ganze Welt offen steht, dem die Menschheit huldigen wird als einem Gottbegnadeten. Und du, Martine, du Auserwählte unter den Frauen, du Herrscherin im Reiche der Schönheit, du wirst das Glück, die Gefährtin, die Muse dieses Künstlers sein, solange ein Hauch seinem Munde entströmt!

Ach, wie wollte ich sie lieb haben! Wie wollte ich sie küssen, zum ersten Male die süßen, duftigen, unentweihten Lippen berühren!

So in einer Art Verzückung, einem Glückesrausch, der gewiß übertrieben, aber doch verzeihlich war, langte ich zu Hause an.

Wenn sie nicht daheim wären! Erst jetzt fiel mir diese Möglichkeit mit Zentnerschwere auf die Seele.

Gott sei Dank — sie waren da. Auf meinen Druck öffnete sich die Thür. Ich eilte über den dunklen Korridor, durch das kleine Vorzimmer, riß die Portièren auseinander — dann aber prallte ich wie von einem Keulenschlag getroffen zurück. Der Boden wankte unter meinen Füßen. Ich fühlte deutlich, wie drinnen in meiner Brust, in meinem so freudig pochenden Herzen etwas auseinandersprang.

O Martine, meine Zuflucht, meine Hoffnung, der Inbegriff aller Reinheit, aller Jungfräulichkeit, meine weiße, stolze Lilie, an die ich nur mit meinen heiligsten Empfindungen zu denken wagte — mein Lieb, meine Braut!“

* * *

„Ach, welch ein blinder, entsetzlich blinder Thor war ich doch gewesen!“

Der Meister schwieg.

Am ganzen Körper bebend stand er vor mir. Seine Blicke waren wirr, und ein unheimliches Röcheln drang aus seiner Brust.

Ratlos stand er da.

Dann legte ich meine Hand leise auf seinen Arm.

„Herr Professor ...“

„Verzeihung, liebe gnädige Frau,“ sagte er, sich ermannend. „Sie sehen, der alte weißhaarige Löwe hat das Toben immer noch nicht verlernt. Die Erinnerung ist eben untötbar. Sie hat tausend Arme, tausend Köpfe, gleich jenem vorweltlichen Ungeheuer ... Und so sehe ich auch immer wieder jenes entsetzliche Bild:

Ein Atelier in märchenhafter Beleuchtung, violet — rosig — blau wie das Abendrot — ein junger blonder Mann im Malerkittel, der die letzte Hand an ein Bild legt: Aphrodite, die Schaumgeborene. Die langen Haare in tizianischer Farbenpracht flatternd im Winde, den wundervollen Arm in anmutiger Rundung über dem Köpfchen erhoben, der Blick der blauen Augen so kindlich verwundert, der Mund süß lächelnd, so schwebte sie auf den sonnendurchfluteten, bläulich schimmernden Wellen.

Gegenüber aber dieser bestrickenden Wiedergabe auf lichten Seidenpolstern ein schönes, junges Weib, ein Meisterwerk des göttlichen Bildners. — Und dieses Weib, dies „Modell“ war meine Martine, meine Idol, profaniert, entweiht, preisgegeben durch den eigenen Bruder, der jetzt mit seinem gewohnten überlegenen Lächeln die Gardine etwas zusammenzog und zu mir heraustrat.

‚Schurke!‘ rief ich ihm entgegen. ‚Infamer, ehrloser ...‘

Sichtlich erschreckt vor meinen wutentstellten Zügen wich er ein wenig zurück.

Dann aber sagte er in seinem alten, insolenten Tone:

‚Ich muß dich doch bitten, deine Ausdrücke etwas besser zu wählen . . .‘

‚Wie konntest du es wagen!‘ schrie ich. ‚Sie, die ich verehrte gleich einer Heiligen . . .‘

‚Ich wüßte nicht, daß ihr das Modellstehen je etwas geschadet hätte,‘ erwiderte er lässig, ‚kannst sie also getrost weiter anbeten. Kennst ja meine Meinung über die Weiber; ich neige nicht zu Eifersuchtsanfällen. Im übrigen aber, mein guter Felix, rate ich dir, diesen inquisitorischen Ton abzulegen. Ich bin zwar immer nachsichtig gegen dich gewesen — kenne ich doch diese deutschen Träumer, sie sind ungefährlich — aber in diesem Falle möchte ich doch wirklich wissen, wer es mir verbieten dürfte, meine eigene Frau zu malen . . .‘

Ich starrte in sein höhnisch lächelndes Gesicht, aller Fassung bar — sprachlos. Das Blut pochte so sehr in meinen Schläfen, daß ich meinte, wirklich irrsinnig geworden zu sein.

‚Deine eigene Frau?‘ lallte ich. ‚Martine . . . meine Braut . . . deine Schwester . . . deine Frau . . .‘

Er lachte mit seinem häßlichsten Lachen.

‚Ah, richtig, c'est vrai! Du hast also die kleine Komödie wirklich nicht durchschaut? Parbleu! Quelle Innocenz.‘“

Der Meister schwieg.

Um uns her rauschte das Meer. Die Vöglein sangen. Der Duft der Limonen erfüllte die Luft. Käfer glänzten auf den Blättern und schwirrten über unseren Häuptern und die Sonne wob güldene Netze durch das Blattgerank.

Professor Canzoni hatte sich auf eine Bank gesetzt. Das Haupt auf den Stock gestützt saß er da.

Endlich hob er den Kopf.

„Das war der erste Teil des Dramas, gnädige Frau,“ sagte er und seine Stimme klang heiser, rauh, wie gebrochen. „Verzeihen Sie,“ rief er dann, als er wahrnahm, wie wenig ich mich hatte beherrschen können, meine Augen standen voll Thränen. „Es war zu viel für Ihre kranken Nerven. Ver-

geben Sie mir. Ich werde Sie jetzt heimgeleiten, und wenn Sie morgen Zeit und Geduld haben ..."

„Nein, nein," wehrte ich ab; ich wollte nicht, daß er sich noch eine ganze lange Nacht mit seinem Schmerz plagen sollte. „Wenn es Ihnen zum Trost dient, Herr Professor ... Ihr Vertrauen gereicht mir zur Ehre und Freude. Es fehlt mir weder an Teilnahme, noch an Kraft, Ihre weiteren Mitteilungen anzuhören."

„Lange, lange Jahre sind seit jenem Tage vergangen," hob der Meister wieder an, „meine Jugend endete mit ihm. Ich wurde der menschenscheue Sonderling, als der ich Ihnen sicher auch geschildert wurde. Mit Ruhm und Erfolg überschüttet, ein Beneidenswerter in den Augen der Menschen, pilgerte ich einsam, glücklos meinen Lebenspfad. Glaube, Vertrauen, Liebe — alles war in mir getötet. Aber ich lernte doch endlich Vergessenheit, Ruhe — — — Da gestern in Monaco — — — Ich hatte einem Bekannten versprochen, ihn einmal dort zu besuchen. Er überredete mich, einen Blick ins Kasino zu werfen. Während mein Freund einen Einsatz wagte, stand ich an einem Pfeiler und sah dem seltsamen Treiben um mich her mit eigentümlich gemischten Empfindungen zu. Dies Monaco, gnädige Frau, ist nicht bloß ein ergiebiges Feld für den Maler, für den Freund der Natur, kaum irgendwo in der Welt bietet sich eine reichere Quelle für den Erforscher des Menschenherzens, als in diesen von der Leidenschaft durchglühten Spielsälen.

Die Luft war zum Ersticken schwül; das fahle, grünliche Dämmerlicht, die Spieler mit ihrem gierigen Vorbeihasten — wie ein Alp legte es sich auf meine Brust. Während ich etwas ungeduldig nach meinem Bekannten ausspähte, teilte sich die lebendige Mauer, die sich um die Roulettetische gebildet hatte — „faites votre jeu" tönte es zu mir herüber — ein Diener ohne Livree schob einen Rollstuhl, aus dem ein skelettähnliches Männergesicht herausschaute; neben dem Stuhl ging eine junge Dame in etwas auffallender Spitzentoilette.

Mir war, als legte sich plötzlich eine eiserne Faust auf die Brust und preßte sie zusammen bis zum Unvermögen, Atem zu holen. Rasch trat ich näher, der Stuhl kam dicht an mir vor-

über; eine Täuschung war unmöglich. Der Mann da drinnen mit dem totenähnlichen Greisengesicht, dem hilflos in sich zusammengesunkenen Oberkörper und den langen, krampfartig zuckenden Wimpern war — Axel Swendsen; das schöne Mädchen an seiner Seite — — ‚Martine!‘ Ich rief es so laut, daß ich selbst erschrak. In dem Menschenschwarm dort achtete aber niemand auf den Einzelnen.

Ich folgte dem Paare.

Der Kranke lag apathisch in seinen Kissen. Die junge Dame erwiderte lächelnd die ehrerbietigen Grüße, die ihr gespendet wurden. Ich starrte sie an wie verzaubert. Sie schien es zu empfinden. Sie wandte den Kopf und sah mich groß, etwas indigniert, wie mir schien, an.

Nein, Martine war es nicht, konnte es nicht sein. Aber es waren ihre unvergessenen Züge: das feine Oval, der verwunderte Kinderblick aus dunkelblauer Iris, das bestrickende Lächeln, die goldbraune Haarflut.

In diesem Augenblick ergriff mein Freund meinen Arm und zog mich hinaus. Er wurde etwas ärgerlich; man hatte ihn in der kurzen Frist um eine erkleckliche Anzahl Louis erleichtert.

Ich fragte ihn nach dem seltsamen Paar.

‚Der Lahme ist ein alter Roué von denkbar schlimmstem Ruf. Er lebt seit Jahren hier, wie es ja in Monaco so viele Schiffbrüchige giebt, die dem grünen Tisch ihren Unterhalt abringen.‘

‚Und das Mädchen?‘ fragte ich atemlos.

‚Nun, sie ‚gilt‘ als seine Tochter. Sie wird angeschmachtet und bewundert, aber man kann ihr nichts nachsagen. Sie widmet sich ganz dem Vater.‘

‚Wie heißt sie?‘ fragte ich, obgleich ich es ja ganz genau wußte.

‚Martine Swendsen!‘

Sie werden meine Erregung jetzt verstehen, liebe, gnädige Frau,“ sagte der Meister nach einem tiefen Atemzuge, „es ist *ihr* Kind, das Kind der Unvergeßlichen.

Ich habe in der Nacht kein Auge zugethan, vor marternder Sorge um Martinens Kind. Noch strahlte aus ihren Augen

Unschuld und Reinheit — aber mit diesem Vater in der Welt einherziehend, diesem Elenden, der sich nicht scheute, sein eigenes Weib seinen unlauteren Zwecken zu opfern.

Das Mädchen darf nicht bei ihm bleiben. Ich will es nicht. Darf ich eine große, große Bitte an Sie richten, liebe Freundin?“

„Ich wäre glücklich, Ihnen dienen zu können, Herr Professor. Aber in diesem Falle, fürchte ich, sind wir ohnmächtig.“

„Vorläufig möchte ich nur, daß Sie das Mädchen sehen, daß Sie versuchen, mit ihr bekannt zu werden. Eine Frau hat das sicherste Auge dafür, ob ein Mädchen noch wert ist, gerettet zu werden.

Wollen wir morgen hinüberfahren? Ja? — Ich danke Ihnen. Ich werde Ihnen Martinens Tochter zeigen — im übrigen aber mich fernhalten. Eine Begegnung mit jenem Elenden könnte mich zu unüberlegtem Thun verleiten.“

Am nächsten Tage waren wir auf dem Wege nach Monaco.

Merkwürdig! All meine Wünsche schienen sich auf dieser Reise, die ich so widerwillig angetreten hatte, der Erfüllung zu nähern.

Monaco — Monte Carlo, dies eigenartige Stückchen Welt kennen zu lernen, war bisher ein unerfüllter Lebenstraum gewesen. Die Vorstellungen, die ich mir gemacht hatte, waren nicht zu hoch gespannt.

Mit verschwenderischer Hand hat die Natur ihre Reize hier ausgestreut. Im Bann dieser Herrlichkeit vergißt man alles, man vergißt auch, daß die verderblichste aller Leidenschaften ihren Thron hier aufgeschlagen hat und über Tausende unsagbares Leid breitet.

Wir begaben uns auf den allabendlichen Sammelplatz der Gesellschaft, auf die Terrasse, die auf den See mündet. Schon der Spaziergang dahin war voll zauberischen Reizes. Die Luft so weich und duftig. Myriaden von Leuchtkäfern glänzten auf den Blättern. Vöglein und Insekten gaben ein eigentümliches Konzert.

Die Lichterreihen des Casino, des Hôtel de Paris und des Café de Paris glitzerten durch die Bäume, während der Mond seinen Silbermantel über das ganze bestrickende Bild breitete: über die Terrasse, wo die Musik spielt, auf die Lichterreihe, die

den Weg von Monte Carlo nach Monaco angiebt, und auf die glänzende, so eigentümlich gemischte Gesellschaft.

Während ich, von den Tönen der Musik sanft eingewiegt, mich ganz dem Zauber des Augenblicks überließ, sah ich, wie der Professor plötzlich zusammenzuckte und mir einen bedeutsamen Blick zuwarf.

Ein Rollstuhl wurde herangeschoben, und so erblickte ich denn das eigentümliche Paar.

Die Ruine in dem Krankenstuhl und neben ihr das blühendste, holdeste Leben, ein Mädchen, schön und frisch wie der erste Lenzmorgen. Hoch und schlank gewachsen, das feine Oval des Antlitzes von dichten goldbraunen Locken und Zöpfen umrahmt, große blaue Augen mit jenem fragenden Blick, der ganz jungen Mädchen eigen ist, und ein Lächeln, das mich alte Frau sofort bestrickte — so schritt Martine's Kind an mir vorüber.

Mein Urteil war sofort gefällt. Dies Kind war noch wert, geschützt, gerettet zu werden. Aber war es überhaupt erforderlich, sich hier einzumischen? Sah der Meister nicht zu dunkel?

Dies zu ergründen, war die Aufgabe, der ich mich in den nächsten Tagen auf das Gewissenhafteste unterzog.

Freilich auf die Kunst- und Naturgenüsse Monte Carlos mußte ich dabei fast vollständig verzichten. Denn Axel Swendsen kümmerte sich weder um die blühenden, duftigen Herrlichkeiten rings umher, noch um die prächtige Kapelle, deren jedes einzelne Mitglied ein Künstler ist, noch um den Reichtum an litterarischen und Kunstschätzen, die hier geboten werden. Er lag völlig im Zauberbann der Roulette, des Trente-et-quarante. Schon lange vor der Oeffnung der Spielsäle stand sein Rollstuhl in der Nähe des Eingangs, um sich sofort in Bewegung zu setzen, wenn der Portier mit dem Schlüsselbunde nahte. Der erste der luxuriös eingerichteten Säle ist dem Roulette gewidmet, jenem aus einer Drehscheibe mit Fächern und springender Elfenbeinkugel bestehendem Spiel. Vier solcher Tische befinden sich in diesem Saal, während ein zweiter nur dem Rouge et noir und dem Trente-et-quarante dient. Hier ist es bedeutend ruhiger, als an den Roulettetischen, die zum großen Teil von Frauen belagert sind. Das Mischen der sechs Whistspiele, also der 312 Karten, die zu jedem Coup erforderlich sind, verlangt die aktive Beteiligung der Spieler.

Während mehrerer Tage beschäftigte ich mich nun damit, dem Treiben in diesem zweiten Saal zuzuschauen.

Eine eigentümlich gemischte Gesellschaft war es, die da an mir vorbeihastete. Neugierige, die nur, „um alles mitgemacht zu haben", einige Louis springen ließen; Verzweifelnde, Schiffbrüchige des Lebens, die ihre letzte Habe dem grünen Tisch opferten, um sich nachher statt des erträumten Goldregens mit dem Leichenstein eines Selbstmörders zu begnügen, den ihm die Bank an der äußersten Kirchhofsecke von Monaco gewährt, dann die routinierten Spieler, die nach einem gewissen „System" arbeiten; die Hochstapler mit ihrem weiblichen Anhang, die „Vincenz de Paula", Gauner, die nur ihr Augenmerk darauf richten, zerstreute Spieler um einige Goldstücke zu beschwindeln, die sich also der verwaisten Goldstücke annehmen, wie sich der „heilige Vincenz" der Waisenkinder erbarmte. Weinende Gattinnen, die ihre Männer unaufhaltsam dem Spielteufel verfallen sehen, junge Damen der ersten Gesellschaft neben dem Abschaum der Menschheit.

Mit einer Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, die fast unheimlich wirkte, erschienen die beiden, die uns nach Monaco gelockt hatten: Axel Swendsen, der Invalide der Leidenschaft und Martine, die holde Menschenknospe.

Da ich von meinem Divan aus wenig Gelegenheit fand, mehr als die oberflächlichsten Phrasen mit dem schönen Mädchen zu wechseln, folgte ich ihm zum Spieltisch.

Martine stand hinter dem Stuhl des Vaters, jede seiner Bewegungen mit einer Sorgfalt beobachtend, wie sie wohl eine Mutter für ihr krankes Kind hat.

Gleichmütig, ohne ein sichtbares Zeichen von Teilnahme für den Ort, an dem sie sich befand, stand sie da; nur der eigentümlich starre, ins Leere gerichtete Blick gab mir einen Stich ins Herz. Etwas unsagbar Sehnendes lag in diesem Blick!

Das liebe, liebliche Geschöpf! Wie war es möglich, daß ein Vater sein Kind in diesem Pesthauch verkümmern ließ!

Ich wandte meine Augen von ihrem herrlichen Profil dem Vater zu.

Ich erschrak über die Veränderung, die mit dem alten Spieler vorgegangen war.

Der Tote war auferstanden. Der stiere Blick der eingesunkenen Augen flackerte wie im Fieber. Das ganze Gesicht war gespannt, verjüngt. Die mit dicken Adern bedeckten mageren Hände, das glattrasierte spitze Kinn, der eingefallene Oberkörper — alles war Leben, Bewegung, höchste Spannung.

Es war ein Anblick, widerlich und doch mitleiderregend!

Ich sah hinüber nach der Nische, von wo Professor Canzoni mir freundlich, dankend zulächelte. Wie würdig, wie kraftvoll, wie jung erschien mir der Meister, trotz der weißen Haare gegen diese Karikatur eines Menschenantlitzes, mit den geschniegelten Haarresten und dem stereotypen, greisenhaften Lächeln.

Plötzlich sah ich, daß das junge Mädchen dem Vater etwas zuflüsterte, eine Bitte, eine Aufforderung scheinbar. Er schüttelte unwillig, ablehnend den Kopf. Sie sprach auf ihn ein — ohne Erfolg. Dann winkte sie dem Diener. Dieser stellte sich hinter den Stuhl des Greises, mit leichten, schwebenden Schritten ging sie hinaus.

Eilends folgte ich ihr.

Die ganze Herrlichkeit der südlichen Nächte empfing mich auf der Terrasse. Die erhabene Weite des Sternenhimmels, das Rauschen des Meeres drang wie ein Gruß aus einer reineren Welt mir entgegen.

Martinens lichtes Gewand leuchtete mir von der Marmorbalustrade herüber.

Ich trat an ihre Seite.

Wie schön sie war!

Wie sich ihr klassisches Profil gegen den Meeresglanz abzeichnete! Die feine, gerade Nase, die so edel gebildeten Brauen, das leicht gerundete Kinn! Wahrlich, ein Antlitz, wie man es im Leben selten, auf Cameen häufig findet.

Während ich meine Blicke von ihrem lieblichen Gesicht über das flimmernde Meer, das dunkle Blau der Berge wandern ließ, hörte ich sie seufzen. Und als ich dicht an sie herantrat, sah ich, wie ihre Brust sich hob und Thräne auf Thräne über ihre Wangen perlten.

Ein Bangen packte mich, als sei es mein eigen Kind, das sich hier in stummem Weh verzehrte.

Tiefstem Impulse folgend, legte ich meinen Arm um sie und fragte leise:

„Kann Vertrauen Ihnen helfen?“

Sie sah mich aus großen, erschrockenen Augen an.

„Mir ist nichts,“ sagte sie dann, mit einem Versuch zu lächeln. „Die Luft da drinnen ... die aufgeregten Menschen ... die wundersame Stille ... der Zauber dieser Nächte ... dort drüben Rocabruna, die Palmenwälder von Bordighera. — Immer, wenn ich hier stehe und hinabschaue, ergreift mich eine Sehnsucht, so unbegreiflich und doch so übermächtig! Wenn ich fort könnte, dort hinüber ... immer weiter und weiter ...“

„Nun, die Zeit wird auch kommen,“ tröstete ich. „Immer werden Sie nicht hier bleiben.“

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Wir bleiben hier, immer ... immer,“ sagte sie mit einem unsäglich trüben Lächeln. Dann aber, als gereue es sie, sich einer Fremden so offenbart zu haben, verabschiedete sie sich hastig.

Sie ging ins Kasino zurück. Ich folgte ihr nicht mehr, denn Professor Canzoni stand hinter mir. Mit grenzenloser Zärtlichkeit sah er der holden Gestalt nach, wie sie mit leichten schwebenden Schritten an ihm vorging.

„Wie mich ihr Anblick ergreift, quält und doch ... beglückt!“ stöhnte der Meister. „Lange halte ich es nicht mehr aus, sie in diesem Sündenpfuhl sehen zu müssen!“

„An so viel Reinheit und Kindesunschuld wagt sich das Böse nicht heran,“ versuchte ich ihn zu beruhigen.

„Sie ist ein *Weib*,“ rief der Professor; „das heißt: weiches Wachs in den Händen Gewissenloser. Dieser Ehrlose! Wie er sein Weib seinen unlautern Zwecken unterstellte, wird er auch sein Kind nicht schonen ...“

„Wir haben aber kein Recht, das Kind von der Seite des Vaters zu reißen. Der Mann ist krank, hilflos. Er bedarf der Pflege. Ich fürchte, unser Hiersein ist zwecklos, wenn uns nicht ein Zufall zu Hilfe kommt.“

„Ich habe Ihnen zu viel zugemutet, nicht wahr, gnädige Frau? Ich muß allein mein Glück versuchen.“

„Nein, das ist es nicht,“ wehrte ich ab. „Ich stehe allein in der Welt. Niemand harrt meiner Rückkunft; nur meine

Arbeit und die kann ruhig noch ein bißchen warten. Ich halte jedoch unsern Aufenthalt für zwecklos, es sei denn, Sie näherten sich dem Vater."

Der Meister schüttelte energisch den Kopf.

„Ein paar Tage schenken Sie mir noch," bat er dann. „Sie ahnen ja nicht, welch eine schmerzliche Freude es für mich ist, dies süße Gesichtchen zu sehen, diese melodische Stimme zu hören, diese Sprache mit dem fremdländischen Accent, der mich an Martine immer so entzückte!"

„Sieht sie ihr sehr ähnlich?"

„Ja. Nur zierlicher, mädchenhafter, zarter erscheint sie mir. Auch trug die Mutter das Haar lang auf den Boden hängend. Martine war eine Schwedin — ihr Kind ist Pariserin mit der undefinierbaren Grazie einer solchen."

Erst nach einigen Abenden sah ich Martine Swendsen wieder an der Balustrade stehen.

Rasch ging ich zu ihr. Sie erkannte mich wieder, denn sie nickte mir freundlich zu. Schweigend gaben wir uns einige Augenblicke dem Zauber der Stunde hin.

Welch ein Glanz, welch ein Flimmern lag über Wasser und Erde! Der volle Mond war eben aus der Meeresflut aufgetaucht und überschüttete die märchenhaft schöne Landschaft mit seinem magischen Licht. Auf den unruhigen Wogen zeichnete er sich eine silberne Straße bis herüber an den Strand. Güldene Duftschleier umwebten die Gipfel und Höhen.

In weißen Schaumstreifen verspritzend, zerschlugen sich die Wellen am Ufer, flüsternd, raunend, als wollten sie uns berichten, was draußen in der Welt geschah. Denn alle Klagen, alle Schmerzen, Jubel und Lust, alles, was sich im Schleier der Nacht verbirgt, was nur das Leben erzeugt und die Menschheit bewegt — das unsterbliche Meer hat es gesehen und singt es dem Lauschenden immerdar und überall. — —

Wir tauschten die üblichen Bewunderungsausrufe. Dann plötzlich faßte ich Mut.

„Mein Fräulein," sagte ich; „morgen muß ich dies herrliche Fleckchen Erde verlassen. Ich möchte Ihnen Adieu sagen, zugleich aber eine Bitte an Sie richten. Sie sehen mich erstaunt an; seien Sie aber versichert, Ihr Wohl liegt mir am

Herzen, als hätte ich Sie mein Leben lang gekannt. Sie können getrost meinen Rat annehmen, er kommt aus treuem, sorgendem Herzen.

Folgen Sie mir. Verlassen Sie diesen Ort. Es ist kein Aufenthalt für eine junge Menschenblume. Die Luft da drinnen ist Gift, schleichendes, aber sicher wirkendes Gift für eine junge Seele. Glauben Sie mir, mein liebes Fräulein, so reizvoll, so fesselnd es hier sein mag — die Welt da draußen, sie ist reiner, besser, gesunder."

Sie sah mich traurig an.

„Ich danke Ihnen, Madame, für Ihre Güte. Aber — Papa geht nicht eher hier fort, als bis er das Glück errungen hat. Er glaubt so fest daran — keine Macht der Erde bringt ihn hier fort. Und wo Papa weilt, ist auch mein Platz. Der arme, liebe Papa! Wie könnt' ich ihn verlassen! Er kann nicht gehen, nicht stehen. Er schläft keine Nacht vor Schmerzen. Das Spiel ist seine ganze Lebensfreude, das Einzige, was ihn seine Leiden vergessen macht! Wie dürfte ich ihm das rauben!"

Etwas unsagbar Rührendes, Ergebenes lag in dem Ausdruck, mit dem sie dies sagte.

„Aber wenn ... wenn Ihr Herr Vater wieder gesund würde und es Ihnen erlaubte, würden Sie dann fortgehen von hier?"

„Gewiß!" rief sie lebhaft, und ihre Augen strahlten. „Ach, wie gern möchte ich nach Paris und Mamas Grab schmücken, oder nach Schweden, der Heimat meiner Mutter! Wie sehnte sie sich auf ihrem Leidenslager nach ihrer Heimat! Tag und Nacht sprach sie davon, dachte sie daran. Ach, ich glaube, sie war nicht glücklich, meine arme Mama. Sie weinte so viel ..."

„Auch Ihre Frau Mutter war leidend?" fragte ich mit erhobener Stimme, denn ich wußte den Meister in der Nähe.

„Mama erkrankte, als ich geboren war und als sie starb, war sie erst zweiunddreißig Jahre."

„Sie ist tot? Wann verloren Sie die sorgende Mutterliebe?"

„Vor zehn Jahren schon."

„Und Sie erinnern sich noch Ihrer Mutter?"

„O gewiß. Ich war ja schon ein großes Mädchen, als sie starb."

Ich sah sie etwas verwundert an.

„Ja, ja, denn ich zählte damals fast zehn Jahre," beantwortete sie meine fragenden Blicke. „Doch jetzt, guten Abend, Madame. Dank für Ihre Teilnahme und eine glückliche Fahrt. Länger darf ich Papa nicht allein lassen. Addio — Addio!"

Ich sehnte mich nach Ruhe. Der Meister aber drängte, noch einmal hinein zu gehen.

Es war schon spät und mehrere Banken bereits geschlossen.

Nur von einem Tische tönte noch das stereotype: „Faites votre jeu. — Le jeu est fait; rien ne va plus. Rouge — noir — rouge — noir."

Eine besondere Erregung, eine erhöhte Spannung lag auf den Gesichtern. Immer mehr Neugierige drängten sich heran, es war unmöglich, in Martines Nähe zu gelangen.

Die Aufregung schien zu wachsen.

Man flüsterte und raunte.

„Rouge — noir," klang der heisere Ruf des Bankhalters. Jedesmal, wenn die Kugel einspielte, Laute des Staunens, des Wunderns, der Entrüstung. — Selbst die Gesichter der Beamten schienen etwas von ihrer starren Undurchdringlichkeit einzubüßen.

„Inouï!" (unerhört) rief einer.

„Impossible!" (unmöglich) ein zweiter.

„Rouge — noir. Rouge — noir." Immer und immer hörte ich diesen Ruf.

„Zéro!" (Null.) „Zéro!"

„Quelle chance! Quelle fortune!"

„Mon dieu! Mon dieu!"

Es war eine aufregende Scene, die auch mich ergriff, wenn ich sie auch nicht recht verstand.

Da plötzlich ein Ruf:

„Voila! La banque fait sautes!"

„Die Bank ist gesprengt!"

Allgemeines Lärmen, Rufen, Schreien, hohnvolle Bemerkungen über die Bankhalter.

„A qui la masse?“ (Wer bekommt es?) hörte ich noch den Croupier rufen. Dann wandten wir uns zum Gehen.

Da plötzlich — ein markerschütternder Aufschrei, ein Schieben und Wogen in der dichtgedrängten Menge. „Ein Arzt! Ist kein Arzt hier?“

Ja, es waren Aerzte da. Die Menge teilte sich, die Herren durchzulassen.

Ein bedeutungsvoller Blick Canzoni's sagte mir, daß ihn die gleiche Ahnung gepackt, welche mich vorwärts trieb.

Der Anblick, der unserer harrte, bestätigte unser Ahnen:

In seinen Rollstuhl zurückgefallen, die Arme schlaff herunterhängend, den Kopf zur Seite geneigt, saß Axel Swendsen. Dicht vor ihm stand der Obercroupier, die Hand voll blauer Scheine, vor sich einen Haufen gleißenden Goldes. — —

Neben dem Stuhl die weinende Martine, an der andern Seite die Aerzte, deren Kopfschütteln besagte, daß irdische Hilfe hier nicht mehr notwendig war.

Das Geschick erreichte Axel Swendsen, gerade in dem Augenblick, als sich ihm das trügerische Glück des grünen Tisches zum ersten Male hold erwies. — Die Freude hatte ihn getötet.

Der Diener und einige Beamte sorgten für die Fortschaffung des Toten.

Eine Art lähmenden Entsetzens hatte sich der Anwesenden bemächtigt. Es war ja etwas Alltägliches, daß hier einer sein Leben ließ — fielen doch so viele Opfer der Leidenschaft — aber auf dem Kampfplatz selbst ... horreur!

Die Tische leerten sich rasch. Alle strebten, dem Schauplatz des unheimlichen Zufalls zu entfliehen. Keiner kümmerte sich um das Gold, das ihn doch hergelockt. Die vorgeschriebene Wartezeit verstrich; der Bankhalter steckte seine Uhr wieder in die Tasche und all die Tausende und Abertausende, an denen so viel Leid, so manche Verzweiflungszähre haftete, wanderten zurück in den gierigen Schlund, dem sie entstiegen waren. —

Drei Tage darauf waren wir wieder in Nizza und Martine Swendsen mit uns.

„Ich war ein Freund Ihrer Mutter,“ hatte der Professor

sich vorgestellt, und diese Worte schenkten ihm sofort die Schlüssel zu dem Herzen des Mädchens.

Es war rührend, zu beobachten, wie der Meister sich abmühte, die verlassene Waise ihrem Schmerz zu entrücken. Sie hatte den Verstorbenen geliebt, ihr war er stets ein zärtlicher Vater gewesen. Sie beweinte ihn mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Jugend.

Aber die Elastizität ihrer Jahre half ihr auch, den wilden Jammer allmählich in sanfte Trauer umzugestalten.

Meine Ferien waren zu Ende, und so entschwand Martine denn meinen Augen.

Ihre Briefe aber erzählten mir, wie wohl sie sich in der neuen Heimat fühlte, mit welch zarter Sorge der Professor sie umgab, wie er ihre lückenhafte Erziehung vollenden ließ und nur einzig und allein darauf bedacht war, sie ihre freudlose Jugend vergessen zu machen.

„Abends aber, wenn wir beide recht fleißig waren," so schrieb sie; „wenn der Onkel die Werkstatt geschlossen hat, dann kommt er zu mir in mein Zimmer oder wir setzen uns in die Laube im Gärtchen, und dann muß ich ihm von meiner lieben Mama erzählen, immer und immer wieder. Und nächstens reisen wir auch nach Paris, Mamas Grab zu besuchen, und auch die Heimat der Mutter werde ich kennen lernen.

Onkel Felix ist sehr fleißig. Er arbeitet an einem Denkmal für der Mutter Grab und auch noch an einem anderen Werk, bei dem ich ihm helfen muß ... aber ich Plaudertasche, das darf ich ja nicht verraten ..."

Ich erfuhr es zur Zeit.

Eines Abends — es war im Frühling, gerade ein Jahr nach jener denkwürdigen Reise — klingelte ich nach der Lampe.

„Es ist eine Kiste angekommen," sagte das Mädchen erregt; „eine ganz große — aus Wien."

Fröhliche Ahnung machte mein Herz klopfen.

Kaum konnte ich erwarten, daß die Kiste hereingeschleppt und geöffnet wurde.

Sie enthielt den „Dank" des Meisters, ein königlicher Dank, würdig des Herrschers im Reiche der Kunst:

Martines leuchtende Schönheit in Marmor verkörpert.

Hell strömte das Mondlicht über die feinen Züge — die Lampe war in der freudigen Erregung nun doch vergessen worden — der reizende Mund lächelte mich an wie belebt.

Vergeblich aber suchte ich nach einem Brief.

Erst einige Wochen später langte ein Schreiben an — aus Paris — des Meisters energische Schriftzüge.

„Gering an Zahl sind die Worte, die Ihnen heute zugehen — aber sie besagen mehr als die umfangreichsten Bände — ein Auferstandener, ein von neuem Gewordener sendet sie Ihnen.

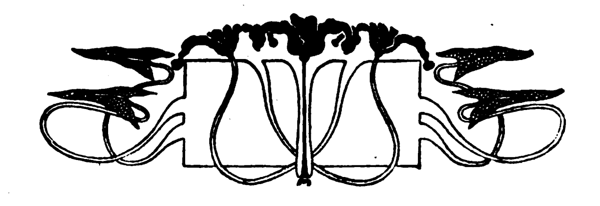
Auf dem Grabe der Jugendgeliebten haben wir uns gefunden. So herbes Weh die Mutter mir dereinst bereitete — Martines goldenes Herz hat es ausgelöscht — für immer.

Segnen Sie uns, Sie treue Helferin und kommen Sie recht bald zu den zwei Glücklichen

Martine und Felix Canzoni."

Die „späte" Heirat des Meisters erregte natürlich das größte Aufsehen. Ein Heer von Mutmaßungen wurde laut. Niemand konnte ja ahnen, welch seltsam verschlungene Schicksalswege sich gestalten mußten, ehe ihm Vollglück zu teil wurde.





Eine schreckliche Nacht.

Eine wahre Erzählung von C. Conrad.

(Nachdruck verboten.)



Der Nachmittagsdienst war vorüber. Im Schiff war es unfreundlich und kalt, waren wir doch durch längeren Aufenthalt in den Tropen auch mehr an Wärme gewöhnt, als andere.

Oben an Deck unserer „Atlanta" pfiff der Wind drohend durch das Takelwerk, wenn eine von den kalten Böen von den Bergen heruntergerast kam, deren Kamm sich jetzt leicht weiß zu färben begann. Und wahrhaftig — es schneite, wenigstens brachten die vereinzelten Böen kalten, schlackigen Schnee mit.

Dabei wurde das Wetter so diesig, wie der Seemann sagt, und die Dunkelheit senkte sich heut früher als sonst auf den Hafen herab, dessen Flut übrigens dank des Schutzes der auf der Windseite vorliegenden Bergmassen verhältnißmäßig wenig bewegt war.

Wenn solch Windstoß dahergebraust kam, dann krauste sich das Wasser wohl wie im Unmut zischend und brausend auf; aber richtiger Seegang war noch nicht zu bemerken.

Deshalb war auch unser japanischer Bumbootsmann, das ist eine Art Kantinier für Schiffe, wie er in jedem Hafen zu finden ist, mit seinen Waren an Bord gekommen. Sein leichter japanischer Sampan war mittelst eines aus Graswerk gedrehten Taues an das Backspier festgemacht.

Unsere Schiffsboote waren alle geheißt. Wir unterhielten heut bei dem Wetter keinen Verkehr mit dem Lande, das jetzt so schwarz und unfreundlich vor uns lag, verdunkelt durch mächtige Schneewolken, die mit der langsam herabsinkenden Nacht über die Berge zu kommen schienen.

Desto mehr freuten wir uns, den Bumbotsmann an Bord zu haben, von dem wir mancherlei kleine Genüsse, wie Obst, Tabak usw., sowie auch mancherlei Raritäten erwerben konnten, und der uns stets irgend eine Neuigkeit vom Lande mitbrachte. die er uns in seiner munteren Weise in äußerst possierlichem Gemisch von Englisch, Deutsch und Japanisch erzählte.

Wir standen gerade vor dem reichhaltigen Warenlager, welches der rührige Mann heut vorn in der Batterie ausgebreitet hatte, weil es an Oberdeck, Backbord in der Kuhl, wo der Bumbootsmann eigentlich mit seinen Sachen hingehört, heut doch gar zu unfreundlich war.

Hier hörte man deutlich das leise Klingeln der Ankerkette, wenn sie sich bei einer besonders heftigen Böe jedesmal glashart wie zum Springen anspannte; aber das machte uns keine Sorge. Unsere Ketten hatten schon ganz anderen Wind ausgehalten.

Es war mittlerweile in der Batterie ganz dunkel geworden, und der Bumbootsmann wollte gerade beim matten Schein einer der großen Laternen, die jetzt im Schiff angezündet wurden, seine Sachen zusammenpacken, als er mit allen Zeichen des Schreckens nach außerbords zu horchen schien, von wo auch wir einige laut hervorgestoßene Rufe in fremder Sprache vernommen zu haben glaubten.

Als wir uns aus den Geschützpforten beugten, um nachzusehen, was passiert sei, sahen wir den Sampan des Bumbootsmanns, in dem sich übrigens ein Mensch befand, in solcher Geschwindigkeit am Schiff vorbei treiben, daß er bald im dunstigen Dunkel hinter dem Schiff verschwunden war.

Auch hörten wir nichts mehr von dem Rufen des Insassen des Sampans, weil gerade eine starke Schneeböe über das Schiff dahinraste, und außerdem dem vom Oberdeck ausgehenden, langgezogenen Signalpfiff des wachthabenden Bootsmannsmaaten, der in allen Decken laut wiederhallende Kommandoruf

folgte: „Zweite Jolle klar!", und unmittelbar darauf hörten wir noch einen kurzen gellenden Pfiff von oben und den Ruf: „Reservemannschaften gehen auch ins Boot!" Das hieß, daß die Jolle anstatt mit vier heut mit sechs Leuten an den Riemen besetzt werden sollte.

Ich war Jollgast und mußte schleunigst, so wie ich war, an Deck, wo die Jolle noch in den Davits hing, um sofort mit ihrer vollen Besatzung zu Wasser gelassen zu werden. In wenig Augenblicken trieb auch sie auf der krausbewegten See dahin, bald von kräftigem Ruderschlag getrieben.

Wir waren unserer neun im Boot, nämlich der Seekadett v. Wagnitz als Bootskadett und verantwortlicher Führer des Boots, ein Obermatrose als Bootssteurer, wir sechs Bootsgäste und der Bumbootsmann, von dem wir erfuhren, daß sein zwölfjähriger Sohn in dem Sampan sei.

In den Geberden des Japaners malte sich eine jammervolle Angst, die wir wohl alle nicht recht verstanden; denn in wenigen Minuten mußten wir mit unserem kraftvoll vorwärts geruderten Boot doch den treibenden Sampan eingeholt haben. Dann nahmen wir ihn ins Schlepp und in spätestens einer halben Stunde saßen wir wieder an Bord im Trocknen.

Unwillkürlich blickte ich auf nach dem mehr und mehr den Blicken entschwindenden Schiffe, dessen mächtige Takelage jetzt nur noch wie ein gespenstisch webender Schatten durch die nebelige Luft erkennbar war.

Jetzt stieg im Kreuztopp unserer „Atlanta" eine Laterne hoch, die man uns wohl als Zeichen gehißt, damit wir direkt und ohne Umweg nach dem Schiff zurückkehren könnten, wenn wir den Sampan hätten.

Drüben an Land blitzte das rote Licht des Leuchtfeuers in nur schwachem Schimmer zeitweise auf, während die Laterne von unserem Schiff wie eine sprühende Kugel von weißglühendem Metall durch die diesige Luft hindurchblinkte.

Doch auch ihr Licht wurde schwächer und wir ruderten noch immer mit aller Kraft vorwärts, ohne daß wir eine Antwort auf das laute Rufen des Seekadetten und des geängstigten Vaters aus der uns nun umgebenden dunklen Nacht vernahmen. Nur das gleichmäßige Brausen des Schneesturms,

der sich jetzt hier frei entfalten konnte, wo der hemmende Einfluß des Gebirgszuges nicht mehr vorhanden, und das immer drohender klingende hohle Rauschen der See, die hier weiter draußen ganz gegen Erwarten hoch war, das war alles. Weiter hörten wir nichts! Oder doch! Das anhaltende Jammern des Japaners, der jetzt die finsteren Gottheiten seines Volks um Erhaltung des Lebens seines Kindes anzuflehen schien, drang unheilverkündend durch die Nacht, und ich muß Ihnen gestehen, ich fühlte auch plötzlich solch unheimlich lautes Klopfen in den Schläfen, was man nur hört, wenn einen die blasse Todesangst am Herzen packt. Trotz des eisigen Windes wurde es mir über und über warm bei dem Gedanken, daß wir vielleicht längst in diesem Schneewetter an dem Sampan vorbeigetrieben seien, und nun unter der Führung dieses jungen Seekadetten dort hinten weiter rudern müßten in unser eigenes Verderben hinein.

Daran, daß der unbelastete, hoch aus dem Wasser liegende Sampan bei diesem Wind rascher treiben könnte, als unsere Jolle, die in dem immer noch kurzen Seegang fürchterlich arbeitete, daran dachte ich nicht.

Ich kam mir schon wie das Opfer dieses verhaßten Seekadetten vor; aber ich hatte doch nicht den Mut, gegen ihn aufzutreten und die Rückkehr zu fordern, weil er so schweigsam und ruhig war, als ob nichts Besonderes los sei. Und das war uns doch jetzt allen klar, daß, wenn wir wirklich den Sampan noch erreichten, wir heute nicht mehr an Bord zurückkämen; dazu lief jetzt die See zu hoch. Immer hohler, immer unheilverkündender klang ihr Rauschen, immer schneller jagten die schäumenden Kämme hinter uns her, als ob sie das Boot mit ihrer verderbenden Gewalt überschütten müßten, und dann lief immer wieder eine brandende See nach der andern gurgelnd und zischend am Boot vorbei, in dessen Mitte sich tief und hohl senkend, als ob sie uns zeigen wollte, wie dunkel es dort ist.

Der Seekadett schien das alles gar nicht zu sehen oder zu begreifen. Ach, hätte ich ihm an den Hals springen können, und wenn es auch nur gewesen wäre, um meine jammervolle

Angst um das bißchen Leben zu betäuben, die jetzt heiß in mir loderte, die mir mit sehnigen Krallen den Hals zuzuschnüren drohte, so daß es mir war, als müßten mir die Augen aus dem Kopf springen, wenn ich mit fieberglänzendem Blick den Lauf jeder See verfolgte und, immer wieder aufatmend, die ersterbenden Arme zum hastigen Ruderschlag kräftiger regte, wenn die Gefahr für einen Augenblick vorüber.

Das ist ein entsetzlicher Kampf, den man mit sich selbst führt, wenn man, den rasenden Elementen preisgegeben, bereits einsieht, daß es zu Ende gehen muß, und wenn man doch irgend eine mechanische Thätigkeit fortsetzen muß, damit man bis zuletzt eben alles Mögliche gethan hat.

So ruderten wir und beschleunigten mit eigener Hand unseren Untergang; denn mit jedem Ruderschlage näherten wir uns dem offenen Meere.

An ein Umkehren war nicht zu denken. Das sahen wir alle ein. Um uns die schwarze Dunkelheit, in uns die kalte Angst, und dazu das grausige Wehklagen des Japaners. So sah es auf den armseligen Planken unseres kleinen Bootes aus.

Da hörten wir den lauten Ruf des Seekadetten: „Segel fertigmachen zum Setzen!“ Er nannte die Leute, die mit vermehrter Kraft weiter rudern sollten, nahm selbst die Pinne des Steuerruders und schickte den Steurer nach vorn, damit er beim Segelsetzen hülfe.

Nun wagte einer der Ältesten im Boot, den sie im Mittelmeere als unsicheren Heerespflichtigen ausgehoben, nachdem er bereits zwölf Jahre auf Segelschiffen aller Herren Länder alle Meere befahren, den ersten Widerspruch:

„Herr Seekadett, das hat ja keinen Zweck nich. Wir kriegen den Sampan nicht.“

„Ihr sollt Segel setzen!“ war die kurze Antwort des Kadetten.

Und wahrhaftig, die Leute blieben auch bei der Arbeit, während die anderen desto kräftiger ruderten.

Bald stand das Segel ungerefft, und nun fing die Sache an, dahinzugehen, als ob wir im Übermut des Wahnsinns handelten. Das war schon kein Segeln mehr. Das war ein rasendes Vorwärtsstürmen, ein Durchschneiden des Wassers,

als ob wir seiner spotteten. Aber noch immer nahmen wir kein Wasser über.

Da plötzlich sprang der Japaner auf, ich sah es deutlich, denn er saß dicht vor mir, und schrie mit kreischendem Organ in die Nacht hinaus. Der Seekadett war aufgesprungen und versuchte das Dunkel mit seinen Blicken zu durchdringen. Jetzt hörten wir deutlich einen Antwortschrei und fast in demselben Moment rasten wir an einem großen dunklen Gegenstand vorbei. Der Sampan war es, den wir fast mit unserem Dollbord streiften.



Der Japaner verschwand, über Bord gerissen . . .

Ich sah noch, wie der Japaner sich aus dem Boot neigte und mit beiden Händen dessen Bordplanke erfaßte, dann gab es einen kurzen Stoß und der Japaner verschwand, über Bord gerissen, im brodelnden Gischt der See, die zwischen beiden Booten, hoch aufwogend, das unsere kalt und klatschend überflutete. Der Versuch des Japaners, das Boot mit seinem Kind in der rasenden Fahrt mitzureißen, war ja Wahnsinn.

Einen Augenblick hatte die ganze Sache gedauert. Dann ward's still, und wir erkannten, daß wir das halbe Boot voll Wasser hatten.

Da rief der Widerspenstige wieder: „Wir wollen jetzt langsam an Muttern telegraphieren, Jungens!"

„Könnt ihr machen, wenn ihr an Land seid," replizierte in scherzendem Ton der Seekadett.

„Nee, nee, Herr Seekadett, daraus wird nischt mehr, heut geht es uns verdwars," schrie ein anderer.

„Redet nicht solchen Unsinn, Leute, wir reffen jetzt und gehen an den Wind, damit wir unter Land kommen," — rief der Kadett und gab sogleich in kurzer Entschlossenheit die nötigen Befehle, die wir schweigend ausführten.

Von dem Japaner wurde kein Wort gesprochen. Dessen Schicksal hatte sich ja schon erfüllt.

Wir schöpften in unermüdlicher Hast das Wasser aus dem Boot, welche Bewegung wenigstens verhinderte, daß wir vor Kälte erstarrten; aber nachdem wir jetzt das Manöver ausgeführt hatten und mit dem kleinen Boot in der tosenden See am Winde lagen, nahmen wir so viel Wasser über, daß unser Bemühen fruchtlos erschien. Es schien immer mehr Wasser im Boot zu werden.

Da rief plötzlich der erste wieder ganz laut: „Jungens, ich mach' nicht mehr mit, wir wollen der Sache ein Ende machen!"

Ich weiß nicht, was der Seekadett darauf erwiderte; aber jetzt war's mit meiner Fassung vorbei, ich war vor Angst fast von Sinnen, und ich glaube, der Teufel selbst gab es mir ein, daß ich laut rief: „Ja, Jungens, das machen wir. Vorher aber werfen wir den Grünschnabel hier hinten über Bord!"

Dabei richtete ich mich wohl in drohender Haltung gegen den Kadetten auf. Gleich darauf verspürte ich einen Mark und Bein erschütternden Schlag. Dann war alles vorbei.

Was nun folgte, ist mir nur noch dunkel in Erinnerung und entstammt zum Teil aus den Erzählungen meiner Kameraden.

Der Seekadett hatte nämlich nach meiner letzten Äußerung kurz entschlossen die eichene Ruderpinne aus dem Ruderkopf herausgerissen und mich mit einem Schlage zu Boden gestreckt, so daß ich lautlos von der Ducht sank.

Das hatte den Eindruck auf die anderen Leute nicht verfehlt, welchen wohl klar war, daß der Seekadett ein Lump gewesen wäre, wenn er nicht alles gethan hätte, um das seiner Führung anvertraute Boot um der ernstlich gefährdeten Menschenleben willen solange wie möglich zu halten.

Unsere Lage wurde immer trostloser, denn in Lee wurde plötzlich durch die dunkle Nacht das Donnern der Brandung vernommen, die sich mit fürchterlicher Gewalt an den Felsen brach. Der Wind mußte demnach in der Zeit, die wir nun im Boot zugebracht, gedreht haben, sonst war es unverständlich, daß wir jetzt Legerwall hatten.

Als keine Aussicht mehr war, dem Scheitern in der Brandung zu entgehen, hatte der Kadett die Leute darauf aufmerksam gemacht und gefragt, ob sie alle schwimmen könnten, was bejaht wurde.

Bei dieser im lautesten Ton geführten Unterredung kam ich gerade zu mir. Auch ich konnte schwimmen, fühlte mich aber jetzt viel zu kraftlos dazu. Doch der Kadett winkte mich zu sich heran, gab den Befehl, die Schoot zu führen und steuerte nun, glatt vor dem Wind laufend, kalten Blutes in die Brandung hinein.

Dabei faßte er mich mit festem Griff um die Hüften und preßte mich dicht an sich. Ich — und die anderen wohl auch — hielt mir beide Hände vor das Gesicht, als ob wir den kalten Tod nur um Gotteswillen nicht sehen wollten.

Auf einmal gab es einen fürchterlichen Stoß durch das ganze Boot, dann noch einen, bei dem wir hoch aufzusteigen schienen, und dann fühlte ich mich von wohlthuender Wärme umgeben, — ich war im Wasser, das viel wärmer war, als der eisige Wintersturm.

Ich wollte schwimmen, hatte aber die Kräfte nicht und ging unter. In der gleichgültigen Mattigkeit, mit der ich mich in mein Schicksal ergab, fühlte ich nicht, wie mich der Kadett mit kräftiger Faust in das Haar faßte. Bald darauf waren wir alle an Land, lebendig an Land.

Das richtige Verhalten des Kadetten, der am Geräusch der Brandung erkannte, daß sie hier auf Sand lief, hatte uns gerettet. Zwar hatte ein Mann den linken Oberarm gebrochen und das Boot war in tausend Stücke zerschlagen; aber wir waren doch gerettet, was wenig Schritte weiter unmöglich war, weil dort hohe Felsen aus dem Wasser ragten. Und mir hatte der Seekadett mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet.

Ich war dem Tode entgangen, um nun nach schwerster

kriegsrechtlicher Bestrafung, die nicht ausbleiben konnte, bittere Schande über mich und meine Familie zu bringen.

Ich empfand jetzt bittere, tiefe Reue.

Was hatte ich gethan? Ich hatte im offenen Boot auf See in der gemeinsten Weise gemeutert, in einem Augenblick, in dem von dem ehrenwerten Benehmen unser aller alles abhing. Das Boot gehörte obendrein einem Kriegsschiff an, das außerhalb der heimischen Gewässer allein — d. h. nicht in Begleitung anderer deutscher Kriegsschiffe fuhr. Wir unterstanden in diesem Falle den Kriegsartikeln wie Soldaten im Felde. Eine schwere Zuchthausstrafe war mir sicher.

Wenn ich einmal in meinem Leben ganz besonders lebhaft meiner braven Eltern und alles dessen gedacht, was ich ihnen zu danken habe, dann war es dort an der japanischen Küste in dieser schrecklichen Nacht.

Ich fühlte nicht, wie uns der eisige Schneesturm mahnte, von unserer Erstarrung abzulassen, die durch das stundenlange Sitzen im Boot unserer Glieder sich bemächtigte. Ich fühlte nur eine unaussprechliche, eine entsetzliche Angst um meine moralische Existenz, die mich langsam zu vernichten drohte, während die armselige Angst um das bißchen Leben von vorhin nichts zu sein schien.

Und dann traten wir unseren Marsch landeinwärts an, ohne auch nur zu ahnen, wie weit wir von unserem Schiff verschlagen waren.

Es dauerte einige Stunden, bis wir die ersten Häuser eines kleinen Dorfes erreichten, in dem uns die erste Hilfe werden sollte.

Unseren Verletzten, der heftig zu fiebern anfing, mußten wir unter der Pflege eines japanischen Masseurs, die, in jedem Dörfchen vorhanden, Tüchtiges leisten, zurücklassen, und es war zwei Uhr nachmittags geworden, als wir in einem großen Mietsboot unserem Schiff zugerudert wurden.

Als wir demselben näher kamen, richtelete der wachthabende Offizier auf der Kommandobrücke sein Fernrohr auf unser Boot. Er setzte es wieder ab, hob es nochmals ans Auge und dann sprang er in zwei Sätzen von der Brücke die Treppe hinab.

Wir hörten deutlich drüben ein Kommando auspfeifen und sahen, wie sich die Brücke mit Offizieren füllte und wie sich die Mannschaft, aller strengen Schiffsdisziplin zum Trotz, in die Wanten begab.

Und jetzt ein lautes, jubelndes Hurrageschrei vom Schiff zu uns herüber.

Wie die Helden wurden wir empfangen, auch ich, der ich mich doch keineswegs als ein solcher benommen hatte.

Der Seekadett, nach dem ich scheu hinüberblickte, saß mit unheimlich ernstem Gesicht im Boot, als ob ihm der Jubel nicht mitgelte.

Er hatte ja sein Boot verloren, einen Verletzten zu beklagen und die Japaner nicht gerettet. So dachte er!

Wir standen nun an Bord und hörten, wie man uns während der Nacht zwei große Dampfer nachgesandt, um uns zu suchen und aufzunehmen, und wie man uns aufgegeben, nachdem die Dampfer soeben zurückgekehrt waren.

Wir wurden mit tausend Fragen bestürmt.

Ich schwieg. Ich sah nach dem Seekadett, der jetzt, während er mit dem ersten Offizier sprach, bitterlich weinte.

Mein Gott, er war ja erst neunzehn Jahre alt, und es mochte ihm wohl nahe gehen, daß er die Japaner nicht gerettet hatte.

Ich sah auch, wie ihn der erste Offizier beruhigte, und nun kamen sie beide auf uns zu, die wir uns schnell rangierten und stillstanden.

„Wie haben sich denn Ihre Leute benommen, Seekadett von Wagnitz?“ — so hörte ich den ersten Offizier fragen.

Wie im Taumel, wie im Fieber hörte ich durch das Sausen und Brausen in meinen Ohren den Seekadett laut sagen: „Ausgezeichnet, Herr Kapitän!“ Weiter hat der Kadett nichts gesagt.

Wir sind dann glücklich mit unserem Schiff nach der Heimat gekommen. Die ganze Bootsbesatzung wurde noch während der Reise zu Obermatrosen befördert. Ich auch.

Hätte mich der Seekadett doch jetzt einmal auf die Probe gestellt! Aber er hat es nie gethan.

Als wir dann in Kiel abgetakelt hatten und nach Haus

gingen, — ich mit meinem Obermatrosenwinkel — traf ich ihn auf dem Wege zum Bahnhof. Er gab mir die Hand und sah mich ernst und streng an.

„Grüßen Sie Ihre Eltern von mir und halten Sie sich brav!"

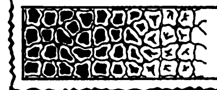
Das waren seine einzigen und letzten Worte seit der schrecklichen Nacht, die er an mich besonders richtete. Dann hab' ich ihn nicht wieder gesehen.

Er hat später den Abschied genommen und ist den Seemannstod gestorben — jammervoll ertrunken als Steuermann einer Bark, die im Schneesturm in der Ostsee gestrandet, gerade an einer Stelle, wo keine Station der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger war.

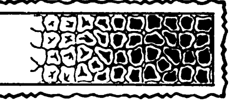
Als sie mit den abgetriebenen Gäulen den Karren mit dem Rettungsgerät langsam herangeschleppt hatten von weit her, da war es drüben auf der Bark schon still geworden.

Die Todesanzeige habe ich zufällig gelesen und ihm einen Kranz auf sein Grab niedergelegt.





Allerlei.



Kein Brot im Hause. (Zu unserer Kunstbeilage nach dem Gemälde von Julius Nadl.) Ein trüber, naßkalter Wintertag neigt sich seinem Ende zu; durch das niedrige Mansardenfenster fällt ein letzter, bleicher Tagesschimmer in das öde, kahle Dachzimmerchen, das mit seinen getünchten Wänden und dem dürftigen Hausrat einen armseligen Eindruck hervorruft. Im Stübchen ist's bitterkalt, und die junge, blasse Frau in der düsteren Trauerkleidung schauert fröstelnd zusammen. Mit einer müden Bewegung streicht sie das dunkle Haar aus der Stirn, dann erhebt sie sich langsam und zündet die Lampe an, deren matter Lichtschein das Zimmer nicht freundlicher macht. „Arme Kleine," murmelt die junge Witwe mit einem wehmütigen Blick auf ihr Töchterchen, „zu früh hast du den Vater verloren! Warum mußte er uns entrissen werden, den wir so lieb hatten, der so treu für uns sorgte, der unser Halt und unsere Stütze war — warum, ach, warum?" — In fassungslosem Schmerz neigt sie das Haupt, und heiße Thränen fallen auf das blonde Haar ihres Lieblings, der sich eng an die Mutter schmiegt. „Mutti," klingt die rührende Stimme des Kindes, „du sollst nicht weinen — ich bin doch hier — und so brav bin ich gewesen den ganzen Tag; du hast doch gesagt, wenn ich artig bin, kochst du mir eine schöne Milchsuppe, und Brot willst du mir geben und einen Apfel — komm', Mutti, wir wollen essen — mich hungert so sehr..." „Dich hungert?! O, mein Gott — und ich habe weder Nahrungsmittel noch Geld mehr in meinem Besitz — nichts, nichts — alles Entbehrliche ist verkauft und niemand giebt mir Arbeit in der fremden Stadt; an wieviel Thüren hab' ich schon geklopft — immer vergeblich. — ‚Wer sind Sie denn? Wir kennen Sie ja gar nicht!' heißt es überall — — Was soll ich nur thun?" — In dumpfer Verzweiflung starrt die junge Frau vor sich hin: „Kein Brot im Hause und mein Kind hungert!"... Plötzlich fährt sie empor, ein schwaches Rot überfliegt ihre schmalen Wangen — ja, so wird es gehen — sie muß es wenigstens versuchen. Vielleicht giebt ihr der Goldschmied nebenan ein paar Mark für das goldene Kreuzchen, das Einsegnungsgeschenk ihrer verstorbenen Mutter, ein Kleinod, von dem sie sich nie hat trennen wollen. — „Komm', mein Herz," sagt sie liebevoll, „ich bringe dich hinüber zu unserer Flurnachbarin, der Frau Jürgens; dort bist du gut aufgehoben, bis ich zurückkomme." Während sie mit zitternden Händen das kleine Kreuz hervorsucht, seufzt sie leise. „Wieder ein schwerer Gang" — flüstert sie, „aber es muß sein! Ich geh' ihn ja für mein Kind, für mein armes, kleines Mädchen — —" Das lacht und plaudert indessen nach Kinderart und meint: „Frau Jürgens ist eine gute Frau, nicht, Mutter? Die schenkt mir gewiß einen von den schönen Bratäpfeln, die sie immer in der Ofenröhre hat — und den besten hebt sie für dich auf, wenn du wiederkommst. Ach, Bratäpfel eß ich zu gern — du auch, gelt?" Die blasse Frau nickt bejahend — Glückliche Kinderzeit, denkt sie — trotz alledem!...

H. T.

Wann kehren unsere Zugvögel heim? Diese Frage beantwortet ein Vogelliebhaber auf Grund vieljähriger Beobachtungen. Den Reigen eröffnet die Lerche. Sie trifft meistens am 11. Februar ein. Kurz darauf erscheint der Staar. Beide langen zu einer Zeit bei uns an, in der gewöhnlich noch alles in Schnee und Eis liegt. Nach einer längeren Pause folgt am 8. März die zierliche Bachstelze, am 19. März die wilde Taube und Ende März das in bunte Farben gekleidete Rotschwänzchen. Der April mit seinem wärmeren, aber unbeständigen Wetter bringt uns am 14. die traulichen Schwalben und am 26. den Kuckuck. Einer der letzten Ankömmlinge ist die Goldamsel, deren Durchschnittstermin der 7. Mai ist.

Leonardo da Vinci und die Flugmaschine. Die Flugmaschine gehört ja jetzt zu den brennendsten Tagesfragen. In sozusagen allen Ländern beschäftigen sich zahlreiche Erfinder mit der Lösung des schwierigen Problems. Deshalb ist es vielleicht von Interesse, von den Versuchen zu hören, die einer der berühmtesten Maler des Mittelalters Leonardo da Vinci anstellte, um die Aufgabe zu lösen.

Dieser Mann war nämlich ein wahres Universalgenie, bedeutend sowohl als Naturforscher, Mechaniker, Physiker, wie als Maler. Er lebte von 1452 bis 1519 und war der eigentliche Erfinder des Fallschirms, der gewöhnlich dem im 18. Jahrhundert lebenden Franzosen Pilâtre de Rozier oder le Normand zugeschrieben wird.

Da Vinci beschäftigte sich mit Vorliebe mit allen die Luftschiffahrt betreffenden Fragen. So ließ er im Jahre 1514 verschiedene aus Wachstaffet verfertigte, Menschen und Tiere darstellende Figuren, die er mit heißer Luft füllte, hoch steigen. Er ist also der eigentliche Erfinder des Luftballons.

Was nun den Fallschirm betrifft, so schreibt Leonardo: „Wenn jemand ein Zeltdach von steifem Leinen nimmt, das 10 Meter breit und 10 Meter lang ist, so kann er sich ohne Gefahr von einem beliebig hohen Punkt herabstürzen.“

Ungefähr gleichzeitig beschäftigte er sich mit verschiedenen Plänen, um dem Menschen die höhere Atmosphäre zugänglich zu machen. Unter diesen war auch die sogenannte Luftschraube, die in etwas anderer Form heute ja ein beliebtes Spielzeug ist. Hierzu hat er Zeichnungen und detaillierte Beschreibungen geliefert.

Auch den Wasserdampf will da Vinci bereits verwerten, um Schiffe vorwärts zu treiben.

Schließlich hat sich der berühmte Künstler mit dem Versuch beschäftigt, Flügel, wie diejenigen der Vögel, zu konstruieren, die einen Menschen tragen sollen. Auch hier liefert er erläuternde Zeichnungen, die einen Apparat darstellen, der die Flügel eines Vogels mit Gliedern, Sehnen und Muskulatur trägt. Mit Hülfe starker Schnüre sollten die Flügel gehoben und gesenkt werden, und um die Luft besser zu saugen, waren sie etwas hohl. Ein kleinerer Seitenflügel in Verbindung mit einer Axe und Gewichtstange sollte die Bewegung regelmäßig machen. Die Konstruktion ist an und für sich geradezu genial und

ein wirklich mechanisches Kunstwerk, nur hat er die Frage nicht berücksichtigt, ob ein Mensch genügend Kraft hat, um ein Paar Flügel von der nötigen Größe zu bewegen.

Ohne Zweifel enthalten die Manuskripte, die der Maler „des letzten Abendmahls“ hinterlassen hat, die Grundzüge zu manchen Erfindungen, die man später Andern zugeschrieben hat.

Unter falscher Flagge. Dem gewerbsmäßigen Gauner und Glücksritter wird es heutzutage im allgemeinen nicht gerade leicht gemacht, auf Kosten seiner Mitmenschen zu leben. Zwar giebt es immer noch zahlreiche Leute, die vertrauensselig genug sind, um auf den plumpesten Betrug hereinzufallen. Aber die fortgesetzten Warnungen der Presse, die Veröffentlichung der gerichtlichen Verhandlungen gegen Betrüger, die besonders geschickt „arbeiten“, verfehlen auf die Dauer ihren Zweck nicht. Sie mahnen allmählich auch den Vertrauensseligsten zur Vorsicht, und nicht selten gehört ein beträchtlicher Aufwand von Geschick, Dreistigkeit, Gleichgültigkeit und Verwegenheit dazu, um eine ins Werk gesetzte Gaunerei einem erfolgreichen Ende zuzuführen.

Hält da vor einem der ersten Juwelierläden Madrids eines Nachmittags eine elegante Equipage, der eine von einer Amme mit einem reichgekleideten Baby begleitete Dame entsteigt. Sie läßt sich verschiedenes wertvolles Geschmeide vorlegen, kann aber durchaus nicht in ihrer Wahl schlüssig werden. Schließlich nimmt sie einige der kostbarsten Etuis zusammen und erklärt, sie wolle damit zu ihrem Manne gehen, der sich in einem nahegelegenen Klublokale befinde und ihr bei der Wahl helfen solle; und als ob es sich um die natürlichste Sache der Welt handele, schreitet sie zur Thür hinaus. Der Juwelier, der sich nichts Böses denkt, da Amme, Kind und Equipage zurückbleiben, erfährt bald zu seinem Entsetzen, daß das Baby am Tage zuvor dem Findelhause entnommen, die Amme aber erst vor einigen Stunden gemietet worden ist, ebenso die vor der Thür haltende Equipage. Er eilt zur Polizei, er setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um die Ergreifung der Juwelendiebin zu ermöglichen. Aber alle seine Bemühungen sind vergeblich. Die Dame ist unauffindbar, und ebenso unauffindbar sind die Juwelen, die sie hat mitgehen heißen.

Mit nicht geringerer Dreistigkeit als die spanische Hochstaplerin trat in Tarnopol einer ihrer Zunftgenossen auf. Dort betritt in vorgerückter Nachtstunde ein vornehm gekleideter, junger Mann das erste Café der Stadt. Die Kassiererin ist bereits hinterm Buffet eingenickt, und auch der Zahlkellner sitzt irgendwo in einer Ecke im Halbschlummer. Um das Dienstpersonal auf die Beine zu bringen, schlägt der Gast mit seinem Spazierstock einen Spiegel in Trümmer. Als ein Kellner dagegen protestiert, fährt ihn der Fremde an: „Was liegt mir daran! Zehn solcher Spiegel bezahle ich! Bring' mir eine Flasche Champagner!“ Gleichzeitig zieht er aus einer mit Hundertguldennoten vollgepfropften Brieftasche einen Hunderter heraus und wirft ihn auf den Tisch. Während er dann gemächlich die Flasche leert, läßt er sich die Rechnung geben — 8 Gulden der Champagner und 20 Gulden der Spiegel — und schiebt dem Zahlkellner den Hunderter hin, der mit

tiefer Verbeugung die Note entgegennimmt und die herauszugebenden 72 Gulden auf den Tisch zählt. Nachlässig schiebt ihm der Gast als Trinkgeld einen Fünfguldenschein hin, giebt auch noch dem bedienenden Kellner zwei Gulden und geht. Am anderen Tage erweist sich der Hunderter als ein — Falsifikat.

Ein Seitenstück hierzu bietet ein Fall, der sich vor einiger Zeit in Budapest ereignete. Schauplatz: ein Bureauvorzimmer des königlich ungarischen Unterrichtsministeriums. Zeit: Mittags. Aus der Amtsstube des Herrn Sekretärs Dr. X. kommt ein fremder Herr ins Vorzimmer heraus. Augenscheinlich hat er seine Angelegenheit erledigt und er rüstet sich zum Fortgehen. In der Hand hält er seine Wintermütze, über dem Arm hat er einen Winterpaletot hängen. Da er sich diesen anziehen will, fällt ihm die Mütze aus der Hand. In herrischem Tone sagt er zu dem im Vorzimmer sitzenden Amtsdiener: „Sie, heben Sie mir die Mütze auf." Der Diener denkt sich: „Wer befiehlt, der ist gewiß ein vornehmer Herr," und er gehorcht. „So, jetzt helfen Sie mir den Rock anziehen!" Auch das thut der Diener, wobei er im stillen die Wahrnehmung macht, daß der vornehme Herr einen schlechten Schneider haben müsse, denn der Winterrock ist ihm viel zu eng, so daß er nur mit Mühe hinein kann. Dann entfernt sich der Besucher, der seine Vornehmheit auch dadurch bekundet, daß er weder grüßt, noch ein Trinkgeld giebt. Eine Stunde später will der Herr Sekretär das Bureau verlassen. Sein Winterrock und seine Astrachanmütze sind verschwunden, und nun erst wird dem Diener klar, daß vor seinen Augen ein Diebstahl begangen worden ist, ja, daß er, streng genommen, selbst zu dem Diebstahl Beihilfe geleistet hat.

Schließlich sei hier noch eine gelungene Gaunerei mitgeteilt, deren Schauplatz die belgische Hauptstadt war. Bei einem Brüsseler Spezereiwarenhändler erscheint ein älterer Musikschüler, der eine Schachtel Sardinen und „ein Viertel Chester" kauft. Als er diese Waren bezahlen soll, stellt er fest, daß er sein Geld zu Hause vergessen hat. Er bittet den Krämer, eine Violine, die er in einem Violinkasten unter dem Arme hat, als Pfand zurückzubehalten und geht mit dem Käse und den Sardinen nach Hause. Eine Viertelstunde später hält vor dem Spezereiladen ein elegantes „Coupé," welchem ein vornehmer Herr und eine elegant gekleidete Dame entsteigen. Das Paar betritt den Laden, und während Madame zahllose Kleinigkeiten einkauft, vertreibt sich der offenbar gelangweilte, vornehme Herr die Zeit damit, die ausgelegten Waren zu mustern. Bei dieser Gelegenheit fällt ihm auch der Violinkasten ins Auge; er öffnet ihn, nimmt die Violine heraus, prüft sie mit Kennermiene und stößt plötzlich einen Schrei freudiger Ueberraschung aus. Dann flüstert er der Dame etwas ins Ohr; die Dame scheint durch ein Nicken ihre Zustimmung zu erkennen zu geben, worauf der vornehme Herr zu dem Krämer sagt: „Ich bin Künstler und würde Ihnen gern die Geige abkaufen." — „Das geht nicht," erwidert der Kaufmann, „denn die Geige gehört nicht mir." Darauf erzählt er etwas umständlich, auf welche Weise das Instrument in seinen Laden ge-

kommen sei. Der vornehme Herr teilt nun dem Krämer mit wenigen Worten mit, daß die Geige ein echter Stradivarius sei und daß er bereit wäre, 7000 Francs für das edle Instrument zu zahlen. „Kaufen Sie," fährt er fort, „dem Musikschüler die Geige ab; ich komme morgen früh wieder und bringe Ihnen 7000 Francs. Wenn Sie bei dem Geschäft etwas verdienen können, um so besser für Sie." Spricht's und steigt mit der eleganten Dame in den Wagen, der bald darauf davonrollt. Eine Stunde später erscheint der ältere Musikschüler, um die Sardinen und den Chester zu bezahlen und seine Violine einzulösen. Der Krämer empfängt ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit, führt ihn in ein Hinterzimmerchen, setzt ihm ein Glas Portwein vor und sagt dann ungefähr folgendes: „Ich bin nur ein einfacher Kaufmann, aber ich liebe die Kunst und die Künstler. Sie gefallen mir, es liegt so etwas in Ihrer Persönlichkeit, was mich sofort zu Ihnen hingezogen hat. Ich weiß sehr gut, daß die jungen Kunstschüler gewöhnlich nicht mit Reichtümern gesegnet sind. Deshalb will ich etwas für Sie thun. Verkaufen Sie mir Ihre alte, abgenutzte Violine — ich gebe Ihnen 500 Francs dafür; die Sardinen und den Chester brauchen Sie auch nicht zu bezahlen." Mit Thränen der Rührung im Auge dankt der ältere Musikschüler dem Kunstfreund hinter der Heringstonne für seine wahrhaft noble Handlungsweise und sagt schluchzend: „Ich werde nie vergessen, mit welchem Zartgefühl Sie mir eine Wohlthat erweisen, die mich für längere Zeit von aller Not befreit!" Dann nimmt er fünf nagelneue Hundertscheine in Empfang und verabschiedet sich, nachdem er dem Krämer noch einmal für seine geradezu fürstliche Freigebigkeit gedankt hat. Der naive Spezereihändler aber wartet noch heute auf die Dame und den vornehmen Herrn, die die 7000 Francs bringen sollen. Er hat jetzt endlich eingesehen, daß er das Opfer dreier Gauner geworden ist, die sich zusammengethan haben, um seine Naivetät auszubeuten. Die Brüsseler Staatsanwaltschaft hat wegen des Schwindelmanövers ein Verfahren gegen „Unbekannt" eingeleitet; es dürfte aber schwer sein, das Gaunertrio ausfindig zu machen. Die „echte" Stradivarius-Geige ist von Kennern abgeschätzt worden: sie hat einen Wert von — 6 Francs.

Ein origineller „Identitäts"-Nachweis. Ein Seiltänzer und gelegentlich auch Tierbändiger und Tierabrichter fand sich kürzlich auf der Post in Meaux bei Paris ein, um einen Brief abzuholen. Da er sich darauf verließ, in „ganz Europa" unter dem Namen Nikolas Bruskai bekannt zu sein, so war er sehr erstaunt, als ihn der Postbeamte fragte: „Haben Sie vielleicht Papiere, die Ihre Identität beweisen können, eine Mietsquittung, einen Jagdschein, Militärpapiere oder dergleichen?" „Nein," erwiderte er. „In diesem Falle," erklärte der Beamte, „kann ich Ihnen nichts geben." „Genügt Ihnen vielleicht," fragte nun Bruskai, „daß ich Ihnen sage, von wo ich den Brief erwarte? Er muß aus Prag in Böhmen kommen." Der Beamte suchte in einem ganzen Pack Briefe; nach einer Weile besah er einen Brief genau und sagte: „In der That, da ist ein Brief mit dem Poststempel Prag und der Adresse an Herrn Nikolas Bruskai. Ich glaube gern,

daß er für Sie bestimmt ist, aber ich kann Ihnen denselben nicht ausliefern, wenn Sie mir keine Beweise bringen, daß Sie wirklich Herr Bruskai sind. Wer sagt mir, daß Sie Bruskai heißen und nicht Durand? Der Brief ist nicht eingeschrieben, und ich will gern nicht die ganze Strenge der Vorschrift anwenden. Legen Sie mir irgend ein Beweisstück vor oder bringen Sie mir einen Zeugen her; das wird genügen." „Gut," sagte Bruskai, und entfernte sich. Nach Verlauf von etwa einer Stunde kam er wieder, mit einem verschmitzten Lächeln auf den Zügen. Er drückte sein Gesicht an das Gitter und rief in das Bureau hinein: „Da bin ich wieder! Ich bin's!" „Ich? Wer Ich?" war die etwas schroffe Antwort des Postbeamten. „Ich! Bruskai! Wissen Sie, ich komme wegen des Briefes aus Prag!" „Richtig," bemerkte der Beamte. „Nun, haben Sie sich das Nötige verschafft?" „Ich denke, ja!" war die Antwort. „Nun, so zeigen Sie Ihre Beweisstücke vor!" „Das heißt," erwiderte jetzt der Trapezkünstler etwas zögernd, „ich kann sie nicht hereinbringen; das geht nicht. Auch habe ich zwei Zeugen. Aber es geht wohl ebenfalls nicht an, daß ich sie hereinbringe. Wollten Sie wohl die Güte haben, mit mir auf eine Minute hinauszugehen?" Der Beamte war neugierig und ging mit hinaus. Draußen stand ein Wägelchen mit einem Pony bespannt. „Das sind meine Beweisstücke," sagte Bruskai; „ich habe keine anderen. Aber ich denke, sie werden genügen, denn hier auf dem Wägelchen sehen Sie mit großen weißen Buchstaben meinen Namen gemalt: Nikolas Bruskai!" Es war in der That höchst wahrscheinlich, daß das Wägelchen dem gehörte, der den Brief aus Prag verlangte, und nicht etwa dem Prinzen von Wales. „Ich sehe wohl Ihre Papiere, die von Holz sind," sagte er; „aber wo sind Ihre Zeugen?" Der Künstler öffnete einen Kasten des Wägelchens, streckte seinen Arm hinein und brachte einen Papagei heraus, den er höflich begrüßte. „Bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Sie störe, Herr Papagei," sagte er, „aber Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir sagen würden, mit wem Sie augenblicklich zu sprechen die Ehre haben." „Cochon" (Schwein), kreischte der Papagei. „Sie sind nicht höflich, mein Herr," fuhr der Künstler fort, „aber angenommen, der Mann, mit dem Sie sprechen, sei ein Schwein, — können Sie mir vielleicht sagen, wie dieses Schwein heißt?" „Bruskai Nikolas," gurgelte jetzt der Vogel deutlich. „Gut! Sehr gut! Sie können jetzt in Ihr Haus zurückkehren." Der Papagei wanderte wieder in seinen Kasten. Dann wandte sich der Künstler zu dem Pony. „Patrik," so redete er den Vierfüßler an, „bist du nicht das Lieblingspferd des Kaisers von China?" Patrik schüttelte energisch verneinend mit dem Kopfe. „Man behauptet, du gehörest einem gewissen Nikolas Bruskai; ist das wahr?" Patrik nickte ganz entschieden mit dem Kopfe, was in der Geberdensprache der Pferde wie der Menschen „Ja" bedeutet. „Und dieses Fuhrwerk," fragte der Künstler weiter, „gehört es vielleicht auch Herrn Bruskai?" Abermals erfolgte ein entschiedenes Ja. „Schwöre es bei deiner Ehre!" gebot der Künstler. Das Pferdchen hob den rechten Vorderfuß hoch und nieste mit einer solchen Aufrichtigkeit, daß der hartnäckige Bureaukrat endlich überzeugt war. „Ich

kann den guten Glauben Ihrer ehrenwerten Zeugen nicht in Zweifel ziehen," sagte er. Dann zog er den Brief aus Prag aus der Tasche und überreichte ihn dem Adressaten, endlich überzeugt, daß er wirklich den Nikolas Bruskai und keinen andern vor sich habe.

Pariser Geldjäger. In Paris leben über 200 Menschen, deren einzige Beschäftigung darin besteht, daß sie die Straßen nach verlorenen Münzen absuchen. Sie nennen sich „Filonneurs". Schlendert man durch die Stadt, so stößt man häufig auf in Lumpen gekleidete Männer, die sich im Gänseschritt langsam mit auf die Erde gerichteten Augen einherbewegen. Von Zeit zu Zeit sieht man, wie der eine oder andere von ihnen sich bückt, um etwas aufzunehmen.

Arnold Galopin erzählt in einem Pariser Blatt, daß er einer solchen Gruppe eine Viertelstunde gefolgt sei. Als einige von ihnen sich auf einer Bank niederließen, fragte er sie, was sie suchten. „Wir suchen Geld," antwortete einer der Leute, und auf Galopins weitere Fragen gab er folgenden Bescheid: „Der Verdienst ist kein großer, ernährt uns aber. Ich kenne Männer, die an einem Tage ihre drei Francs finden, der Durchschnitt dürfte ein und ein halber sein. Der Winter ist die beste Zeit. Dann tragen die Leute Handschuhe, und während sie einem Droschkenkutscher bezahlen oder ein Blatt kaufen, verlieren sie leicht ein Geldstück. Unsere Augen gewöhnen sich durch die lange Uebung an das Finden. So leicht übersehen wir keine Münze. Der Anfänger giebt sich Mühe genug, er aber sieht nicht in der richtigen Weise. Er findet gelegentlich ein Geldstück, während dem geschulten Geldjäger auch die kleinste Münze nicht entgeht."

Während der Mann dies erzählte, waren seine Kollegen schon auf der Bank eingeschlafen. „Ja, unser Handwerk ist anstrengend, oft sind wir schachmatt, unsere Beine versagen, und wir leiden an den fürchterlichsten Kopfschmerzen. Denn es giebt nichts Ermüdenderes, als in langsamem Tempo, den Blick stets auf die Erde gerichtet, einherzugehen. Man wird schwindelig und hat das Gefühl des Berauschtseins. Gewöhnlich arbeiten wir mit Verwandten und Freunden zusammen. Früh am Morgen brechen wir auf und gehen wie eine Prozession einen bestimmten Weg, eigentlich Jagd machen wir aber nur in den Hauptstraßen. Unser Hauptoperationsfeld sind die Boulevards, die Opera Avenue, Rue de la Paix und rechts über dem Boulevard Malesherbes nach der Avenue du Bois de Boulogne. Mit großer Sorgfalt bejagen wir die Reitwege, die infolge der Beweglichkeit der Pferde oft buchstäblich mit Münzen besät sind. Einmal fand ich ein Portemonnaie mit vielem Geld. Da es auch die Karte des Besitzers enthielt, brachte ich ihm sein Eigentum zurück und empfing als Belohnung drei Francs. Aus dieser Veranlassung kaufte ich meiner Frau ein Theaterbillet, ich selbst gönnte mir am Nachmittag Ruhe. Statt meinem Geschäft nachzugehen, setzte ich mich auf eine Bank und ließ die Automobile an mir vorbeirasen."

Die älteste Zeitung. Der römische Schriftsteller Cajus Suetonius Tranquillus berichtet, daß die erste aller Zeitungen in Rom als Reichsanzeiger „Acta diurna" erschien und von keinem Geringeren, als Julius

Cäsar redigiert wurde. Er schildert die „Acta" als eine Autorität, die allgemein anerkannt wurde. Ihre Auflage betrug aber nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Exemplare. Davon wurde eins auf dem Kapitol niedergelegt, während die andern die Runde durch die Stadt Rom machten oder in die Provinzen versandt wurden. Die Berichterstatter, die sogenannten Actuarii, wurden aus den intelligentesten Männern gewählt. Tacitus sagt in seinen Annalen, daß das Heer, sowie das Publikum die „Acta" stets mit größter Spannung erwarten.

Das Alter der Vögel. Die Vögel haben es insoweit besser, als die Menschen, als ihr Aeußeres mit dem zunehmenden Alter nur sehr unbedeutenden Veränderungen unterworfen ist. Eigenschaften, die man oft für Zeichen herannahenden Alters angesehen hat: schlechte und zerrissene Federbekleidung, Mißbildung des Schnabels oder der Krallen, sind gewöhnlich der einen oder andern Krankheit des Tieres zuzuschreiben. Sehen wir von ihrem Aussehen als Junge oder ihrer wechselnden Sommer- und Winterbekleidung ab, so macht ein fünfzigjähriger Vogel denselben Eindruck, wie ein fünfjähriger. Ueber das Alter, welches einzelne Vögel in der Gefangenschaft erreichten, berichtet eine ornithologische Zeitschrift: Eine Nachtigall wurde 15 Jahre, eine Drossel 17, ein Stieglitz 23, eine Feldlerche 24, Raben brachten es auf ein Alter von 50 Jahren, ein grauer Papagei wurde 52 und eine Eule sogar 68 Jahre. Auch die Wasservögel leben sehr lange. Ein Reiher erreichte ein Alter von 60 Jahten, ein Schwan 72 und eine Gans 80 Jahre. Ob die Vögel, wenn sie in der Freiheit leben, ein hohes Alter erreichen, ist wohl sehr zweifelhaft.

Schorle-Morle bedeutet eine Mischung von Wein und Selterwasser. Ueber die Entstehung des sonderbaren Namens giebt eine Würzburger Ueberlieferung folgende, freilich etwas gewagt klingende Erklärung. Im Jahre 1813 residierte im St. Gallushof in Würzburg Marschall Augerau, der von Napoleon zum Gouverneur von Frankfurt und Würzburg ernannt worden war. Er war trotz seiner 56 Jahre als Generalgouverneur von Würzburg ein flotter Lebemann, und im Hof ad St. Gallum ging es damals hoch her. Er hat sich um den Würzburger Durst unsterbliche Verdienste erworben durch die Erfindung des „Schorle-Morle". Sein Lieblingsgetränk war nämlich alter Wein, mit Mineralwasser von Niederselters gemischt, das er sich nach Würzburg nachsenden ließ, und sein stehender Trinkspruch, wenn er mit dem perlenden, prickelnden Trunk anstieß: „Toujours l'amour!" (Immer die Liebe). Die Würzburger adoptierten diese mit altem Frankenwein so treffliche Mischung mitsamt dem Trinkspruch des Marschalls. Das „tou" wurde der Kürze halber weggelassen, und so entstand für das Getränk der Name „Schurlamur", was sich alsbald in das gemütlichere „Schorle-Morle" verwandelte.

Zeit und Ewigkeit. Ein Schwätzer frug einen Geistlichen, welcher Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit bestehe. „Wenn ich mir die Zeit nehmen würde," antwortete der Prediger, „Ihnen das auseinander zu setzen, so brauchten Sie eine Ewigkeit, mich zu verstehn."

Das Alter der Fische. Das höchste Alter, welches ein Fisch erreichen kann, wird auf 600 Jahre geschätzt. Ein Karpfen kann über 500 Jahre alt werden, und man behauptet, daß die kaiserlich russischen Aquarien mehrere so alte Fische besitzen. — Von dem gewöhnlichen Goldfisch weiß man, daß er oft über 100 Jahre alt wird. Im Museum in Mannheim wird das Skelett eines Hechtes aufbewahrt, der 1497 bei Kaiserslautern gefangen wurde. In seinen Kiemen hängt ein Ring mit folgender Inschrift: Ich bin der erste Fisch, der am 5. Oktober 1230 von dem Beherrscher der Welt, Friedrich dem Zweiten, in diesem See ausgesetzt wurde. Dieser Hecht war, als er gefangen wurde, somit also wenigstens 267 Jahre alt.

Eigenartige Uhren. Peter Hell, ein geborener Nürnberger, verfertigte bekanntlich Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die ersten Taschenuhren, die wegen ihrer ovalen Form und zu Ehren seines Geburtsortes Nürnberger Eier genannt wurden. Ein italienischer Dichter besang diese Uhren in einem Sonett. Die Uhren waren aber sehr teuer. Deshalb fanden sie nur langsam Eingang und wurden nur von Reichen und Vornehmen getragen. In einer 1530 in Antwerpen erschienenen Schrift wird ihrer, als einer „der bedeutendsten Erfindungen der Neuzeit“ Erwähnung gethan. — Häufig wurden auch Totenschädel als Uhren benutzt. Auch Maria Stuart besaß eine solche. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es Leute, die ständig zwei Uhren trugen. Ein Spötter berichtet aus jener Zeit, daß „geleckte Zieraffen und Seladons einen langen Stock, einen Paradedegen in silberner Scheide, einen Ring, zwei Uhren und eine vergoldete Schnupftabaksdose“ zu tragen pflegen. So seltsam manche dieser Uhren auch geformt waren, so vorzüglich war doch meistens das Uhrwerk.

Der Kreisarzt und der Ortsvorsteher. Ein Kreisarzt wollte eine statistische Tabelle über die Sterblichkeit in seinem Bezirk aufstellen und wandte sich deshalb an alle Ortsvorsteher mit der Bitte, ihm mitzuteilen, wie viel Personen wohl jährlich in ihrer Gemeinde sterben möchten. Ein Ortsvorsteher, der die Anfrage mißverstand, antwortete kurz: „In unserer Gemeinde mag keiner sterben.“ Der Arzt fragte darauf, wie viele denn jährlich durchschnittlich sterben könnten und empfing den umgehenden Bescheid: „Bei uns können alle sterben.“ Zum dritten Male setzte sich der Doktor hin und bat diesmal, ihm mitzuteilen, wie viele Personen etwa in einem Jahre in jener Gemeinde sterben dürften. Die dritte Antwort lautete: „Sterben darf hier, wer will und muß, denn der unterzeichnete Ortsvorsteher kann es niemandem verbieten.“ Der Kreisarzt mußte schließlich den Bezirk aus der Tabelle streichen.

Der Königssalut. Der sogenannte Königssalut von 101 Schüssen ist lange Zeit der Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen, ohne daß es gelungen ist, den Ursprung dieser eigenartigen Zahl festzustellen. Mit ziemlicher Sicherheit liegen ihm folgende historische Momente zu Grunde. Als der Kaiser Maximilian I. in Augsburg einzog, sollten ihm zu Ehren 100 Kanonenschüsse abgefeuert werden. Der den Salut kommandierende Konstablermeister war aber beim Zählen der abgegebenen

Schüsse nicht ganz aufmerksam gewesen, und damit dem Kaiser auch sein Recht würde, ließ er der Sicherheit wegen noch einen Schuß zugeben, und so wurden denn, wie von mehreren Seiten gezählt, 101 Schüsse abgefeuert. — Von Augsburg zog der Kaiser nach Nürnberg und die Nürnberger, die den Augsburgern nicht nachstehen wollten, empfingen den Kaiser gleichfalls mit 101 Schüssen. So hat sich der sogenannte Königssalut von 101 Schüssen bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die ältesten Blitzableiter. Die Erfindung der Blitzableiter wird gewöhnlich Benjamin Franklin zugeschrieben, von dem Turgat bekanntlich sagte: „Er entriß dem Himmel das Licht und den Tyrannen das Szepter.“ Daß aber schon lange vor Franklins Zeit eine Art Blitzableiter bekannt war, geht aus einer Stelle in dem Teil der Werke des römischen Naturforschers Plinius hervor, der uns aufbewahrt wurde. Plinius erzählt hierin, daß Numa, der zweite König in Rom, die Macht besessen hat, den Blitz in die Erde abzuleiten. Er berichtet ausdrücklich, daß Numa Pompilius die Art seiner Anwendung kannte und daß er sie seinen Nachfolger Tullus Hostilius lehrte, dieser aber bei der falschen Benutzung der Methode sein Leben verlor. Es heißt bei Plinius: „In dem Augenblick, als Tullus Hostilius den Blitz nach Numas Anweisung, aber in falschem Verständnis, abzuleiten versuchte, wurde er von dem Blitzschlag getroffen.“ — Eine ähnliche Andeutung findet man in Lucans Werken. Dieser erzählt von einem, in Etrurien lebenden Naturforscher, Namens Aruns, „daß er in betreff der Bewegungen des Blitzes sehr erfahren gewesen sei“ und an einer andern Stelle berichtet er von demselben Aruns, „daß er das Feuer des Blitzes, das in der Luft verteilt war, gesammelt und in der Erde vergraben habe.“ Diese Stellen lassen sich nun dadurch erklären, daß hier die eine oder andere Methode der Blitzableitung vorgelegen haben muß. Später ist sie aber wieder verloren gegangen, und erst Benjamin Franklin hat ganz selbständig den Blitzableiter erfunden, den wir noch heutigen Tages in zwar etwas veränderter Form in Anwendung bringen.

Die Uhr als Maschine. An keine Maschine werden solche Anforderungen in Bezug auf Kraftaufwand gestellt wie an die Taschenuhr. Die bei uns im Gebrauch stehenden Taschenuhren sind größtenteils so eingerichtet, daß die Unruhe in der Sekunde fünf Schwingungen macht, was für das ganze Jahr die ungeheure Zahl von 157680000 Schwingungen ergiebt. Der Durchmesser der Unruhe einer Herrenankeruhr beträgt durchschnittlich 18 mm, der Umfang derselben also 56,52 mm. Rechnet man nun für jede Schwingung der Unruhe eine Umdrehung derselben, so legt dieselbe während einer solchen einen Weg von 56,52 mm zurück. Denkt man sich weiter die Schwingung der Unruhe nicht hin- und hergehend, sondern fortgeführt, so würde die Unruhe in jeder Sekunde einen Weg von 282,6 mm oder 28,26 cm zurücklegen, daher in einer Minute einen solchen von 16,956 m, in einer Stunde von 1 km 17,36 m, in einem Tage von 24 km 416,64 m und in einem gewöhnlichen Jahre von 8912 km 73,60 m. Nun beträgt

aber bei guten Uhren die Umdrehung der Unruhe nicht bloß den einfachen Umfang derselben, sondern noch die Hälfte derselben mehr, wodurch dann auch der gesamte zurückgelegte Weg um die Hälfte der oben angeführten Summen verlängert wird. Bedenkt man nun, daß die Achsen der Unruhe nur 0,1 mm dick sind und daß die Uhr ununterbrochen jahraus jahrein im Gange sich befindet, daß sie ferner mit peinlicher Genauigkeit gehen soll, so kann man sich einen Begriff machen von den Anforderungen, die man an diese winzige Maschine stellt. Keiner Maschine, und wenn sie hunderte von Pferdekräften repräsentierte, wird zugemutet, jahrelang unausgesetzt und ohne die geringste Pflege als Kraftersetzung zu funktionieren. Soll deshalb eine Uhr in gutem Zustande erhalten werden, so daß sie immer richtig geht, so ist es vor allen Dingen nötig, daß man sie bei der großen Kraftanstrengung, welche sie unausgesetzt auszuüben hat, nicht länger als zwei Jahre ohne Reinigung gehen läßt. Diese Reinigung dürfte am einfachsten dadurch zu bewerkstelligen sein, daß man die geöffnete Uhr in eine vollständig sie bedeckende Menge ganz reinen Benzins bringt, darin etwas bewegt und diese Prozedur einige Male wiederholt. Die Uhr trocknet dann infolge der schnellen Verflüchtigung des Benzins von selbst.

Ihre Rache? Vor einiger Zeit erregte eine junge Schauspielerin, die sich Ruby Russell nannte, die Bewunderung der Londoner Männerwelt. Sie war entschieden talentiert; sie war eine geborene Künstlerin; sie war ein aufgehender „Stern“. Was aber diese Bewunderung hervorrief, war nicht die Kunst, sondern die berückende Schönheit des jungen Mädchens, das kaum achtzehn Jahre zählte. Eines Tages jedoch verschwand Ruby Russell, und erst, als die Zeitungen der Besorgnis Ausdruck gaben, daß sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen, traf ein Brief von ihr ein, in dem sie kurz erklärte, daß sie der Künstlerlaufbahn entsagt habe und im Begriff stehe, eine längere „Erholungsreise“ anzutreten.

Diesen Entschluß führte Ruby Russell aus; sie reiste aber zu ihrer „Erholung“ nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit einem jungen Arzt, Dr. Woodburn Heron, einem ungewöhnlich schönen Manne, in den sie allem Anschein nach sterblich verliebt war, und der ihre Gefühle zu erwidern schien. Sie begaben sich nach Kapstadt, wo Dr. Heron über ein Jahr lang erfolgreich praktizierte; sie lebten als Mann und Frau, und die Welt wußte es nicht anders. Dann kehrten sie nach London zurück und mieteten sich da als Dr. und Mrs. Heron in Lillie-Road, Brompton, ein.

Ihr Zusammenleben war bis dahin ungetrübt; die Hauswirtin hielt sie für das glücklichste Ehepaar, das sie je gesehen. Eines Abends ging sie aus, um einige Einkäufe zu besorgen, und als sie zurückkehrte, war sie entsetzt. Mrs. Heron lag im Sterben. Sie war unwohl gewesen; sie hatte den Tag über das Bett gehütet und war von argen Kopfschmerzen geplagt. Als die Hauswirtin ausgegangen war und Dr. Heron seiner „Frau“ das Nachtmahl ins Zimmer brachte, fand er sie, wie er aussagte, ohnmächtig. Ihr Aussehen erschreckte ihn. Er zog die Klingel, und als niemand

kam und er sich allein im Hause befand, lief er auf die Straße und rief nach Hilfe. Ein Polizist war zur Stelle, er sandte ihn nach einem Arzt und stürzte in das Haus zurück, das alsbald von einer neugierigen Menge belagert war, die von einem „neuen Mord“ sprach. Der zuerst herbeigerufene Arzt sandte noch nach zwei anderen Aerzten, und alle drei bemühten sich um die Bewußtlose, vermochten aber nicht, die eingetretene Ebbe des Lebens aufzuhalten. Ruby Russell starb, als der junge Tag erwachte. Die Aerzte waren der Ansicht, es handle sich um ein Geschwür im Gehirn und machten ziemlich verschiedene Aussagen. Der Fall mußte aber dem Totenbeschauer angezeigt werden, und dieser ordnete eine Untersuchung an. Dr. Heron war vom Schmerz überwältigt und nicht zu trösten.

Bei den ziemlich bestimmten Aussagen der Aerzte, daß es sich um eine natürliche Todesursache handle, erwartete niemand eine sensationelle Entwickelung. Man wußte auch nicht, daß die Verstorbene mit Ruby Russel identisch sei, und als das aus zwölf Geschworenen und dem Totenbeschauer bestehende Totengericht zusammentrat, waren nur die Reporter anwesend, und das große britische Publikum durch ein halbes Dutzend Personen vertreten. Es war ja nichts los! Nur eine junge, glückliche Frau war plötzlich gestorben! Weiter nichts!

Die Verhandlung beginnt. Dr. Heron ist als Zeuge vorgerufen und erscheint, von Gram gebeugt. Der amtliche Totenbeschauer räuspert sich, und kaum hat er die Lippen geöffnet, so wird der Fall interessant. Es steckt mehr dahinter, als man glaubte. Er fragt die Geschworenen, ob sie während der nächsten zwei Monate London nicht verlassen werden. Das verrät, daß die Todesursache durch die Sektion nicht sichergestellt worden, daß die Analyse des Mageninhalts die Todesursache feststellen soll! Gift! Alles sieht Dr. Heron mißtrauisch an. Die erste Frage, die der Richter an ihn richtet, erhöht dieses Gefühl.

„Waren Sie verheiratet?“ — „Ja.“ — „Wie alt sind Sie?“ — „Neunundzwanzig Jahre.“ — „Ihre Frau ist gestorben?“ — „Ja.“ — „Plötzlich?“ — „Ja.“ — „Unter Umständen, die eine Totenschau erforderlich machten?“ — „Ja.“ — „Wann geschah das?“ — „Vor acht Jahren.“ — „Wo?“ — „In Jamaika.“

Das Frage- und Antwortspiel ergab, daß die Jury in Jamaika ein offenes Verdikt abgab, daß Dr. Heron, der dort seine ärztliche Praxis begonnen, sofort abreiste und nach Amerika ging, von wo er nach drei Jahren nach England zurückkehrte. Dann kam das Verhältnis mit Ruby Russell, die Reise nach und von Afrika. Warum blieb er nicht dort? Es ergab sich, daß Dr. Heron eine junge Verwandte hatte, ein hübsches und steinreiches Mädchen, das er, sobald es das zwanzigste Jahr erreicht, einer getroffenen Familienvereinbarung gemäß heiraten sollte. Die Dame stand an der Schwelle des zwanzigsten Geburtstages, als Dr. Heron zurückkehrte, um, wie er sagte, das Verhältnis aufzulösen. Konnte er dies nicht brieflich thun? Warum heiratete er Ruby nicht, die ihn beständig beschwor, es zu thun? „Wie soll ich ohne sie leben!“ rief er verzweifelnd aus, als sie in seinen Armen ihr Leben aushauchte. „Sie war mir alles, ich kann ohne sie nicht leben!“ Und doch fesselte er sie

nicht vor dem Altar an sich, gab seine schöne Praxis in der Kapstadt auf und kehrte nach London zurück, als sein Bäschen den bedeutungsvollen zwanzigsten Geburtstag feiern sollte. Er besuchte sie, er machte immer Anstalten, das Verhältnis zu lösen, und that es doch nicht.

„War Ruby eifersüchtig?" fragte der Richter.

„Ja."

„Drohte sie Ihnen?"

„Ja."

„Womit?"

„Sie werde sich vergiften."

„Hatten Sie Gift im Hause?"

„Nur etwas Morphium."

„Glauben Sie, daß sie davon eingenommen?"

„Ich weiß es nicht, ich kann es nicht sagen."

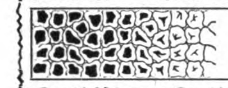
Und damit wurde die Verhandlung vertagt.

Es heißt nun, daß die schöne Ruby sich selbst vergiftet hat, im Vollbewußtsein, daß der Verdacht auf ihren Geliebten fallen müsse, der sie, wie sie glaubte, verraten hatte und seiner Angelobten opfern wollte. Sie wollte sich so rächen; sie wußte, daß die öffentliche Meinung stets von Verdacht erfüllt ist, wenn es sich um solche Fälle handelt, daß alle Momente gnadenlos gegen den Mann in die Wagschale geworfen werden, der Grund hatte, sich einer ihm zur Last gewordenen süßen Bürde zu entledigen. Der Galgen drohte ihm, und diese Rache war Ruby entschlossen, mit ihrem Leben zu erkaufen. So sagten Dr. Herons Freunde. Wie aber, wenn er sie vergiftet hat? Verdächtig genug sah die Sache aus, und Dr. Heron ist dem Verdacht erlegen, ehe er vor den Richter kam. Ruby ist gerächt!

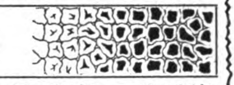
Von der Totenschau begab er sich in ein Hotel, und dort fand man ihn am folgenden Tage mit durchschnittenem Halse tot. Er lag mit einem Polster unter der Brust auf dem Boden. Er hatte ein Waschbecken unter den Hals gestellt, um das ausfließende Blut aufzufangen; dann durchschnitt er seine Kehle, und als er verblutete, schrieb er auf ein Blatt: „Ich liebte nur Ruby und hoffe, bald wieder mit ihr vereint zu sein!"

War er der Mörder Ruby's oder das Opfer ihrer abgefeimten Rache? Wird in die dunkle Angelegenheit jemals Licht kommen?



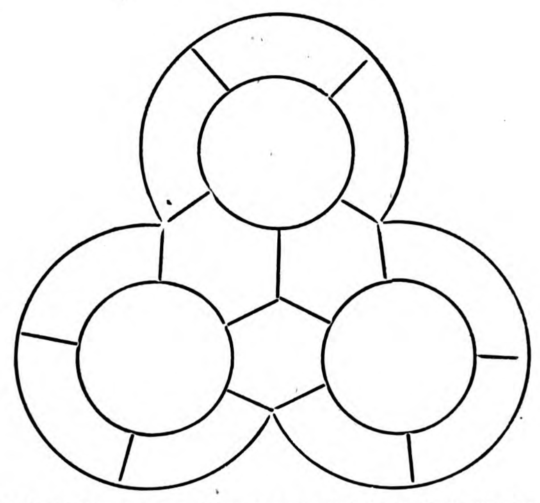


Rätsel-Ecke.



Hexenringe.

Von Richard Wöleke.



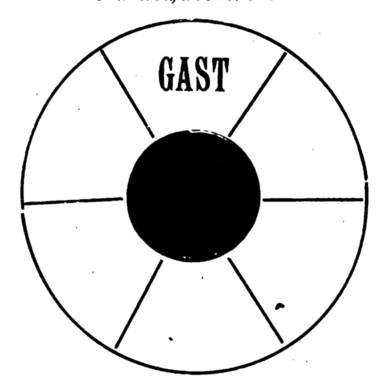
Die Buchstaben a a a a l l m m s t t t sind so in die Figur einzutragen, daß die fünf Felder eines jeden Ringes ein Wort bilden von folgender Bedeutung: 1. Teil eines Baumes, 2. Insel, 3. Gebirge.

Ziffern-Rätsel.

Sieben Freunde waren zugleich sieben Stammgäste in einem angesehenen Bier-Lokale. Der erste ging alle Tage ins Lokal, der zweite alle zwei Tage, der dritte an jedem dritten Tage, der vierte an jedem vierten usw.; der siebente ging jeden siebenten Tag. „Wenn ich Sie alle beisammen sehe," sagte nach einigen Wochen lächelnd der Wirt, „so gebe ich Ihnen freie Zeche. Aber das wird schwerlich je vorkommen." Der Wirt irrte sich indessen; es kam doch vor, daß alle sieben Stammgäste beisammen waren. Nach wie viel Tagen geschah dies?

Ring-Metamorphose.

Von Richard Wöleke.



Von dem Worte „Gast" ausgehend, soll man durch Hinzufügung, Streichung oder Aenderung eines Buchstabens so wieder zu dem Worte Gast gelangen, daß die 5 Zwischenstufen stets neue Worte nennen.

Streich- und Ergänzungsaufgabe.

Sage, Angel, Münze, Rede, Olga, Nürnberg, Elster,
Alter, Baden, Irrlicht, Lima, Leyden, Jena, Eifer,
Liebe, Anton, Trier, Egge, Ruder, Sommer.

Man streiche von jedem der oben angeführten Wörter die erste Silbe und stelle hingegen eine neue Silbe vor. Die Anfangsbuchstaben der neu erhaltenen Wörter ergeben den Namen eines mittelhochdeutschen Dichters. Zur Verwendung kommen folgende Silben:

am, au, bau, ce, chi, em, er, frie, ha, ham,
lan, mei, new, nord, oi, or, ri, schwe, va, wie.

Auflösungen aus Band VII.

Fächer-Rätsel: Orel, Oder, Odin, Oheim, Opal, Oper, O.

Diamant-Rätsel: M, Ham, Tiger, Gendarm, Magdeburg, Lemberg, Laura, Orb, G.

Lawinen-Rätsel: Ave, Save, Slave, Sklave.

Rätsel: Eisenbahn, Eisbahn.

Verwandlungsaufgabe: Hut, Ale, Mai, Ill, Heu, Tau, — Hamlet.



